

BAU UND EINRICHTUNG

der

deutschen Bauten

im Mittelalter

mit Beziehungen auf Oberösterreich

von

Johann Nep. Cori,

k. k. Militär - Bezirkspfarrer für Oberösterreich und Salzburg, Besitzer der Kriegsmedaille; Proto - Ehrendomherr des Kathedral - Kapitels, Konsistorialrath und bischöflicher Notar zu Budweis; geistlicher Rath zu Mainz; Korrespondent der k. k. Central - Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale; Ehren - Mitglied des Museum Franciscus - Carolinum des Landes Oesterreich ob der Enns.

Mit 104 Abbildungen im Texte.

— — — — —

Vorwort.

Die Vorliebe für den mittelalterlichen Burgenbau erwachte schon frühzeitig in mir. Ich wurde in einer Burg geboren und auferzogen. Schon als Kind schaute ich die altersgrauen Mauern mit ganz regem Interesse an, denn sie waren der Sage nach die Stätte der weissen Frau von Neuhaus. Dem Knaben wurde die Burg Neuhaus besonders lieb, weil ihre grossentheils unbewohnten und ruinösen, damals noch leicht zugänglichen Hallen, Kemenaten, Treppen und sonstigen Räume ihm und seinen Gespielern den schönsten Tummelplatz boten. Als Jüngling betrachtete ich mit vielem Wohlgefallen den gewaltigen Sitz der mächtigen böhmischen Dynasten von Neuhaus, deren reiche Geschichte zu erforschen ich mich bemühte. Als mich darauf mein Beruf an den seiner Burgen und Ruinen wegen so berühmten Rhein brachte, und dort viele Jahre weilen liess, fand meine Vorliebe für den Burgenbau eine neue und reiche Befriedigung.

Was ich bei Besichtigung vieler Burgen untersucht und durchforscht hatte, wurde notirt, mit dem, was ich über solche Bauten zu lesen bekam, vermehrt, und endlich zu einem Ganzen verarbeitet. Ich that es damals nur zu meiner Instruktion, ohne an eine Veröffentlichung zu denken.

Als jedoch die Leiter des römisch-germanischen Museums in Mainz von meiner Abhandlung Kenntniss erhalten und Einblick in sie genommen hatten, spendeten sie ihr die freundlichste Anerkennung, und drangen in mich, an den öffentlichen Vorlesungen, welche während der Winterszeit im Musealsaale zu Mainz abgehalten wurden, theilzunehmen und über mittelalter-

lichen Burgenbau vorzutragen. Ich that es, und fand auch beim Publikum ein solches Interesse, dass man die Drucklegung meiner Abhandlung zu ventiliren begann. Allein die damaligen politischen Verhältnisse führten mich nach Oesterreich zurück und zwar bis nach Galizien und machten es mir unmöglich, noch einmal die rheinischen Burgen zu besuchen, um neues und umfassenderes Material zu holen. Die Abhandlung in ihrer damaligen Beschaffenheit war für den Druck noch nicht reif.

Nachdem später Linz mein Wohnort geworden, und ich daselbst mit dem Museum *Francisco-Carolinum* in Verbindung getreten war, kam auch hier meine Abhandlung zur Sprache. Der provisorische Referent der archäologischen Sektion, Herr k. k. Rittmeister Adolf Winkler, war so gütig, ihr seine Aufmerksamkeit zu schenken, sein Urtheil lautete ebenfalls sehr günstig, auch drang er in mich, die Abhandlung zu veröffentlichen, und zwar auf Kosten des Museums. Seiner so liebenswürdigen Aufforderung konnte ich nicht widerstehen. Ich unternahm es nun, die Abhandlung für den Druck neu zu bearbeiten, und einstweilen im Allgemeinen auf Oberösterreich in Beziehung zu bringen. Die ausführlicheren Beschreibungen und Illustrationen einzelner oberösterreichischer Burgen sollen in späteren Jahres-Berichten des Museums nachfolgen.

Ein anderer Grund für diese Veröffentlichung liegt auch darin, dass eine umständliche Darstellung des gesammten mittelalterlichen Burgenbaues gewiss von vielen lebhaft begehr wird, die Männer vom Fache aber, welche darüber ein Werk zu schreiben im Stande wären, bisher schwiegen. Wie die meisten Burgen nur noch in Bruchstücken existiren, so besteht auch die Literatur über sie bis jetzt nur aus nicht zahlreichen Fragmenten, nämlich einzelnen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und aus wenigen kleineren Brochuren. Es wurde zwar vom Herrn Obersten Krieg von Hochfelden eine Geschichte der Militär-Architektur des früheren Mittelalters, Stuttgart 1859, veröffentlicht, allein sie reicht nur bis in das XII. Jahrhundert, und das nicht minder ausgezeichnete Werk des Franzosen *Viollet Le Duc* über mittelalterliche Militär-Architektur ist für Deutschland nicht

durchweg anwendbar, weil der deutsche Burgenbau namentlich in seiner Anlage von jenem in Frankreich verschieden ist.

Wenn aber auch die vorliegende Abhandlung in fachwissenschaftlicher Beziehung ihre Mängel hat, so dürfte es doch keine Anmassung sein, wenn ich glaube, dass sie als populäre, bis jetzt ausführlichste und mit so vielen Illustrationen ausgestattete Beschreibung des Baues und der Einrichtung mittelalterlicher Burgen billigen und unbefangenen Anforderungen genügen werde, und somit keine unnütze Veröffentlichung sei. Ich möchte sie mit einem Bouquet oder einem Mosaikbild vergleichen, zu welchem die verschiedenen Blumen oder die bunten Steinchen aus vielen, mitunter schwer zugänglichen Ruinen und Schriften nicht ohne Mühe gesammelt worden sind. Die Citirung der Quellen schon im Verlaufe des Textes hätte die Setzerkosten vertheuert, und die ohnehin schon grossen Auslagen noch mehr erhöht. Darum wird die benützte Literatur erst am Ende der Abhandlung angeführt.

Zur Veröffentlichung dieser Abhandlung bewog mich auch die Hoffnung, dass dadurch mancher angeeisert werden könnte, seine Aufmerksamkeit und Forschung den mittelalterlichen Burgen zuzuwenden. Die Geschichte der burglichen Architektur ist ein kaum angebautes Arbeitsfeld; es gibt noch sehr viele Ruinen, die entweder ganz unbeachtet, oder noch nicht gehörig untersucht worden sind, und ohne Zweifel sichere Ausbeute versprechen. Da müssen viele mitwirken und sammeln. Der Einzelne ist nicht im Stande, diess zu thun und Vollständiges zu liefern.

Die Illustrationen, von welchen nur die auf Oberösterreich sich beziehenden mit Aufschriften versehen wurden, um sie von denen anderen Ländern angehörenden zu unterscheiden, sind, 56 an der Zahl, vom Herrn Otto Paar, Zeichenlehrer am k. k. Staats-Gymnasium und Supplenten an der k. k. Ober-Realschule in Linz, theils nach bereits vorhandenen Abbildungen, z. B. aus der von Cohausen verfassten Abhandlung über Bergfriede, theils nach der Natur ausgeführt. Ich erachte es als eine angenehme Pflicht, obgenanntem Herrn hier meinen besten Dank auszusprechen, sowohl für seine grosse Sorgfalt, Gewandtheit und

Liebe, welche er seiner nicht leichten Aufgabe widmete, als auch für seinen unverdrossenen Eifer, mit welchem er mich bei der mitunter nicht gefahrlosen Untersuchung der hie und da sehr steil gelegenen, zerrissenen und morschen Ruinen Oberösterreichs begleitete und unterstützte.

Für die übrigen Illustrationen war Herr Dr. Karl Lind, k. k. Ministerial-Sekretär im Handelsministerium, Redakteur der Mittheilungen der k. k. Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, so gütig, die Cliche's dieser Zeitschrift dem Museum *Francisco-Carolimum* zur Verfügung zu stellen, für welche besondere Gunst ihm hiermit im Namen des Museums der ergebenste Dank gezollt wird.

Der grösste Dank aber gebührt dem Herrn k. k. Rittmeister Adolf Winkler, welcher die Veröffentlichung dieser Abhandlung und ihre Ausstattung mit Illustrationen ermöglichte, und sich auch der Korrektur des Druckes mit dem ihm eigenthümlichen Eifer unterzog.

Linz, am 16. Mai 1874.

Joh. Nep. Cori.

A

Einleitung.

Burg hiess vor Alters im Allgemeinen jeder zur Sicherheit Definition. und Verwahrung von Menschen und Sachen dienender Ort und wurde in der ersten Zeit auf einen befestigten, grösseren, stadtartigen Waffenplatz bezogen. Daher auch der Name „Bürger“.

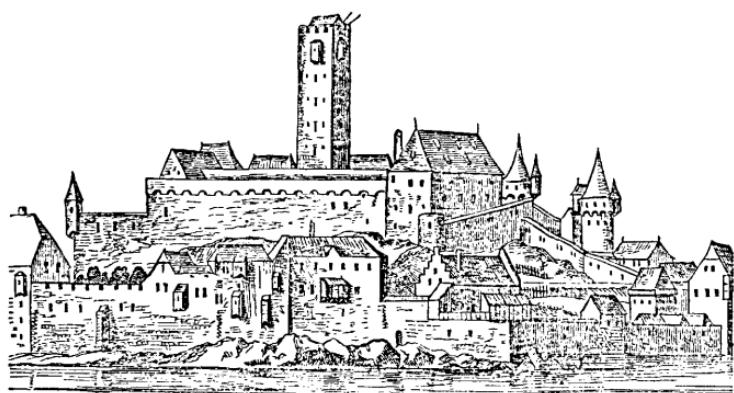
Eine solche Bedeutung hatte die Anesburg, später Ens, in Oberösterreich gleich bei ihrer Entstehung. Denn nach den ältesten Nachrichten über ihre Gründung wurde sie gegen die Ungarn auf dem Gebiete zweier Herren, des Grenzgrafen Aibo und des Stiftes St. Florian errichtet, lag also wahrscheinlich schon damals, wie jetzt, auf zwei Bergen, dem Schmidberg und Ensberg, und bekam demnach gleich ursprünglich eine ausgedehntere fortifikatorische Umfassung, als dies bei gewöhnlichen Burgen später der Fall war. Daher wird auch in den ersten Berichten über ihre Entstehung von ihr nicht als einer Burg, sondern als einer Stadt gesprochen. Die Anesburg wurde *urbs, civitas, oppidum*, nie aber *castrum* genannt.

Der späteren und gewöhnlichsten Bedeutung nach war eine Landburgen. Burg ein einzeln stehender, gegen feindliche Angriffe durch Ringmauern, Thürme und auch Gräben befestigter, ständiger Landsitz einer vollfreien Person oder eines edlen Geschlechtes, mehrerer Familien von hohen oder niederen Adel.

Es kam indessen nicht selten vor, dass die Landesherren und Stadtburgen. manche Adelsfamilien nicht nur auf dem Lande, sondern auch in den Städten burgartige Wohnsitze besassen. Dieselben waren entweder innerhalb der Stadt oder etwas abseits gelegen. Die Burg in der Stadt befand sich unmittelbar an der Ringmauer, um in Zeiten der Feindesnoth die herbeigeeilten Hilfstruppen aufzunehmen, und hatte nicht nur gegen aussen, sondern auch gegen die Stadt zu ihre geschlossene starke Umfassung und Gräben. Die Burg ausserhalb der Stadt lag gewöhnlich höher und war mit dieser durch sich hinabziehende Schutzmauern verbunden.

Die meisten Stadtburgen sind älter als die Städte; letztere entstanden nach und nach unter dem Schutze der Burg und führten in der Regel deren Namen. Die Stadtburgen bildeten zur Zeit der Bedrängniss durch äussere Feinde das Kastell, den festesten Vertheidigungspunkt und letzten Zufluchtsort der Stadt. Es ereignete sich aber auch, dass die Bürger, wenn ihre Stadt zur Bedeutung und Macht herangewachsen war, mit den Burgherren nicht immer in Frieden, sondern manchmal in Fehde lebten.

In Oberösterreich standen Burgen in den Städten: Braunau, Eferding, Ens, Freistadt, Linz, Schärding (Fig. 1.), Steyr und Wels.



Schärding. (Fig. 1.)

In Ens lag die älteste Burg, welche aber jünger als der Ort war, auf der im heutigen Schlossparke gegen das Wasser zu befindlichen Höhe, die von der damals dort gestandenen Kapelle den Namen St. Georgsberg erhielt, welche Benennung auch auf die Burg überging. Hier wohnten zuweilen die Markgrafen von Steyermark. Nach ihrem Aussterben verfiel die Burg und es wurde innerhalb der Stadt die landesfürstliche Ensburg erbaut, welche sich in der Nähe der jetzigen Pfarrkirche befand, aber bereits im XV. Jahrhunderte ihre fortifikatorische Bedeutung verlor. Denn im Jahre 1453 wurde der Burggraben zwischen der Frauenkirche und der Stadt, „welcher vormals zur Veste in Ens gehört hatte“, mit seinem Zubehör zur Nutzniessung in Lehen geben, und im Jahre 1459 „die herzogliche Behausung“ — also nicht mehr die Burg — zu Ens dem Eberhart von Capellen verpfändet.

In Wels gehört die landesherrliche Burg mit ihrem Ursprunge der ältesten Burgenzeit an. Die zweite ebenfalls innerhalb der Stadt Wels erbaute Burg Pollheim nahm ihren Anfang im XIII. Jahrhunderte.

Der Name „Burg“ wird in deutscher Sprache auf verschiedene Wurzelwörter zurückgeführt. Er wird hergeleitet von „Berg“, auf welchem die Burg gewöhnlich lag; oder von dem Worte „Bergen“ d. h. in Sicherheit bringen; oder auch von dem veralteten „Byrgen“, was so viel als verschliessen bedeutet. Letztere Muthmassung findet darin einige Begründung, dass auch das Wort „Schloss“ von schliessen abstammt. Schon im XIV. Jahrhunderte kommt in Oberösterreich die Benennung „Geslos“ statt Burg vor.

Der Ausdruck Schloss bezeichnet aber im Mittelalter gewöhnlich nur ein festes und verschlossenes Wohnhaus, während im Worte Burg mehr der Begriff eines festen Platzes liegt, der auch eine kriegerische Bestimmung und Anordnung hatte, und nicht nur als Wohnsitz eines oder mehrerer Geschlechter, sondern auch noch zur Aufnahme und Verwendung einer bewaffneten Besatzung eingerichtet war.

Das Wort Burg ist indessen viel älter als die deutschen Burgen. Bei den byzantinischen Griechen bedeutet *πύργος* einen Thurm und überhaupt jedes hervorragende Gebäude; seit dem VI. Jahrhunderte wurde es auch für Burg angewendet. Bei den Römern hiess *burgus* ein kleines Kastell.

Das Recht Burgen zu bauen, welches die ersten karolingischen Kaiser ausschliesslich in Anspruch nahmen, ging gegen Ende des IX. Jahrhundertes auf die weltlichen und geistlichen Fürsten über, und wurde im Laufe des X. Jahrhundertes den Grafen- und bald auch den Herren- oder Baronen-Geschlechtern anheimgegeben, besonders wenn sie in ihrem Grossgrundbesitze die Landeshoheit ausübten, wie z. B. die Schaunberger in Oberösterreich. Nur auf fremden Gebiete war ihnen der Bau der Burgen gesetzlich verboten. Später wurde man in der Zulassung des Burgenbaues auch gegen die mindermächtigen und kleineren Lehenträger nachsichtiger.

Nach dem österreichischen Landrechte, welches im Anfange des XIII. Jahrhundertes die seither bestandenen Gesetze zusammenstellte, stand es jedem Grundherren frei, innerhalb seines Gebietes, jedoch in der Ebene, ein Haus von zwei Stockwerken aufzuführen und es mit einem neun Schuh breiten und sieben Schuh tiefen Graben zu umgeben; aber das Haus durfte keine vortretende Rund-

Recht zum
Burgenbau.

gallerie zur vertikalen Vertheidigung, keinen Wehrgang und keine Zinnen haben. Wollte Jemand eine Burg oder ein befestigtes Haus bauen, so musste er sich ausweisen, dass er von der nächsten Umgebung 30 Pfund Geldes an Einkünften beziehe und die umliegenden Gutsbesitzer mussten versichert werden, dass sie von der neuen Burg keinen Nachtheil zu befürchten haben. Auch durfte im Umkreise einer schon bestehenden Burg und zwar in der Distanz einer Rast (Meile?) keine neue, einem anderen Eigenthümer gehörige Burg erbaut werden. Endlich konnte ohne Einwilligung des begüterten Adels eines Gaues selbst der Landesfürst keine Erlaubniss zum Baue einer Burg ertheilen. Später jedoch, im XIV. Jahrhunderte, genügte seine alleinige Genehmigung.

Als gegen das Ende des XIII. Jahrhundertes nach der kaiserlosen Zeit wieder geregeltere Zustände zur Geltung kamen, wurden die Vorschriften über den Burgenbau verschärft, und um die zahlreiche Errichtung der kleinen Burgen des niederen Adels zu beschränken, angeordnet, dass Niemand in eines Grafen oder Barons Gebiete, wenn er auch darin ein Gut besass; ohne Bewilligung des Grafen oder Barons eine Burg bauen dürfe.

Alle diese Gesetze über den Burgenbau wurden unter schwachen Regenten und in den Zeiten der so häufigen Parteiung und Anarchie nur zu oft umgangen und verletzt.

Beweggründe zum Burgenbau. Die Burgen des VIII. und IX. Jahrhundertes waren blos für rein militärische Zwecke des Staates erbaut worden, und zwar zur Unterwerfung der Sachsen und zur Bewachung der Grenzen. Später errichtete man sie zum Widerstande gegen die Ungarn, zur Behauptung der eroberten slavischen Gebiete und Beschützung der östlichen Landesgrenze gegen die Einbrüche der benachbarten slavischen Stämme. In ihnen hatten oft die im kaiserlichen Dienste stehenden Mark- und Grenzgrafen ihre Amtswohnung.

Die Familiensitze der grossen Adelsgeschlechter befanden sich im VIII. und IX. Jahrhunderte in ausgedehnten Herrenhöfen, die aus mehreren niedrigen und hölzernen Gebäuden bestanden und durch eine Einfählung umschlossen waren, welche blos die Zusammengehörigkeit andeuten, nicht aber zur Befestigung dienen sollte. Im Herrenhause war der Saal für die Versammlungen und Gastmähler, ein anderes Haus hatten die Frauen für sich, die übrigen Gebäude dienten zur Unterkunft der Gäste und Dienstleute, zu Werkstätten und als Küche, Stallung und Speicher.

Der Bau der eigentlichen erblichen Burgen oder wehrhaften Wohnsitze adeliger Familien begann im X. Jahrhunderte und da vorerst nur bei den grossen Geschlechtern.

Als mit dem allmählichen Verfalle der kaiserlichen Macht gegenüber den Grossen die angestellten Grafen selbstständige Dynasten und Eigenthümer von Staatsgütern wurden, und es nun galt, die auf verschiedene Art erworbenen und in erblichen Familienbesitz genommenen Ländereien mit dem Schwerte festzuhalten, zu vertheidigen und dauernd zu behaupten, musste man darauf bedacht sein, sich mit starken Schutzmitteln zu versehen. Zu diesem Zwecke wurden nun die Herrenhöfe mit Schanzen und Gräben umzogen und zur Verstärkung ein Thurm hinzugefügt. Bald jedoch suchte man sich solche Plätze aus, die durch ihre Lage und Beschaffenheit des Bodens besonders widerstandsfähig und fest waren, und führte da von Grund aus neue wehrhafte Sitze auf.

Im XI. und XII. Jahrhunderte erwuchsen zahlreiche Adelsgeschlechter des Herren- oder Baronenstandes; mit ihnen mehrte sich das Streben nach neuen Länder-Erwerb und wurde bei dem sich immer mehr ausbildenden Lehenwesen und in anarchischen Zeiten leicht befriedigt. Dies und das jetzt herrschend gewordene Ritterwesen war eine weitere Ursache, dass eine Menge von Burgen entstanden.

Als nach dem Untergange der Hohenstaufen im XIII. Jahrhunderte, während der kaiserlosen Zeit, die Parteiung und Anarchie das deutsche Reich zerklüfteten, stets neue Fehden erzeugten und bei der zunehmenden allgemeinen Verwilderung die Kampfslust in Raubsucht ausartete, erhoben sich abermals viele Burgen. Diessmal nicht nur des hohen Adels und der reichen geistlichen Stifte, sondern auch des niederen Adels, der sich aus der Dienstmannschaft, d. h. aus den oberen Klassen der Hörigen mittlerweile herangebildet hatte.

Die Burgen wurden nicht blos als Schutzwehr, sondern auch aus Erwerbsucht, ja nicht selten für den Raub gebaut. Sie waren nicht nur ein Bollwerk gegen Feinde, sondern gaben auch die Mittel, um Freiheit, Unabhängigkeit und Eigenthum zu erringen und zu vermehren.

In Oberösterreich kommt die erste historische Nachricht über Burgenbau den Befestigungsbau im Jahre 900 vor, wo Ens entstand. Ebenso in Oberöster-
reich. geschichtlich nachweisbar ist der Ursprung der Styraburg, später

Stadt Steyr um das Jahr 980. Beide wurden zum Schutze gegen die Einfälle der Ungarn erbaut. Zu gleichem Zwecke lässt die Sage auch Ebelsberg, Wildenau, Reichersberg und Hohenchuchen bei Waldzell entstehen. Früher schon mochten die Gaugrafen ihre befestigten Amtssitze in Wels oder Lambach gehabt, und auch die Burg Attersee bestanden haben.

Das X. Jahrhundert liefert wenig Auskünfte über die oberösterreichischen Burgen. Damals waren viele Gegenden im Süden der Donau in Folge der durch die Ungarn vorgenommenen Raubzüge verödet, und im Mühlviertel breitete sich fast überall noch der Urwald aus.

Als aber im XI. und besonders im XII. Jahrhunderte viele Kolonisten und mit ihnen Adelsfamilien aus Baiern, Franken, Sachsen und auch aus Niederösterreich in das Land ob der Enns einwanderten, entstand rasch eine Menge Burgen, die im XIII. Jahrhunderte ihre Feuerprobe bestehen mussten.

Unter der Regierung Friedrich's des Streitbaren, 1230—1246, wurde nämlich das Land von feindlichen Einfällen und inneren Unruhen arg heimgesucht, und als dieser Herzog, der letzte Babenberger, starb, ohne einen bestimmten Erben zu hinterlassen, blieb Oberösterreich einige Zeit hindurch herrenlos. Es traten nun mehrere Bewerber um den erledigten Herzogsstuhl auf und suchten im Lande Anhang zu gewinnen. Dadurch wurden die ohnehin schon unter dem Adel herrschenden Parteiungen und gegenseitigen Befehlungen noch vermehrt, und arteten in allseitige Unterdrückung und Raubgier, in gänzliche Verwirrung und Anarchie aus, als mit dem Tode Friedrich's II. die berüchtigte kaiserlose Zeit begann, und Oberösterreich jetzt nicht einmal einen kaiserlichen Statthalter hatte, also nicht nur herrenlos, sondern auch gänzlich regierungslos war. Da musste jeder die Hand an das Schwert legen, um seine fortwährend bedrohte persönliche Freiheit und Existenz zu wahren. Jede Burg musste alle Augenblicke bereit sein, sich zu vertheidigen; viele wurden erstürmt und entweder aus Parteiwuth zerstört, oder von raubgierigen Rittern besetzt, um die im Lande zusammengeraffte Beute in Sicherheit zu bringen und weitere Raubausfälle zu machen. Manche Veste ist für diesen Zweck neu erbaut worden.

Als aber König Ottokar von Böhmen zum Herzog von Oesterreich gewählt worden war und Rudolf von Habsburg den Kaiserthron bestieg und 1276 die Verwaltung von Oesterreich übernahm und

dann dieses Land seinen Söhnen verlih, kehrte der innere Friede allmählig zurück und die öffentliche Ordnung und Sicherheit wurde mit fester Hand aufrecht erhalten. Rudolf verbot schon im Jahre 1276 die Erbauung neuer Burgen und Befestigungen in Oesterreich, gestattete jedoch den Wiederaufbau und die Herstellung aller widerrechtlich und ohne gehöriger Ursache zerstörten und verwüsteten Burgen und Vesten, und sein Sohn Albrecht befahl, die seit Herzog Friedrich's Tode neu erbauten zu brechen.

Bis gegen Ende des XIV. Jahrhundertes blieb das Land ob der Ens vor inneren Kriegen und feindlichen Einfällen so ziemlich verschont und es trat demnach ein Stillstand im Burgenbaue ein. Erwähnt wird blos der Bau von Piberbach 1341, Werfenstein bei Grein 1354, von Oberwallsee am Pösenbach 1364 und einer Burg auf dem Falkenberge 1368.

Als jedoch die Spannung zwischen Herzog Albrecht III. von Oesterreich und den Grafen von Schaunberg immermehr zur offenen Feindschaft und endlich 1380 zum Kriege führte, sind die vielen Burgen dieser mächtigen Dynasten und ihrer Bundesgenossen, sowie jene der Adelsgeschlechter, welche dem Herzoge folgten, mit neuen Befestigungswerken verstärkt worden. Die Fehde wurde auch fast nur mit Belagerung und Eroberung mehrerer Schaunberger Burgen zu Gunsten des Herzogs beendet. Eine andere Veranlassung, die Burgen Oberösterreichs in besseren Vertheidigungszustand zu setzen, ergab sich, als Herzog Albrecht III. 1390 die Raubburg Leonstein zerstörte, welche den mächtigen Rorern gehört hatte. Diese verbanden sich nun mit anderen Rittern und griffen die Besitzungen der Herren von Wallsee und von Capellen und anderer Getreuen des Herzogs an, bis man im Dezember 1392 Frieden schloss.

Im XV. Jahrhunderte kam in Oberösterreich das wildeste Faustrecht und die grösste Willkür zur vollen Herrschaft. Der öftere Zwist und Krieg zwischen den Herzogen von Oesterreich, die häufigen Aufstände theils einzelner, theils verbündeter Adelsgeschlechter gegen den Herzog und Kaiser Friedrich IV. riefen die erbittertsten Parteiungen und Fehden in's Leben. Dazu kamen die feindlichen Einfälle der Böhmen, später auch der Ungarn, die vielen Räuberbanden, welche sich aus den vom Kaiser und vom Adel entlassenen oder nicht befriedigten Söldnern gebildet hatten. Diese zogen nun raubend und sengend herum, und stürzten das Land in unsägliche Verwirrung und Drangsal. Alle Ordnung und Sicherheit, alle gesetz-

lichen Bande waren völlig aufgelöst, eine allgemeine Verwilderung ergriff alle Schichten der Bevölkerung, Gewaltthaten jeder Art wurden ohne Erbarmen verübt, nur die Macht des Schwertes herrschte. Da war es abermals für jeden Gutsbesitzer, auch des niederen Adels, dringend nothwendig, sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen, die Wohngebäude mit fortifikatorischen Bauten zu versehen, die bestehenden Burgen durch bessere Befestigungswerke zu verstärken, die verwüsteten wieder herzustellen oder neue zu erbauen.

Zu diesem Zwecke wurden von den Unterthanen sowohl auf den landesfürstlichen Herrschaften, als auf den Gütern des Adels, Geld, Lebensmittel und Frohdienste ohne Zahl und Mass gefordert und auf sehr harte Weise erzwungen. Es geschah auch, dass beutesüchtige Glücksritter eine Schaar niederen Volkes zusammenfingen und fortschleppten, um sie bei Erbauung einer Raubveste zu verwenden und dann zu verkaufen. Die herumziehenden Söldnertruppen errichteten befestigte Feldlager, nach welchen sie sich immer zurückzogen.

Während des Mittelalters kommen in den vier Kreisen des heutigen Oberösterreichs beiläufig 500 Burgen und mehr oder weniger befestigte Edelsitze vor. Ganz genau lässt sich diese Zahl nicht angeben, weil manche Burgen und kleine Vesten, ohne eine Spur zu hinterlassen, wieder verschwunden sind, und bei manchen Schlössern nicht ersichtlich gemacht werden kann, ob ihr Ursprung bis in das Mittelalter reicht.

Gemein-
schaftlicher
Aufbau und
Besitz einer
Burg.

Der Bau, die wohnliche Einrichtung, Kriegsausrüstung und Erhaltung einer Burg, besonders wenn sie umfangreich und in ihrer äusseren Erscheinung schön sein sollte, war immer mit grossen Auslagen verbunden. Nur das rohe Baumaterial und die niederen Arbeitskräfte kosteten nichts, weil sie von den zum Frohdienste verpflichteten Leibeigenen verrichtet wurden; allein diese, oft in grösserer Anzahl, mussten doch während einer langen Bauzeit verpflegt und die in solchen Bauten erfahrenen Bau- und Werkmeister in Lohn genommen werden. Um die vielen Kosten zu bestreiten, reichte das Vermögen eines Einzelnen und die Beiträge seiner Unterthanen an Geld und Lebensmitteln nicht hin, und so geschah es nicht selten, dass mehrere Adelsfamilien von derselben Abstammung oder befreundeten Gesinnung in Gemeinschaft eine einzige Burg erbauten oder erkaufte, und sich über deren Miteigenthum, Erhaltung und Vertheidigung in sogenannten Burgfriedens-Urkunden, Familien-

theilungen, Eintritts-Servituten einigten. Diese Verbindung hieß in Deutschland Ganerbenschaft.

Auch in Oberösterreich kam es vor, dass eine Burg mehrere Eigentümer hatte, von denen jeder einzeln den ihm zugehörigen Burghügel vererben, verkaufen oder verpfänden konnte.

Der erste in der Geschichte bekannte deutsche Burgbaumeister war Bischof Benno II. von Osnabrück, † 1088, wie überhaupt die Geistlichen damals bis zu den Kreuzzügen, als Träger aller geistigen Thätigkeit, die Baumeister der gesammten abendländischen Welt waren. Seit dem XIII. Jahrhunderte aber, als die Macht und Bildung in den Städten wuchs, wurden die bildenden Künste als bürgerliches Handwerk von zünftigen Meistern aus dem Laienstande betrieben und seitdem lieferte Deutschland Festungsbaumeister in grosser Zahl. Sie waren eigentlich wandernde Ingenieurs, welche gegen Entgelt für die Fürsten, Adeligen und Städte die Anlage, den fortifikatorischen Plan besorgten und die weitere Ausführung der Baulichkeiten gewöhnlich den einheimischen Meistern überliessen.

Burgbau-
meister.

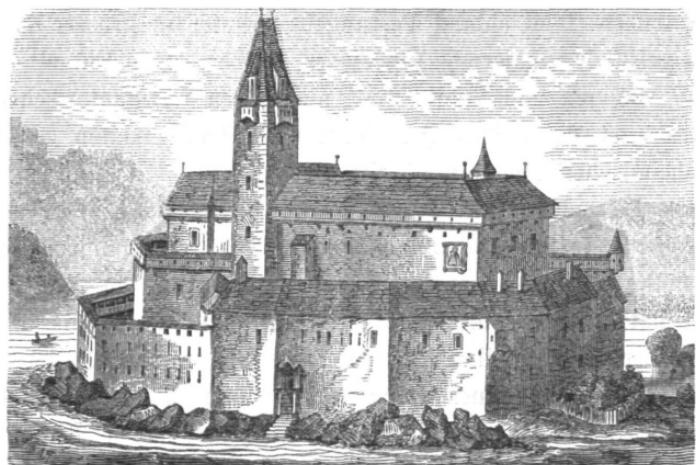
Als Leitfaden dienten die Werke *Vitruvius*: „*de architectura*“ und „*Epitome institutorum rei militaris*“, welche der römische Militärschriftsteller *Vegetius* um das Jahr 375 n. Chr. in fünf Büchern verfasst hatte. Die zahlreich vorhandenen Abschriften dieser Werke sind ein Zeugniss für ihre grosse Verbreitung im Mittelalter.

Bei Erbauung einer Burg wählte man wo möglich felsigen Burgstelle. oder mit Steinblöcken gemischten Grund und einen dominirenden Platz, oder ein Terrain, welches an und für sich den Angriff erschwerte, die Befestigung erleichterte, der Kunst nicht zu viel zu thun übrig liess und den passiven Widerstand, auf den es hauptsächlich abgesehen war, förderte.

Sehr gerne baute man auf den Grundmauern römischer Burgen, deren Ueberreste aus dem Untersatze der Ringmauern und Thürme, ja sogar aus einem ganzen Thurme bestehend, am Rhein und an der Donau hin und wieder zu finden waren. So entstand wahrscheinlich die Burg Linz.

Im flachen Lande wurden Plätze auserlesen, die von fliessenden Wasser- und Uferburgen. oder stehenden Gewässern, Seen, Teichen oder Sümpfen ganz oder zum Theile umgeben waren, oder wo die breiten Gräben von einem benachbarten Flusse oder Teiche mit Wasser gespeist werden konnten. Die auf solchen Plätzen erbauten Burgen führten den Namen Wasser- oder Uferburgen.

Zu den bemerkenswerthen mittelalterlichen Wasserburgen in Oberösterreich gehörten im Hausruckviertel: Aistersheim vom Jahre 1150, Erlach 1094, Freiling 1158, Galsbach 1120, Irrnharting 1235, Köppach 1144, Parz 1150, Roit 1088, Traun 1120, Weidenholz 1228; im Innviertel: Schwend, Wernstein 1200; im Mühlviertel: Grub, Gneusenau 1161, Schwertberg 1287, St. Veit 1230; im Traunviertel: Bernau 1170, Gschwendt 1347, Hub 1200, Leonbach 1177, Neidharting 1200, Ottstorf 1170, Stadlkirchen 1074, Weier 1385, Weitersdorf 1200. In Seen standen die Burgen: Kammer 1178, Litzelberg 1313, Ort 1092. In der Donau: Spielberg 1149 (Fig. 2.),



Spielberg. (Fig. 2.)

Wörth am Strudel und Haustein am Wirbel. Die hier angeführten Jahreszahlen bezeichnen nicht die Zeit des Entstehens der Burgen sondern nur das Jahr, in oder um welches ihr Name zum ersten Male genannt wird.

Höhen-
burgen.

Günstiger für den Burgenbau war eine gebirgige Gegend. Man wählte hier entweder isolirte, mässig hohe, selten sehr hohe Bergkegel und völlig freie Bergkuppen, die durch einen Einschnitt vom Gebirgsstocke getrennt waren, oder nach allen Seiten hin jäh abfallende Felsen und half im Notfalle durch Abmeiselung des Gesteines oder Ausmauerung minder abschüssiger Stellen der Natur nach, da bei der Befestigung die Steilheit des Platzes die Hauptsache war. Auch suchte man sich und zwar mit Vorliebe eine Stelle aus, die

wie eine Halbinsel, als Bergzunge, vortrat, oder an Abhängen als steile Felsklippe vorsprang, in Staffeln niederstieg und nur auf einer Seite mit dem Gebirge zusammenhing. Hier bot sich dem Angriffe nur eine kurze Front dar, auf welche dann alle Künste der Befestigung und Vertheidigung: tiefe, breite Gräben, hohe, dicke Mauern, starke Thürme angewendet wurden, während die Seiten und der Rücken durch unersteigliche Felsabhänge und Steinrauschen gesichert war.

Solche auf hohen Plätzen oder auf Felsen und Klippen an deren äussersten Rande hingeklebten Burgen nennt man Höhenburgen, Felsburgen oder Bergvesten.

In Oberösterreich sind in dieser Beziehung besonders zu nennen:

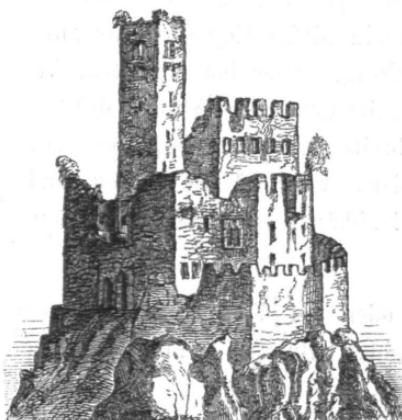
Lage
oberösterre-
chischer
Burgen.



Stauf. (Fig. 3.)

Auf der Höhe frei aufsteigender Berge und Hügel im Hausruckviertel: Frankenburg 1160, Stauf 1145, Wartenburg 1128, Wolfsegg 1176; im Innviertel: Iben 1070, Spitzenberg; im Mühlviertel: Aist 1125, Altenhof 1180, Arbing 1137, Dornach 1200, Freudenstein 1308, Klingenberg 1277, Oberwallsee 1364, Ottensheim 1148, Riedeck 1256, Rutenstein 1160, Alt-Wachsenberg 1146, Weinberg 1274; im Traunviertel: Kremseck 1412, Leonstein 1390, Schlüsselberg 1150, Wunderburg oder Gugelberg 1391. (Fig. 3.)

Auf isolirten Felsen und auf an Bergabhängen vorspringenden Felsklippen im Innviertel: Krämpelstein 1200; im Mühlviertel: Falkenstein 1140, Lichtenhag 1308, Lobenstein 1207, Partenstein 1262, Pührenstein 1170, Reichenstein 1230, Roteneck 1308, Schallenberg 1165, Schönberg 1245, Thumb, Werfenstein 1354, Windeck 1208; im Traunviertel: Claus 1192, Losenstein 1186, Pernstein 1036,



Thumb. (Fig. 4.)

Scharnstein 1204, Wildenstein 1250; im Hausruckviertel: Wesen 1125. (Fig. 4.)

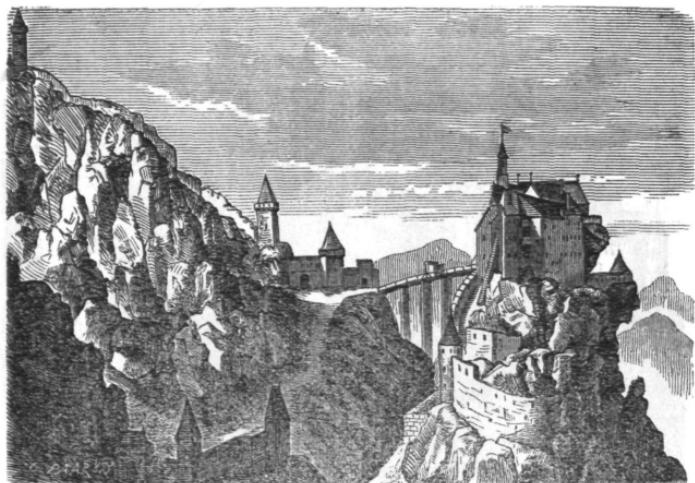
Auf mehr oder weniger halbinselartig vortretenden Berg- oder Hügelrücken im Hausruckviertel: Kogel 1263, Schaunberg 1160, Starhemberg 1176, Tolet 1170, Trateneck 1316; im Innviertel: Vichtenstein 1116; im Mühlviertel: Clam 1128, Eschelberg 1209, Hagenberg 1139, Haychenbach 1173, Innerstein 1400, Kreutzen

1125, Luftenberg 1220, Marsbach 1075, Neuhaus 1319, Piberstein 1256, Prandegg 1287, Ranarigl 1268, Sprinzenstein 1253, Steyregg 1136, Tannberg 1140, Waldenfels 1461, Wildberg 1130; im Traunviertel: Achleiten 1189, Ebelsberg 1071, Seisenburg 1126, Weissenberg 1189. (Fig. 5.)



Piberstein. (Fig. 5.)

Zunächst der Angriffsseite hatten einen tiefen, breiten Graben: Neuhaus, Pernstein, Prandegg, Ranarigl, Scharnstein, Schaunberg, Schlüsselberg, Starhemberg, Tolet, Wildberg. (Fig. 6.)



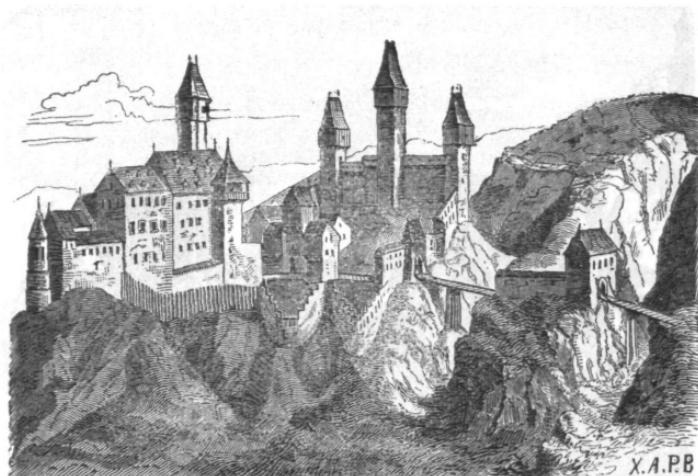
Pernstein. (Fig. 6.)

Hohe, dicke Mauern oder Gebäude: Falkenstein, Prandeck, Wildenstein, Wernstein. (Fig. 7.)



Falkenstein. (Fig. 7.)

Starke Thürme; Luftenberg, Pernstein, Scharnstein, Schaunberg, Steyregg, Tolet. (Fig. 8.)



(Schaunberg. Fig. 8.)

Bauplan.

Beim Burgenbau war der Bauplan namentlich seit dem XIII. Jahrhunderte vorerst durch die Bestimmung der Burg bedingt, sei es als Landesveste, Herrenburg oder als Schutzwehr und Festhaltung der Grenze, der anliegenden Besitzung, einer Stadt, eines Engpasses, einer Land- oder Wasserstrasse und anderer wichtiger Punkte; wohl auch als Gefängniss oder als Schlupfwinkel von Raubrittern. Die Vesten blos für den Raub baute man gerne in einer versteckten Lage, in tiefen Felsschluchten; sie waren des raschen Baues und der leichteren Vertheidigung wegen gewöhnlich klein, aber stark befestigt.

Der Bauplan hing ferner von der Beschaffenheit der Burgstelle ab. Da man diese vorzugsweise auf Bergen und Felsenhöhen wählte, so suchten die Baumeister alle Erhöhungen, Vorsprünge und Windungen des Felsgesteines zu benutzen, um, freilich oft auf Kosten der Bequemlichkeit der Wohnungen und architektonischen Schönheit, dem Hauptzwecke eines solchen Baues, Festigkeit und Unbezwingbarkeit, nach den Ideen jener Zeit zu entsprechen. Daher die Unregelmässigkeit der Umfassung, die bewunderungswürdige Kühnheit und Manigfaltigkeit im Detail der inneren Anordnung und der äusserlichen Gestalt solcher Baue, wobei Uebereinstimmung der Grundrisse einer Veste mit einer zweiten oder dritten Burg unmöglich war, und nur bei gleichförmigem Terrain mehr oder weniger vorkommen konnte.

Doch wurden dabei gewisse allgemeine Grundsätze beobachtet, welche beiläufig dieselbe Anlage der hauptsächlichen Gebäude und der Befestigung nachweisen und aus der nachfolgenden Schilderung einer Burg der grösseren Art ersichtlich werden sollen.

Eine andere Ursache der Regellosigkeit im Baustile der Burgen lag auch darin, dass manche anfänglich kleine Burg in Folge des Aufblühens der Adelsfamilie oder der eingeführten Ganerbenschaft erweitert, oder die ursprünglich grössere Burg umgebaut und verändert werden musste, namentlich seit Einführung neuer und besserer Befestigungsformen und des immer grösseren Luxus in den Lebens- und Wohnungsbedürfnissen, dann nach harter Belagerung, theilweiser Zerstörung oder nach einem Brände. Da man dabei, wo an die älteren Theile neue Gebäude angefügt wurden, ganz willkührlich und regellos verfuhr, so findet man auch in solchen Burgen kein Ebenmass ihrer Bestandtheile und fast niemals eine regelmässige Reihe von Zimmern und Fenstern. Darum ist aus dem früheren Mittelalter keine Burg, die noch im späteren gedient hat, unverändert geblieben. Beinahe jedes Jahrhundert richtete sie mehr oder weniger für seine Bedürfnisse zu. Dies ist auch die Ursache, dass die hier zur Ansicht gebrachten, zumeist aus dem XVII. Jahrhunderte stammenden Abbildungen oberösterreichischer Burgen manche nachmittelalterlichen Merkmale an sich tragen.

Je älter eine Burg, desto regelloser ihre gesammte Struktur, desto roher die Anordnung der Wohnung, niedriger und enger die Stuben, kleiner und weniger zahlreich die Fensteröffnungen und dicker die Mauern, desto unzugänglicher oder fester die Burgstelle. Die ältesten Anlagen der Höhenburgen geschahen zumeist auf der höchsten oder steilsten Stelle, an welcher sich dann die späteren Zubauten meist staffelartig schlossen.

Die fortifikatorische Anordnung einer Burg war anfänglich sehr einfach. Bis gegen Ende des XII. Jahrhundertes bestand sie aus einer durch das Terrain bedingten Umfassung, einem Thurme, einem Wohnhause und, wenn Terrain und Mittel es zuließen, aus einem Graben vor der Umfassung mit einer Zugbrücke. Die Ringmauer hatte oben einen Wehrgang, jedoch keine Spur vertikaler oder horizontaler Bestreichung, sie war vielmehr durch zahlreiche, meist nach aussen gerichtete Strebepfeiler gestützt. Der Thurm erhob sich auf der dominirenden Stelle im Innern der Burg; er stand gewöhnlich ganz frei, war häufiger viereckig als rund und hatte eine Platt-

fortifikato-
rische An-
ordnungen.

form mit Zinnen. In seiner Nähe befand sich das Wohnhaus, welches gewöhnlich auf die Ringmauer gestützt war. Das Ganze stellte sich in seiner äusseren Erscheinung als ein fester und kräftiger, aber roher Vertheidigungsbau dar, dem die Bequemlichkeit und aller architektonischer Schmuck fehlten.

Gegen das Ende des XII., besonders aber im XIII. Jahrhunderte kamen eine Menge neuer Befestigungsformen hinzu: die Zwinger, Friesbögen, Schutzdächer, Umgänge, Bergfried- oder Schildmauern, Erker, flankirende Thürme, Maschikulis oder Giesslöcher u. a. m. Sie stammen meistens aus dem Oriente, wo die Kreuzfahrer in der Zeit des XII. und XIII. Jahrhundertes mit ihnen bekannt wurden, und sie als fortifikatorische Errungenschaft heimbrachten.

Das oströmische Reich nämlich, dessen Kultur durch keine Völkerwanderung vernichtet worden war, und das somit der Bewahrer und Förderer vielfacher Kunstfertigkeit blieb, war besonders auf die Pflege der Befestigungskunst hingewiesen. Seit Justinian (VI. Jahrhundert) erhoben sich auf der asiatischen Küste des Mittelmeeres eine Menge fester Städte und Burgen, welche von den Sarazenen nach der Eroberung nicht nur im wehrhaften Stande erhalten, sondern auch mit neuen eigenthümlichen Werken verstärkt worden sind. So fanden denn die abendländischen Kreuzfahrer im Oriente eine Menge neuer und, wie sie durch die Kriegserfahrung belehrt wurden, sehr zweckmässiger Befestigungsformen, welche sie nach ihrer Rückkehr an ihren Burgen einführten. Es bedurfte aber eines ganzen Jahrhundertes, bis alle diese fortifikatorischen Anlagen auf dem heimischen Boden herrschend wurden. Dabei wurde die ästhetische Seite der mittelalterlichen Befestigungsbauten im Detail durchgebildet, und die Burgen gewannen dadurch in ihrer äusseren Erscheinung an künstlerischer Bedeutung und Schönheit.

Im XV. Jahrhunderte kam in Oberösterreich eine neue Befestigungsart in Anwendung, nämlich der Tabor. Er wurde von den böhmischen Soldtruppen eingeführt und war zur Aufnahme einer grösseren Schaar bestimmt. Das böhmische Wort Tabor bedeutet im Allgemeinen ein Lager, im besonderen und im vorliegenden Falle ein befestigtes Feldlager, wo die Zwecke der Wehrhaftigkeit vorherrschten und nicht wie bei den Burgen jenen der Wohnlichkeit gleichgestellt waren. Von hier aus machte die Besatzung ihre Ausfälle in die Umgegend und zog sich dahin zurück, wenn sie mit Beute beladen oder von einem stärkeren Feinde bedroht war. Der

Tabor bestand gewöhnlich aus aufgeworfenen Schanzen, wie bei Steyr, wo ihm 1466 die böhmischen Söldner des Jörg von Stein, Herrn auf Steyr, errichtet hatten. Manchmal verstärkte man den Tabor auch mit Thürmen, wie bei Kronstorf zwischen Steyr und Ens, wo 1485 ein in ungarischen Diensten stehendes Korps unter Anführung des Schlesiers Wilhelm von Tettau einen Doppeltabor an beiden Ufern der Ens erbaut hatte. Dieser wurde im fünften Jahre darauf, sowie jener bei Grein, den 1476 die aus Böhmen eingefallenen Adeligen errichtet hatten, erst nach langen und harten Kampfe zum Falle gebracht.

Die ersten in Deutschland von den karolingischen Kaisern im Baumaterial. VIII. und IX. Jahrhunderte erbauten Burgen bestanden nur aus Erdwällen, dornichten Zäunen, Flechtwerk, Spitzbalkenumfassungen und hölzernen Thürmen. Damit die zur Umfassung aufgeschüttete Erde sich stehend erhielt, wurde sie sowohl auswärts als inwärts durch starke Holzbauten eingefasst; auch bestand der Erdwall aus einem Verhau von Baumstämmen mit Steinen und Erde ausgefüllt und auf der Oberfläche mit Rasen bekleidet. Die Thürme wurden aus Eichenholz zusammengefügt und mit Thon verklebt. Karl's des Grossen endlose Kriege, in denen oft dasselbe Terrain immer wieder erkämpft werden musste, bestätigten den Mangel feuerfester Steinburgen, mit deren Hilfe der Kaiser das angestrebte Ziel in viel kürzerer Zeit erreicht und sein Reich nach allen Seiten gesicherter zurückgelassen hätte.

Zwar führte er 768—814 die Kunst des Steinbaues unter den Deutschen ein; da er aber die künstlichen Materialien, behauene Steine, Quadern, Marmorplatten, Säulen, wie die Baumeister und Werkleute aus Italien kommen lassen musste: so baute er nur einige Paläste und, wie die Sage erzählt, so viele Kirchen aus Stein, als es Buchstaben im Alphabet gibt. Diese Bauten wurden von den Zeitgenossen als etwas Ausserordentliches angestaunt. Die übrigen Kirchen und auch die Klöster, welche damals in Deutschland errichtet wurden, waren Holzbauten, und diese hörten erst mit dem XII. Jahrhunderte auf.

Bald nach Karl dem Grossen wurden in einigen Klöstern Deutschlands Bauschulen eingeführt; allein sie entwickelten sich sehr langsam und schwerfällig und widmeten sich anfänglich nur der kirchlichen Architektur. Was sie damals aufgebaut, ist spurlos verschwunden. Die ältesten Ueberreste kirchlicher Gebäude in Baiern,

wohin damals Oberösterreich gehörte, reichen blos in das XI. Jahrhundert und sind nur in Augsburg, Regensburg und Eichstätt zu finden. Im Erzherzogthume Oesterreich sind solche in irgend namhafter Bedeutung bis jetzt nicht nachgewiesen.

Der Burgenbau aus Stein kam in Deutschland erst im Verlaufe des X. Jahrhundertes in Anwendung, nachdem die Steinbau-technik einige Verbreitung gewonnen, und man den Nutzen steinerner Befestigungsbauten erkannt hatte. In der ersten Zeit wurde nur der Thurm, später die Umfassung und endlich auch das Wohnhaus des Burgherrn aus Mauerwerk aufgeführt.

Die älteste
Befestigung
von Ens.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, dass die fortifikatorische Umfassung, welche Ens bei seiner Entstehung im ersten Jahre des X. Jahrhundertes erhielt, nicht, wie man bisher meinte, eine Ringmauer, sondern eine Umwallung aus Erde und Holz war. Damals gab es in Deutschland noch keine aus Stein neuerbauten Ringmauern. Die wenigen, welche namentlich im linksseitigen Rheinthal vor-kamen, waren alt und stammten noch aus der Römerzeit, oder liessen sich leicht herstellen, weil zu diesem Zwecke die Nachkommen römischer Werkleute aus dem nahen Frankreich herbeigerufen werden konnten.

Die Mönche von Hersfeld brachten erst in der ersten Hälfte des X. Jahrhundertes eine einfache Ringmauer nur mit Mühe und ziemlich schlecht zu Stande; ein Theil davon war ihnen während des Baues eingestürzt; und St. Gallen hatte noch im Jahre 924 keine Ringmauer. Wenn nun die Mönche grosser Klöster, die sie auf königlichen Befehl gegen die Ungarn befestigen sollten, trotz der Zeit, die ihnen genügend zu Gebote stand, und trotz der Bau-schulen, welche bei ihnen errichtet waren, die Ringmauer nur mit Mühe oder noch nicht fertig bringen konnten, so ist gewiss unmöglich anzunehmen, dass die in aller Eile zu den Waffen aufgerufenen Volksschaaren Oberösterreichs, wo damals die Kultur noch in der Wiege lag, einen solchen Bau nach ihrem Siege über die Ungarn in aller Schnelligkeit besser und fester als die Bauschulen aufgeführt hätten.

Der Chronist, welcher uns über die Entstehung von Ens die erste Nachricht gibt, sagt: *et citissime vili dissimam urbem muro ob-posuerunt, quo peracto unusquisque redierunt in sua.* Dass sie sehr eilig (*citissime*) an der Befestigung von Ens arbeiteten, ist natürlich, denn nach den damaligen Verhältnissen konnte ein Heer im eigenen

Lande nicht lange beisammen bleiben, und am wenigsten in einer Gegend, welche eben von den Ungarn verwüstet worden war; aber dass sie eine Ringmauer, durch welche sie Anesburg zu einer sehr starken Festung machten (*validissimam urbem*), in aller Schnelligkeit erbaut hätten, ist unmöglich anzunehmen. Es fehlte ihnen nicht nur die gehörige Zeit, die Baukunde und die im Mauerbau bewanderten Arbeiter, sondern auch die anderen Mittel zu einem so schnellen und festen Bane. Eine starke Ringmauer muss hoch und dauerhaft sein. Dazu sind auch grosse Werksteine nothwendig. Diese waren zwar in den nahen Ruinen der römischen Stadt *Lauriacum* vorhanden, allein wie sollte man sie auf die Mauer in aller Schnelligkeit hinaufbringen? Erst im XI. Jahrhunderte wurde in einem belgischen Kloster der Mauerhaspel zur Hebung und Einsetzung grösserer Werkstücke erfunden und als ein neues Wunder gepriesen. Links am Portale des Domes zu Pisa sagt uns eine Inschrift, dass Buschetto der Erbauer des Domes (i. J. 1063 ff.) zur Hebung grosser Lasten unter allgemeiner Bewunderung Maschinen angewandt habe. Seither hatte man die grösseren Steine auf der schiefen Ebene und mittelst der Walzen mühsam und langsam hinaufbewegt.

Dass die erste Umfassung von Ens keine Ringmauer, sondern eine Umwallung war, darauf deutet auch das Wort hin, welches der Chronist für diese Befestigung wählt. Er sagt: *muro obposuerunt*. Dieses Wort bedeutet aber nicht blos eine Mauer, sondern auch eine Erhöhung von Erde, einen Damm, Wall. In jener Zeit, wo ein Steinbau als eine grosse Seltenheit angesehen wurde, war man, wenn auf ihn die Rede kam, sehr bedacht, den richtigen unzweifelhaften Ausdruck zu gebrauchen, man wählte dann gewöhnlich nicht *murus*, sondern *moenia*, weil dies nur die Mauer bedeutet.

Eine Umwallung aus Holz und Erde, vielleicht auch mit untermischten Steinen, konnten die baierischen Feldtruppen leichter aufführen, weil sie mit Erd- und Holzarbeiten ganz gut vertraut waren, und ein solcher Erdwall reichte vollkommen hin, um Ens gegen die Ungarn zu einem sehr festen Platze zu machen. Wie die Geschichte lehrt, genügte die einfachste Umfassung oder auch nur ein breiter Wasserspiegel, die Ungarn abzuhalten, welche nichts bei sich hatten als ihre Pferde, und nirgendwo sich lange aufhalten mochten. Sie liessen sich nie in eine Belagerung ein, von der sie übrigens nichts verstanden, sondern eilten nur immer vorwärts, damit nicht andere ungarische Schwärme ihnen im Rauben zuvorkämen.

Nachdem die Ungarn auf dem Lechfelde 955 gänzlich geschlagen und 984 aus Niederösterreich für immer vertrieben worden waren, verlor Anesburg allmählig seine militärische Bedeutung als Grenzwaffenplatz und Zufluchtsstätte für die Umgegend, seine Festigungswerke zerfielen nach und nach, es verlor nun auch seine burgliche Benennung und wurde der offene, wehrlose Ort Anes oder Ens mit verschiedener Ortsbezeichnung. Um das Jahr 1150 hiess es *locus Anesis*. 1186 *forum Anesis, vicus forensis Ense*. 1191 *villa Anasensis*. 1210 *villa Anesum*. Das sind urkundliche Benennungen; sie weisen die Angabe des Chronisten, welcher Ens im Jahre 1175 eine *civitas* nennt, sowie auch die Behauptung eines neuen Geschichtsschreibers, welcher erzählt, Ens sei im benannten Jahre eine Grenzveste gewesen und erstürmt worden, entschieden zurück. Die älteste Quelle, auf welche dabei hingewiesen wird, sagt zwar, dass Ens sammt Umgebung durch Feuer verheert worden sei, aber von irgend einem Kampfe geschieht nicht die geringste Erwähnung. Verheeren ohne Kampf kann man aber nur offene und schutzlose Orte und Gegenden.

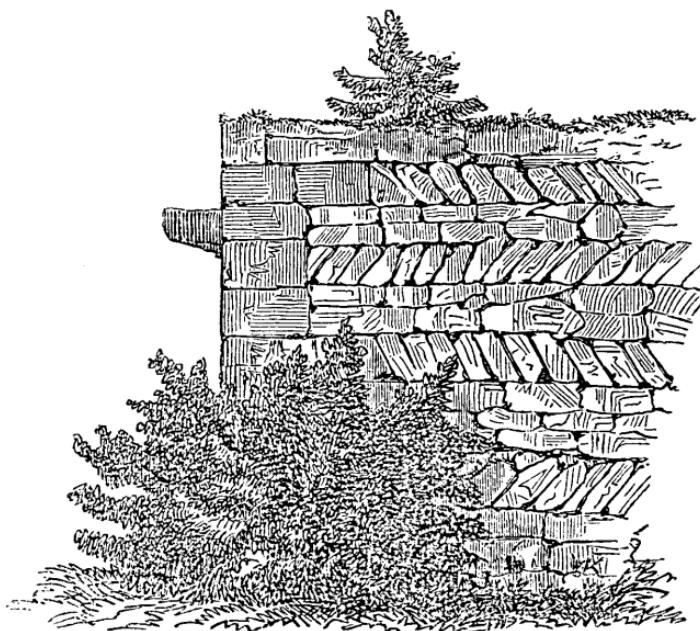
Wenn aber auch Ens seine fortifikatorische Wichtigkeit seit dem XI. Jahrhunderte immer mehr verloren hat, so gewann es doch in dieser Zeit an nicht geringer Bedeutung als belebter Markt und Handelsplatz und Versammlungsort für öffentliche Verhandlungen und Festlichkeiten.

Im Jahre 1212 trat es in die Reihe der freien Städte, wurde nun auch in den Urkunden *civitas* genannt und bekam darauf die erste Umfassung aus Mauerwerk. Die mittelalterlichen Städte, d. h. die Wohnorte für bürgerliche Familien mit besonderen Stadt- und Bürgerrechten und Freiheiten und einer wehrhaften Umfassung aus Mauerwerk, also mit einem burglichen Bau im Grossen beginnen eigentlich erst mit dem XI. Jahrhunderte, und hiessen fortan nur *civitas*, während man früher diesen Namen jedem grösseren Orte beilegte und mit *urbs* und *oppidum* gleichbedeutend hielt.

Stein - Bau-
technik.

Das Mauerwerk der Burgen bestand im X. Jahrhunderte und im Anfange des XI. aus rohen, nur hin und wieder mit dem Hammer an den Spitzen abgeschlagenen, nicht horizontal gelagerten Bruch- und Feldsteinen, die durch reichlichen, aber schlechten, mit unreinem Sande und kleinem Gerölle gemischten, unregelmässig aufgetragenen Mörtel verbunden waren. Derselbe wurde dick aufgetragen, die Steine in denselben gelegt, mit leichten Schlägen des Hammers angetrieben, wobei der aus den nicht ganz genauen Fugen heraustretende Mörtel

mit dem Polierbrette an die zunächst gelegenen Flächen angedrückt und niedergeebnet und sodann mittelst der Kelle die Lager und Stossfugen mit freier Hand, daher unregelmässig, eingeritzt wurden. In dieser Zeit kam auch der aus der Römerzeit stammende und von den nach Deutschland berufenen italienischen Baumeistern angewendete Mauerguss in Gebrauch. Es war dies jene Bauweise, wo nur die beiden Aussenflächen einer Mauer aus verbundenen Steinen bestanden, während das Innere mit kleinen Steinen unregelmässig ausgefüllt und sodann mit reichlichem Mörtel übergossen wurde. Dies geschah meistentheils bei Erbauung der ersten grossen und dicken Hauptthürme. Ferner verbreitete sich auch der ebenfalls aus der Römerzeit stammende sogenannte Häringsgrätenbau, oder jener Mauerverband, wo Bruchsteinplatten ährenförmig geschichtet waren und horizontale Bänder durchliefen. (Fig. 9.) Diese Technik kam zu



(Fig. 9.)

Ende des X. Jahrhundertes an den nördlichen Abhängen der Alpen zuerst vor. Mit ihr vereinigt erscheinen gut eingepasste Steinblöcke und Findlinge, die zur Umrahmung von Fenstern und Thüren dienen, und in ihren sehr genau gearbeiteten Thür- und Fensterfalzen eine

tüchtige Führung des übrigens noch sehr spärlich angewendeten Meissels erkennen lassen.

Im Laufe des XI. Jahrhundertes war die Mauer gemischt aus regelmässiger behauenen Steinen und aus einfachen Bruch- und Feldsteinen und zeigte immermehr das Streben nach horizontaler Lagerung.

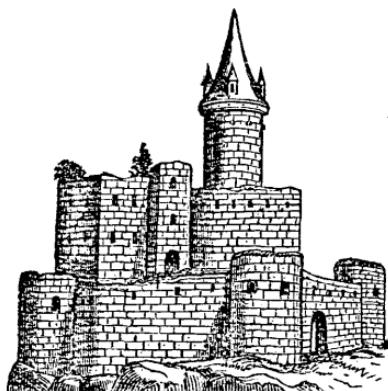
Seit dem Ende des XI. Jahrhundertes kommen horizontal gelagerte, mit dem Hammer hergerichtete Bruchsteine von grösserer, jedoch verschiedener Höhe und Breite durch guten, nicht allzu reichlichen Mörtel verbunden, allgemein vor. Sie wurden aus Rücksicht auf grössere Haltbarkeit besonders bei den unteren Mauertheilen, den Ecken, Strebepfeilern und bei dem als letzte Zufluchtsstätte dienenden inneren Thurme, bisweilen auch bei Kapellen und Zisternen angewendet. Wo man sie nur zu der äusseren und inneren Fläche der Mauer nahm, wurde der Zwischenraum stets mit rohen Steinen und Mörtel ausgefüllt.

Im XII. und XIII. Jahrhunderte wendete man beim Burgenbau häufig die Buckelsteine an. Das aus ihnen aufgeführte Mauerwerk erscheint als ein Quaderbau mit tiefliegenden Fugen.

Es wurden nämlich die zur Aussenseite des Baues bestimmten Quadern an der Fläche, welche nach aussen zu kommen sollte, nur wenig vom Meissel bearbeitet und blos am Rande, auf den Lager- und Stossfugen, etwa 1" breit sorgsamer behauen, um scharfe und genau anschliessende Kanten zu erzielen. In Folge dessen hatte die Vorderseite dieser Steine verschiedene Ausbiegungen. Dadurch entstand eine grosse Ungleichheit der Aussenseite eines solchen Baues, indem die weiter vorragenden Buckel vom Wetter geschwärzt gegen die minder vorstehenden und darum heller gefärbten in verschiedenen Abstufungen abstechen. Die Römer liessen den hervorragenden Theil dieser Quadern ganz unbehauen. Wo man also an alten Thürmen einen Buckelquadernbau findet, bei welchem die Vorderseite sämmtlicher Steine eine rohe Naturfläche ohne alle Spur des Meissels darbietet, kann man annehmen, dass dies ein Römerbau sei. Der Zweck der Kropfquadern war offenbar äussere Gewalt, Stösse und Würfe abzufangen, und die Fugen des Baues vor diesen und den Einflüssen der Witterung zu schirmen. Den Schnee und Regen trafen nur jene Buckeln, die Thaunässen und das Regenwasser trofen von einem zum anderen herab, die Fugen blieben verschont, was zur Dauerhaftigkeit des Baues viel beitrug.

Um die Mitte des XII. Jahrhundertes kommt der eigentliche Quaderbau vor. Er besteht aus vom Steinmetze mit dem Meissel regelmässig bearbeiteten, an der rechteckigen Vorderseite völlig glatt geebneten Haustein. Die Eckverfestigung aus abwechselnd übergreifenden Quadern deutet auf das XIII. Jahrhundert hin. Wo man die Quadern auf felsigen Boden als Grundsteine oder Untersatz einer Bruchsteinmauer legte, wurde früher in dem Felsen eine Stelle von der Grösse des Quaders wagrecht ausgemeisselt (eine Bettung) und ebenso gieng es der Reihe nach mit jeder folgenden fort. Wo man nun in den Ruinen solche Bettungen antrifft, kann man sicher auf

einstige Mauer schliessen. In den oberösterreichischen Burgen Dornach und Windeck bestanden die Flächen sämmtlicher Mauern sowohl nach aussen als nach der Hofseite aus Quadern von ungleicher Breite, jedoch mit wagrechten Quer- und mit genau senkrechten Seitenfugen. Das Innere der Mauern war mit kleineren Steinen, in der Umfassungsmauer auch noch mit vielen grossen Bruchsteinen und mit reichlichem Mörtel ausgefüllt. Die Quadern sind gegen die Ausfüllung hin roh behauen. (Fig. 10.)



Dornach. (Fig. 10.)

Der Backsteinbau wurde im XIII. Jahrhunderte im Norden Deutschlands, wo Stein nur spärlich zu finden ist, durch den deutschen Ritterorden in Preussen eingeführt, und blieb dort sowie auch im Osten vorherrschend, während im westlichen und südlichen Deutschland der Steinbau noch lange vorkam. Erst später wurde die Anwendung von Ziegeln allgemeiner.

Das Thonmaterial übte einen sehr grossen Einfluss auf die Verschönerung der mittelalterlichen Befestigungsbauten. Da sich Friese, Consolen und ähnlicher architektonischer Schmuck in Thon mit viel weniger Mühe und Auslage herstellen lässt, so wurden die Backsteinbauten in den meisten Fällen reicher verziert und mit schöneren Formen ausgestattet, als es bei Befestigungsbauten aus Stein thunlich war. Weil nun in Oberösterreich vorherrschend nur Bauten aus Stein, dieses reichlich vorhandenen Materials wegen aufgeführt wurden, so war auch an vielen oberösterreichischen Burgen

Backstein-
bau.

der architektonische Schmuck gewöhnlich gering, die zierlichen Formen seltener, die Ornamentik einfach und ziemlich hart gezeichnet.

Was den später so vorzüglichen Mörtel der Alten anbelangt, zu dessen Besitz wir bei allen schon gemachten Versuchen noch nicht gelangt sind, so hat man verschiedene Ursachen seiner Festigkeit angegeben. Einige suchen sie im langsamem Bauen; andere darin, dass der Kalk ehemal besser gebrannt und verarbeitet worden sei, als jetzt. Eine dritte Meinung ist, dass man den Kalk Jahre lang in tiefen Gruben ruhen liess, wodurch er eine ungemeine Bindungskraft erhalten habe. Uebrigens muss man berücksichtigen, dass auch schlechter Mörtel mit der Zeit mehr und mehr erhärtet.

Die Burgen lassen sich im Allgemeinen in zwei Klassen scheiden, und zwar in Herrenburgen und in Burgställe oder kleine Ritterburgen, Veste des niederen Adels. Zwischen diesen beiden Klassen gab es aber viele Abstufungen je nach der sozialen Stellung und dem Vermögen der Burgbesitzer und der davon bedingten umfassenderen oder enger zusammengedrängten Anlage der Burgen. Darnach gestaltete sich auch die innere Ausstattung und das Leben in den Herrenburgen mehr oder weniger luxuriös. Im späteren Mittelalter wurde der immer mehr gesteigerte Aufwand und die Verschwendug des Adels eine der Hauptursachen seines Sinkens und Verarmens.

Wir wollen nun eine mittelalterliche Herrenburg mit allen Theilen des Baues, so weit deren Merkmale noch vorhanden sind, oder von denen irgend eine Erwähnung geschieht, und welche aus der Zeit vor dem allgemeinen Gebrauche des Schiesspulvers herstammen, sammt der Einrichtung und dem Leben darin beschreiben, und dann auch die kleine Ritterveste mit ihrem sehr einfachen häuslichen Leben schildern.

I. Die Herrenburg.

1. Die Vorburg.

Die Herrenburgen waren die Sitze der Landesfürsten oder Dynasten.

Zu den Dynasten gehörten anfänglich die Grafen, welche bei Dynasten. dem Verfalle der alten Gauverfassung in den Besitz eigener, ihnen unterthäniger Landgebiete mit verschiedenen Hoheitsrechten gelangten, und später die Herren oder Barone, welche sowie nun auch die Grafen mit grossen Lehengütern begabt wurden. Die Grafen und Barone bildeten als Herrenstand den hohen Adel und die Mittelstufe zwischen den Fürsten und den blossen Rittern. Der Titel Baron wird erst gegen das Ende des XII. und im XIII. Jahrhunderte üblich. Als er jedoch im XVI. Jahrhunderte überhand nahm und auch solchen verliehen wurde, die keine Güter hatten, erobt man die alten Barone des Herrenstandes nach und nach fast sämmtlich in den Grafenstand.

Jene Grafen und Barone, welche ihre Standesherrschaften von dem Kaiser und deutschem Reiche zu Lehen trugen, hießen Reichsgrafen oder Reichsbarone und waren Stände des Reiches. In Oesterreich gab es mehrere, die in der Reichsmatrikel aufgezeichnet waren, bei den Reichstagen ihren Sitz einnahmen und im Kriege, wie die übrigen Grossen des Reiches, ihr Kontingent stellten. Die mächtigsten Dynasten mit grossen Hoheitsrechten waren in Oberösterreich die Reichsgrafen von Schaunberg. Einer dieses stolzen Stammes prahlte sich im XIV. Jahrhunderte, er sei in seinem Gebiete Papst, König, Bischof und Dechant.

Die Dynasten waren gewöhnlich auch Bannerherren, so lange sie nämlich eine Anzahl ritterbürtiger Vasallen oder in Dienst genommener Ritter sammt den dazu erforderlichen Reisigen stellen und auf eigene Kosten in's Feld führen konnten. In Deutschland mussten

es wenigstens 10 Ritterbürtige sein. Das Banner bestand aus einem viereckigen Fähnchen, welches an der Spitze der Lanze des Bannerherren angebracht, ihm nicht nur im Felde, sondern auch bei öffentlichen Aufzügen und selbst bei dem feierlichen Gottesdienste vorgetragen wurde. Dieses Banner war damals so viel als ein Kommandostab, während das doppelt gespitzte, längliche Fähnlein an der Lanze eines Ritters nur als ein Vereinigungszeichen für die von ihm mitgebrachten Reisigen diente.

Weil ein Dynast auf der zu seinem ständigen Wohnsitz erwählten Burg einen hofmässigen Staat führte, so hiess die Herrenburg auch Hofburg.

Burgweg.

Wenn die Burg auf einer Höhe stand, so wurde der an sich möglichst schmale, entweder in Schlangenlinien die Höhe umkreisende, oder im Zickzack angelegte Burgweg, welcher oft nur für einen Reiter Raum gewährte, so geleitet, dass die Ankommenden früh genug bemerkt, und, falls sie in feindlicher Absicht sich näherten, durch die Geschosse von der Burg am Ersteigen gehindert werden konnten. Manchmal wurde dieser Weg durch stellenweise aufgerichtete Befestigungswerke und oben immer von den Mauern und Thürmen der Burg, an denen er vorüberführte, beherrscht. Wo es die Terrainbildung gestattete, wurde er oben noch so angelegt, dass der Ankommende bei der letzten Beugung namentlich an den Zugängen zu den Thören die Burg zur Rechten hatte, und somit der Burgmauer seine rechte, vom Schilder nicht beschirmte Seite zuwenden musste.

Platz vor der Burg.

Zunächst kam man an die äusserste Ringmauer und an das erste Thor, welches bei Höhenburgen am tiefsten und in ziemlicher Entfernung von der Hauptburg gelegen war. Die nächste Umgebung ausserhalb des Thores war gewöhnlich baumlos und kahl, um das Verstecken des Feindes und seine Angriffe zu erschweren, und ihm jeden Schutz und Anhalt zu entziehen. Man muss sich überhaupt die Berge, auf deren Spitze oder Rücken sich die Burgen erhoben, kahl denken. Der Laubschmuck, welcher jetzt die Ruinen umgibt, ist erst später gewachsen, nachdem die Burgen ihre Bedeutung als Waffen- und Wohnplätze verloren hatten.

Zuweilen jedoch stand vor dem ersten Thore nur eine Linde, der Lieblingsbaum der ritterlichen Romantik, unter welchem der Burgherr seine Gerichtstage hielt, wenn er mit dem vollen Gerichte sammt Kriminalfällen belehnt war. Dieses Landgericht fand immer im Freien unter einem Baume, aber nicht jedesmal vor einer Burg

statt. Das Burggericht jedoch, welches sich auf die niedere Gerichtsbarkeit beschränkte und jedem Eigenthümer einer Burg über seine Dienstleute und Gutsunterthanen zustand, wurde nicht im Freien, sondern innerhalb der Burg abgehalten.

Die äusserste Umfassung, welche man Zingel (*cingulum*) nannte, war niedriger, als die eigentliche Burgmauer. Sie bestand entweder aus scharf zugespitztem Pfahlwerke, das tief eingegraben, mit Dornen und Weidengeflecht oder Querlatten zu einer festen Wand verbunden und oft mit eisernen Spitzen versehen wurde; oder sie war in Stein erbaut, namentlich im späteren Mittelalter und immer bei vornehmeren Burgen. In letzterem Falle kam es vor, dass sie nicht nur Zinnen, sondern auch einen Wehrgang hatte. Oefters jedoch war sie horizontal abgeschlossen, enthielt einfache Brustwehren und wurde nicht selten mit niedrigen Thürmen verstärkt.

Zingel mit Thürmen hatten in Oberösterreich: Almeck, Dornach, Klaus, Oberwallsee, Piberstein, Pührnstein, Prandeck, Ranarigl, Rutenstein, Schaunberg, Sprinzenstein, Steyregg, Tolet, Weinberg, Weissenberg.

Am ersten oder äussersten Thore waren manchmal ein oder zwei kleinere Thürme zur Vertheidigung des Einganges angebracht. Die Thür war aussen stark mit Eisen beschlagen und immer mit starken Schlössern und Querbalken versehen, hatte ein Gesichtsloch und ein Schlupfthürchen. Ueber dem ersten Thore oder neben demselben im Innern der Burg war die Wachtstube des Thorwärters, und bei grossen Burgen auch der Wachtmannschaft. In der Einfahrt befanden sich steinerne Sitzbänke für die Thorwache. Auch wurde da ein Vorrath von Spiessen, Kolben und anderen Waffen in Bereitschaft gehalten, um bei einem plötzlichen Ueberfalle die herbeigeeilte Burgwache schnell wehrhaft zu machen.

Das Schlupfthürchen an einflügeligen Thorthüren befand sich gewöhnlich in deren Mitte am unteren Theile eingesetzt. Ein solches ist noch an der Blech und Eisen beschlagenen Thüre des Burgstalles Pragstein bei Mauthausen zu sehen. Dieses zu Ende des XV. Jahrhundertes erbaute feste Burghaus stand ursprünglich auf einer Felseninsel, war mit dem Lande durch eine Zugbrücke verbunden und hatte eine Friesbogenkrönung mit Eckthürmchen, welche leider später weggebrochen wurden. Das Ausfallspförtchen nach der Donauseite hat ebenfalls noch seine eisenbeschlagene Thür.

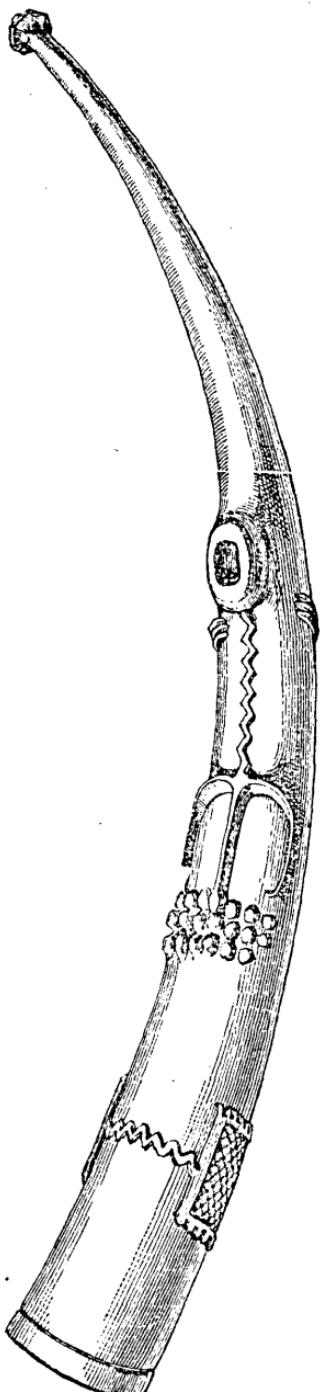
Die weitere Beschreibung des Thores und der Zugbrücke wird später bei Schilderung des Hauptburgthores nachfolgen.

Vorsichts-
massregeln
gegen Ueber-
rumpelung.

Während der Kreuzzüge und nach einem Kriege, wo sich immer viel Gesindel auf dem Lande herumtrieb, dann in Zeiten der Fehden und Anarchie, in Oberösterreich namentlich im XIII. und XV. Jahrhunderte, war man sehr misstrauisch und auf die Sicherheit äusserst bedacht. In den Hofräumen der Burg ließen wachsame Hunde herum und für die Nacht waren eigene Wächter bestellt, die vom Kastellan oder einem der Knappen beaufsichtigt wurden. Jeden Morgen sah man vom Thorhause und von der Mauer aus nach, ob Jemand sich in der Nähe aufhalte. Wurde Niemand bemerkt, so kam der Wächter des äusseren Thores zum Schlupftürchen heraus, um noch einmal aussen genau nachzusehen. Hatte die Burg einen Graben mit einer Zugbrücke oder an der Umfassungsmauer flankirende Thürme, so wurde jeden Morgen, ehe man die Zugbrücke niederliess, von der Mauer und ihren Thürmen nachgesehen, ob sich Niemand bei der Brücke oder hinter den Thürmen versteckt habe. War ein Wald in der Nähe, so musste er alle Morgen zu Ross und zu Fuss und mit Hunden durchsucht werden. Die Meldungen darüber giengen an den Wächter des inneren Thores und von da weiter bis zum Burgherrn.

Der vor der Pforte angekommene Fremde kündigte sich, wenn ein Graben vorhanden und die Zugbrücke aufgezogen war, mittelst Rufen oder durch sein Jagdhorn an. (Fig. 11.)

Konnte er gleich an die Pforte gelangen, was in gesicherten Friedenszeiten auch bei Gräben, da man die Zugbrücke nicht immer aufzog, möglich war, so



(Fig. 11.)

gebrauchte er den Thürklopfer, oder schlug an die Schalltafel. Unsere jetzigen Glockenzüge sowohl an Pforten als in Zimmern waren dem Mittelalter unbekannt. Die Schalltafeln bestanden aus Holz, seltener aus Metall, hingen in Ketten an dem Thore und dabei ein Hammer, um sie damit zu schlagen. Diese Schalltafeln wurden auch in den Klöstern gebraucht, um die Mönche zu den verschiedenen Verrichtungen zusammen zu rufen. Davon mögen auch die hölzernen Klappen (Ratschen) herstammen, welche beim katholischen Gottesdienste in den letzten Tagen der Charwoche benützt werden.

Hatte der Thorwartel des aussen stehenden Fremden Begehr vernommen, wornach er durch ein Lugloch oder von den Zingeln herab frug, so liess er ihn ein, aber nur in den ersten Burghof. Das äussere Thor wurde hinter dem Ankömmling sogleich geschlossen und die Meldung über ihn nach der Hauptburg erstattet, und zwar zunächst durch den Wächter des inneren oder eigentlichen Burgthores. Wollte man Jemanden durch das äussere Thor hinaus lassen, so wurde das innere Thor hinter ihm zugeschlossen und so lange nicht geöffnet, als das äussere offen war.

Der erste Burghof war jener freie Raum, der zwischen der äussersten Burgmauer und der inneren Burg lag, und Zwinger, Zwingelhof, Zwinghof hiess. Die Zingeln und den Zwinger nannte man zusammen die Vorburg oder Vorhof.

Diese Vorburg wurde, wo die Oertlichkeit es zuliess, seit dem XII. Jahrhunderte in Deutschland eingeführt, und kam im XIII. allgemein vor; war je nach dem Terrain kleiner oder grösser, breiter oder schmäler, zog sich wie ein Gürtel oder wie ein zusammenhängendes Aussenwerk um die Hauptburg herum, oder nur um einen Theil derselben, und war bei Höhenburgen immer tiefer gelegen, als die Hauptburg, welche auf den obersten, isolirten und oft schwer zugänglichen Felsstaffeln lag, und den Zwinger völlig übersehen konnte. Da also die Oertlichkeit zunächst über die Form und Ausdehnung der Vorburgen entschied, so waren sie auch unendlich manigfacher gestaltet, als die eigentliche Burg. Zu ihrer Raumgewinnung musste oft vorwärts des Felsenrandes eine Terrassenmauer errichtet, der hiedurch gewonnene Raum aufgeschüttet und in der horizontalen Fläche eingeebnet werden; oder man sprengte durch Feuersetzen, worauf die Meissel nachhalfen, einen grösseren Raum in den Fels, wozu freilich viel Zeit und Arbeitskraft nöthig war.

Da dieser Zwinger ein äusserst schmiegssames Aussenwerk war und den Feind hinderte, die Hauptburg unmittelbar anzugreifen, so wurde seine Anwendung nicht nur bei neuen Burgen, sondern auch als Verstärkung älterer Bauten so allgemein, dass man in Deutschland nur höchst selten eine Burg ohne die Spur eines Zwingers findet.

**Kleinere
Vorburg.**

Im Zwinger, der gegen die Burg zu keine Zingel hatte, sondern gegen diese Seite offen und von der Burg blos durch einen Graben oder eine Terrasse getrennt war, befanden sich die Wirtschaftsgebäude, die Pferde-, Hunde- und Falkenställe, Brauhaus, Waschhaus, die Wohnungen des Burggesindes und auch der Fremden, welchen man nicht so viel Vertrauen schenkte, um sie in der Hochburg zu beherbergen. Diese Gebäude waren gewöhnlich an die innere Seite der Umfassung angelehnt. Zuweilen befand sich im Zwinger ein Garten oder Grasplatz, wenigstens eine Linde, und ein Theil des Raumes wurde auch noch zu Reit- und Waffenübungen benützt. War der Raum beschränkt, so befand sich der Uebungsplatz ausserhalb der Burg, jedoch in ihrer Nähe.

**Grössere
Vorburg.**

Bei grossen Herrenburgen war der Zwinger in besondere Theile geschieden, und hatte in Folge dessen mehrfache Ringmauern oder Zingel. Die Verbindung zwischen den einzelnen Abtheilungen des Zwingers war durch Thore und Brücken durch in Fels gehauene Wege oder schmale freie Stiegen, die man von den Ringmauern und den verschiedenen Befestigungswerken direkt vertheidigen, in der Flanke und im Rücken nehmen konnte, und durch hölzerne Treppen oder Leitern hergestellt, welche im Falle der Feindesnoth leicht zerstört oder entfernt wurden. Hatte die Burg mehrere Thore, so befanden sich dieselben selten in gerader Richtung hintereinander.

Die mehrfache Abtheilung des Zwingers kam indessen nicht häufig vor; gewöhnlich wurde er bei grossen Burgen nur in zwei Theile geschieden.

Viehhof.

Den an der äussersten Ringmauer gelegenen Platz richtete man als Vieh- und Wirtschaftshof ein. Es befanden sich daselbst einige Melkkühe und Ziegen, und dann das kleinere Schlachtvieh, Schafe, Schweine, Gänse, Enten, Hühner, Tauben u. s. w., welche besonders in unruhigen Zeiten zum Behufe der Approvisionirung und für einen längeren Widerstand nöthig waren. Auch werden die Esel genannt, welche als Saumthiere und für das Aufziehen des Wassers aus tiefen Burgbrunnen verwendet wurden.

Der andere der Burg zugewendete, oft eine Staffel höher gelegene Theil des Zwingers war vom Viehhof durch diese Erhöhung oder einen Graben, sowie auch durch Ringmauern und Gebäude getrennt und abgeschlossen; gegen die Hauptburg aber war er alle Zeit offen, und von ihr nur durch einen Graben oder eine terrassenartige Erhöhung geschieden. In diesem Zwinger-Abschnitte wohnte ein Theil der Dienerschaft und Besatzung, sowie auch die geringeren und ganz unbekannten Reisenden. Auch wurde hier manches aufbewahrt, was man in der obersten Burg nicht unterbringen konnte. Ferner befanden sich daselbst die Pferdeställe, selbstverständlich wenn die Verbindungswege in den Zwingern gangbar waren. Endlich nahm man hier insofern es der Raum, wie z. B. in Neuhaus gestattete, die Waffen-, Reit- und Turnierübungen vor. Davon erhielt diese Zwinger-Abtheilung den Namen Reithof.

Pferde wurden in genügender Anzahl gehalten, weil sie für den Krieg, das Turnier, die Jagd und Reise sehr oft nöthig waren und für diese Zwecke gut eingeschult sein mussten. Niemand vom Adel, auch vom niedrigsten, wollte zu Fuss fechten, nur der Dienst zu Pferde wurde als standesmässig gehalten. Ein Ritter musste wenigstens zwei Knappen um sich haben, und eine gewisse Anzahl Pferde für sie und für sich selbst unterhalten, damit er sogleich, wenn er zum Feldzuge aufgeboten wurde, seiner Stellung angemessen erscheinen konnte. Seine Streitrosse waren gross und schwer, gewöhnlich Hengste, weil sie nicht nur den in Eisen gehüllten Herrn, sondern auch die eigene Panzerbedeckung und den schweren Sattel tragen mussten. Man reiste damals nur zu Pferde, Damen wie Herren, und blos mit eigenen Pferden. Nur ganz vornehme Frauen erscheinen auf Reisen schon zu Wagen, welche jedoch plump konstruirt waren und nur langsam sich fortbewegen liessen.

Das Zwingersystem war in Oberösterreich besonders vertreten in Klaus, Klingenberg, Kreutzen, Oberwallsee, Neuhaus, Pernstein, Piberstein, Pührnstein, Prandeck, Schaunberg, Stauf, Rutenstein, Tannberg, Tolet, Thumb, Steyregg, Weinberg.

Die Gräben wurden womöglich vor jeder Umfassungsmauer angebracht, waren stellenweise aufgemauert und hatten oft eine beträchtliche Tiefe und Breite. Sie waren, wenn die Burg in der Ebene lag, mit Wasser gefüllt; Höhenburgen hatten trockene, oft in Felsen gehauene Gräben. Dieselben müssen eine ungeheuere Arbeit gekostet haben, weil man damals die Felsen blos durch mensch-

liche Gewalt und ohne Sprengpulver von einander löste. Uebrigens hat man hier die Steine gewonnen, welche man zum Burgbau brauchte und so wurde aus einem Steinbruch ein Burggraben. Bisweilen aber hatte eine Felsenburg gar keine Gräben; denn häufig vertrat der Fels, welcher sich schroff zum Abgrunde oder in einen vorbeirauschenden Fluss hinabstürzte, die Stelle des Grabens.

Im Graben hegte man verschiedenes Wild, Rehe, Hirsche, Wölfe, Bären und andere Raubthiere; letztere auch desshalb, um das aus allerlei Ursachen beabsichtigte nächtliche Einschleichen in die Burg zu erschweren.

Garten in
der Burg.

Zuweilen wurde der Graben auch als Grasplatz und vielleicht als Gemüsegarten benutzt. Kleinere Gärten kamen, wie bereits erwähnt worden ist, in den Vorburgen vor; sie gewährten den Nutzen, dass die Damen darin in gefährlichen Zeiten ihre Spaziergänge in Sicherheit machen konnten. Jene Gärten, in welchen Küchen- und Heilkräuter gezogen wurden, hießen Wurzgärten zum Unterschiede von den Baum-, Gemüse- (Muss-) und Blumengärten.

Garten
ausserhalb
der Burg.

Die Lust an den Freuden des Frühlings, an der warmen Sommerzeit, am frischen, grünen Walde und den Blumen durchdringt das ganze Privatleben des Mittelalters. Darum hatte jede Burg, wenn ihr Raum zu beschränkt war, ausserhalb der Ringmauer ihren „Baumgarten“. Derselbe lag zum Theile auf linden Anhöhen im Schatten hoher Bäume, war mit zahlreichen Blumen geziert und hatte auf freier Fläche sanfte Rasendecken, Lusthäuser, Lauben; durchrieselnde Bäche oder kühle Quellen und Wasserbecken mit Rosenwänden umgeben. Hieher flüchtete man sich aus den dicken, dumpfen Mauern und aus der Umspannung der Gräben zur Lust und Unterhaltung in freier Luft. Man spielte Schach in der Rosenlaube und an der Quelle, lagerte im Grünen, um der Musik oder dem Vortrage der Lieder und den Erzählungen zuzuhören; man plauderte hier zu zweien gesellt oder in Gruppen vereinigt; man tanzte im Schatten der Bäume auf grünem Rasen; hier spielte man blinde Kuh, schlug den Ball und warf den Ring. Die Spiele wurden oft mit Gesang und allerlei Scherz begleitet und die Damen wetteiferten darin mit den Männern. Herren und Damen gingen spazieren, pflückten Blumen, lagerten sich wieder, wanden duftige Kränze und setzten sich dieselben gegenseitig auf das Haupt. Diese Schilderung ist nicht übertrieben. Das Mittelalter war in seiner Häuslichkeit nicht so indolent und des feineren Geschmackes bar, als man es sich so häufig denkt.

Während der Kreuzzüge waren Obstarten, Rebsorten, Blumen und die Kunst und Lust, schöne Gärten anzulegen, mit den rückkehrenden Kriegern und Pilgern in's Abendland gekommen. Die Ueberlieferungen des Mittelalters aller Art sind voll poetischer Beschreibungen der Gärten und wir haben Dichterstellen genug, welche uns das fröhliche Treiben im Garten schildern. Ebenso haben wir noch auf Miniaturen oder gewirkten und gestickten Teppichen bildliche Darstellungen, welche uns von den Gärten, ihren Lusthäusern, Blumenbeeten, Springbrunnen und Lauben eine Vorstellung geben.

Wie umfangreich diese ausserhalb der Burg gelegenen Gärten waren, ergibt sich daraus, dass darin zuweilen grosse Feste gefeiert und reich geschmückte Pavillone errichtet und bunte Zelte aufgeschlagen wurden, wenn man alle Gäste in der Burg nicht unterbringen konnte.

In der Nähe des Gartens befand sich der Platz für die Reit- und Turnier-Uebungen, wenn dafür in der Vorburg kein genügender Raum war. Hier unterhielt man sich auch mit ritterlichen Vergnügungen. Man warf die Lanze, schleuderte den Stein, schoss mit Bogen und Armbrust, sprang nach dem Ziele, rang und focht und liess Falken und andere Stossvögel steigen. Manchmal hielt man auch ein kurzes Turnier. Bei allen diesem waren die Damen die Zuschauer.

Reit- und
Turnier-
platz.

2. Die Hauptburg.

a) Umfassung.

Aus dem Zwinger gelangte man zu der eigentlichen Burg, dem Kernwerke des ganzen Baues und dem festesten Punkte der ganzen Anlage. In Oberösterreich hatte die Burg Lüftenberg ein besonders hohes und festes Kernwerk. Auf die Vertheidigungs-Anstalten der Hauptburg wurde jegliche Vorsicht und Mühe angewendet. Der vor ihr befindliche Graben war womöglich noch tiefer als die anderen, und hinter ihm erhob sich die Burgmauer.

Die Burgmauer war oft beträchtlich hoch und ausserordentlich Burgmauer. dick, um den Belagerungswerkzeugen besseren Widerstand entgegenzusetzen zu können, und richtete sich, sowie auch die Zingel in der Vorburg, nach der Gestalt des Berges oder nach den herumstehenden Felsen. Sie bildete gerade Linien oder krümmte sich zu einem Bogen, wie es dem Terrain angemessen war. Auf Bergkuppen waren sie in

der Abdachung des Berges kreisförmig errichtet, sonst folgten sie gewöhnlich dem Rande der senkrecht abfallenden Felswände so genau, dass unmittelbar von ihrem äusseren Fusse der steile Abhang niederristig, der Feind an ihr keinen festen Fuss fassen konnte und das Aufstellen seines Belagerungszeuges, das Untergraben der Mauer, das Anlegen von Leitern, die Annäherung von Rollthürmen, das Führen des Sturmbockes unausführbar gemacht wurde. An besonders steilen und unzugänglichen Stellen war die Mauer eher eine Schutzwehr gegen das Hinabfallen, als ein Vertheidigungsmittel.

Gebäude auf
und zwischen
der Ring-
mauer.

Die Burgmauer und auch die Zingel bildeten jedoch keineswegs immer eine ununterbrochene für sich stehende Umfassung, sondern oft vermischten sie sich theilweise mit Wohn- und Dienstgebäuden, die man auf die Ringmauer setzte, oder an jenen Stellen errichtete, welche durch die felsigen Abhänge am meisten geschützt waren. In der Vorburg bestanden diese Gebäude, wenn sie auf die Mauer gesetzt wurden, gewöhnlich nur aus Holz oder Fachwerk von rohester Form, um schnell in Brand gesteckt zu werden, wenn der Feind in seiner Belagerung so weit vorgeschritten war, dass das Vorwerk geräumt werden musste.

Dort wo die Burgmauer durch die auf sie gestützten höheren Gebäude in ihrer oberen Länge und in ihrer Kommunikation unterbrochen war, wurde die Verbindung zwischen ihren Theilen dadurch wieder hergestellt und vollkommen gesichert, dass man im Inneren in der Dicke der Burgmauer und zwar in ihrer ganzen niederen Länge einen schmalen überwölbten Gang anbrachte.

Hauptburgen
ohne eigent-
liche Ring-
mauern.

Es war ein uralter Gebrauch, dass man für die verschiedenen Wohn- und Dienstzwecke besondere Gebäude errichtete, anstatt deren mehrere unter einem Dache zu vereinigen. Wir begegnen dieser Einrichtung bei grösseren burglichen Anlagen bis in das XIV. Jahrhundert. Von da an stehen die Gebäude der Hauptburg nicht immer allein, sondern reihen sich unmittelbar aneinander, so in der Hauptburg von Ober-Wallsee, deren Bau im Jahre 1364 begonnen hatte. Uebrigens fand schon früher hie und da, wo der Raum beschränkt gewesen war, die Vereinigung der Gebäude statt. Bei einem solchen Baue, wo lauter Gebäude den Burghof umschlossen und keine besonderen Ringmauern vorkamen, wurde deren Stelle nach aussen durch die nach der Landseite gekehrte Wand der Gebäude vertreten. Diese waren dann unten massiv und nur von Schiessscharten durchbrochen; erst in den hohen Etagen bekam sie Fenster und wurde

auf der Höhe gleich der Ringmauer mit fortifikatorischen Anordnungen versehen.

Die Hauptburgmauer war in ihrer Höhe der ganzen freien Länge nach mit einem Wehrgange versehen, zu welchem man von einem Gebäude aus oder mittelst Treppen von Holz oder einen Stufen-gange in der Dicke der Mauer gelangte. Auf der dem Feinde zugekehrten Seite war die Mauer mit einer Reihe von Zinnen gedeckt, d. h. mit einer Brüstungsmauer, die in kurzen Zwischenräumen durchbrochen, die Vertheidiger der Mauer beschirmte, und zugleich die nothwendigen Schiessscharten darbot. Die deckenden Wände hiessen Wintberge; die Oeffnungen oder breiten Scharten zwischen den Wintbergen nannte man Fenster. Diese Fenster waren zwei ein halb Fuss (Schulterbreit) bis drei dreiviertel Fuss (Zweimannbreit) breit, und zwar in der älteren Zeit breiter, später enger. Die Sohle der Zinnenscharten war nur 27 bis 36 Zoll über dem Wehrgang gelegen. Diese Brüstungshöhe scheint gering, sie durfte jedoch nicht höher sein, um dem Vertheidiger zu gestatten, sich recht weit in der Zinnenscharte vorzulegen, den Mauerfuss zu sehen, und mit dem breiten Armbrustbogen schiessen und mit Steinen werfen zu können. Die Wintberge waren immer so breit und hoch, dass der Schütze ungesiehen seinen Bogen oder die Armbrust spannen und den Pfeil oder Bolzen auflegen konnte, also vollkommen gedeckt war. Wie kindisch sind dagegen die kleinen Zinnen, welche an so vielen in jetziger Zeit restaurirten oder neu gebauten Burgen angebracht wurden. Die Zinnenscharten mussten auch desshalb breiter und niedriger sein, um Wurfmaterial, z. B. einen Korb voll Steine, in dieselben heben und stellen zu können. Manchmal stellten sich die Vertheidiger in die Zinnenscharten, wenn der Feind die Mauer erstieg und es zum Handgemenge kam.

Die Zinnen, sowohl Wintberge als die Sohle der Scharten, waren anfänglich nicht abgewässert, sondern wagrecht gedeckt; zur gothischen Bauzeit, seit dem Ende des XIII. Jahrhundertes, wurden sie mehr oder weniger entweder pultförmig oder sattelförmig nach aussen und innen abgedacht. Im XV. Jahrhunderte führte man die schmäleren und längeren Wintberge mit tieferen Zinnenscharten ein. Die in eine Kehle schwäbenschwanzartig abgewässerten Wintberge kommen vorherrschend nur in Italien vor, die abgetreppten gehören in das XV. Jahrhundert und die fantastisch geschnörkelten der Renaissancezeit an. Die Zinnenscharten waren bei Ringmauern in früherer Zeit oben offen; erst später bekamen sie, jedoch selten,

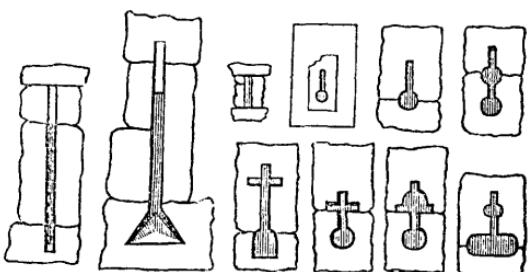
Zinnen als
Vertheidigungsmitte

einen gemauerten Sturz. Im XV. Jahrhunderte begann man sie bis auf eine Schiessscharte ganz zuzubauen.

Schiess-
scharten.

Die Wintberge waren in der ersten Zeit ganz massiv. Seit dem XIII. Jahrhunderte wurden sie gewöhnlich, eine um die andere, mit einer Schiessscharte für die Armbrust durchbrochen. Die Schiesslöcher, in der ersten Zeit eng, länglich, viereckig, innen weit, mit wagrechter Decke und später sehr stark gesenkter Sohle, wurden im XV. Jahrhunderte kürzer und nahmen im XVI. und XVII. Jahrhunderte alle möglichen Schlüsselloch-Formen an.

(Fig. 12.)



(Fig. 12.)

Wehrgang.

Der Laufgang hinter den Zinnen hieß Wehrgang, Zinnen-gang, Wallgang, die Wehr und war sehr schmal, 3 bis 4 Fuss, da er sich in der Mauerdicke selbst mit Abschlag der Brustwehr befand. Oft fehlte er ganz, d. h. die Mauer war vom Fusse bis

zur Zinne gleich

dick, dann er-
setzten ihn, seit

dem XII. Jahr-
hunderte, soge-

Mordgang.

nannte Mord-
gänge, hölzerne

Gerüste oder

Gallerien hinter

den Zinnen. Sie

waren in der Art

konstruiert, dass

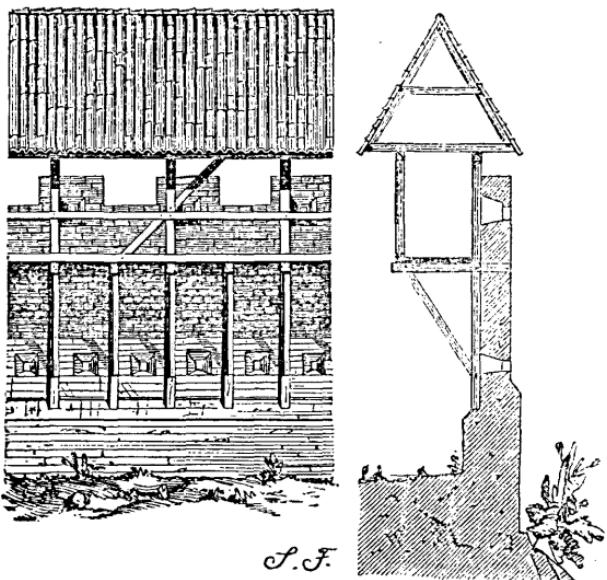
sie theils auf

senkrecht ge-
stützten, theils

auch auf schief

gestellten Trag-
balken ruhten.

(Fig. 13.)

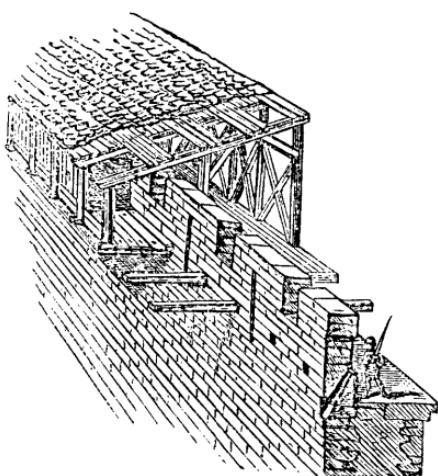


S. F.

(Fig. 13.)

Um die auf der Mauer kämpfenden gegen die Geschosse der feindlichen Wurfmaschinen und gegen die Pfeile der Bogenschützen zu decken, errichtete man oft, seit dem XII. Jahrhunderte, auf der Plattform der Burgmauer hölzerne Schutzdächer, bedeckte Gallerien, die auf Balken über die Zinnen nach aussen und innen hinausgekragt, gegen die feindliche Seite hin mit einem aus Bretterverschallung bestehenden dichten Verschluss und mit Schlitzen und Löchern für die Pfeile versehen waren, und später in der Bretterdielung ausgesparre Giesslöcher aufzuweisen hatten. Da dieser bedeckte Gang so hoch war, dass man ungehindert aufrecht darin stehen konnte,

so war er von bedeutenden Nutzen für die Vertheidigungsmannschaft, welche sich unter seinem Schutze ungesehen und ungefährdet an jedem bedrohten Punkte sammeln konnte. Nach innen gegen die Burg zu war diese hölzerne Gallerie offen, um den etwa in den Hof eingedrungenen Feind zu verhindern, dass er, wenn er diese Gallerie in seine Gewalt bekäme, sich darin festsetze, und sie als ein gedecktes Werk gegen die Burg selbst gebrauche. (Fig. 14.)



(Fig. 14.)

Diese vorgekragten Gallerien wurden indessen nur in Kriegszeiten aufgeschlagen. An vielen Burgmauern und Thürmen findet man noch die unter der Zinnenreihe angebrachten Rüstlöcher, in denen die tragenden Balken befestigt waren; oder die grossen aus der Mauer hervorragenden Tragsteine, auf welche die Holzwerke aufgelegt wurden. An Thürmen fanden sich nicht blos am oberen Rande, sondern auch manchmal in halber Höhe diese vorgekragten Gallerien, wenn es sich um die Verbindung der an den Thurm anstossenden zwei Ringmauertheile handelte, ohne dass die Verbindung durch den Thurm selbst ging.

Was die Löcher in der Ringmauer und im Thurm betrifft, so hatten dieselben auch eine andere Ursache. Wo sie in mehreren horizontalen, 4 bis 5 Fuss über einander liegenden Reihen vorkommen,

kann man annehmen, dass in ihnen die horizontalen Balken standen, welche die für den Bau nöthigen Brettergerüste trugen. Sowie man ihrer nicht mehr bedurfte, wurden diese Balken in der äusseren Mauerflucht abgesägt; das in der Mauer stecken gebliebene Holz vermoderte im Laufe der Zeit und so entstanden diese Löcher, welche hin und wieder durch die ganze Dicke der Mauer reichen. Oft jedoch wurden sie durch eingepflasterte Steine geschlossen.

Fallladen.

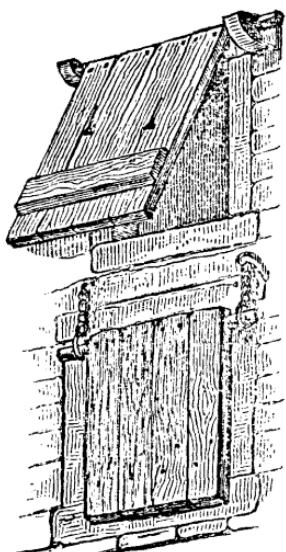
Ein anderes Schutzmittel für die Vertheidiger bestand darin, dass die Zinnenscharten manchmal durch hölzerne Fallladen geblendet wurden,

deren Drehaxe wagrecht oben liegend, den Laden auf und ab zu klappen erlaubte, und so den feindlichen Schuss von vorne auffing, gleichzeitig aber den Schuss oder Wurf des Vertheidigers nach unten zuliess. Für diese Fallladen, die oft mit schmalen Schiesslöchern versehen waren, findet man neben den oberen Schartenecken Pfannenlager in Kragsteinen oder Eisen angebracht; oder, besonders bei überdeckten Scharten des bequemen Einhängens wegen, eiserne Ringe an einigen Kettengliedern aufgehängt, in welchen die Ladenaxen eingeschleift werden konnten. (Fig. 15.) Oft hatten diese Laden zur Seite dreieckige Wangenstücke, so dass sie immer den Blick nach unten gestatteten, nach vorne und der Seite aber deckten.

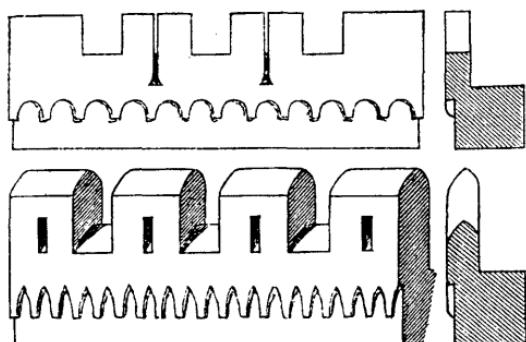
Eine sehr bedeutende Verstärkung fortifikatorischer Anlagen gewährten die Friesbogen und Maschikulis.

Friesbogen.

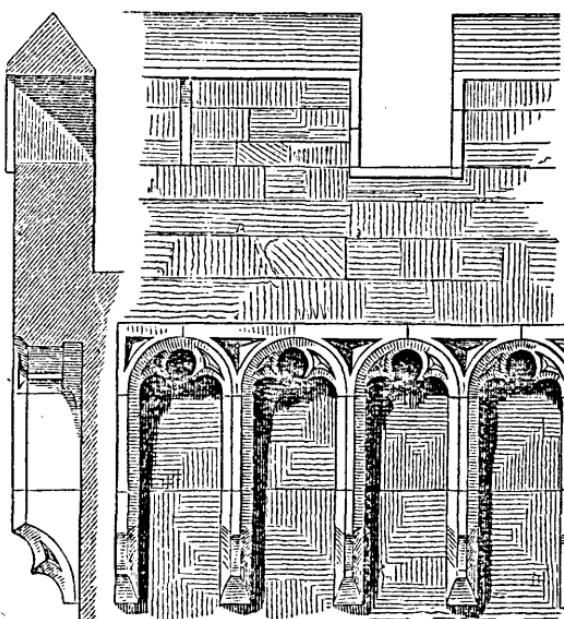
Man liess nämlich die Zinnenkrönung um zwei bis drei Fuss über die vertikale, äussere Flucht ihrer Ringmauer hervortreten, indem man eine Reihe hervorragender Tragsteine durch Rund- später Spitzbögen mit einander verband, und auf diese die dunnere und gezinnte Brustmauer setzte. (Fig. 16, 17.) Diese Anordnung gewährte den Vortheil eines breiteren Wehrganges und einer leichteren vertikalen Vertheidigung der ganzen Mauerfläche und namentlich ihres Fusses, wenn ihn der Angreifer etwa mit Brechwerkzeugen zu schädigen unternahm. Man konnte da, ohne sich weiter aus der Scharte vorzulegen, desto eher senkrecht über den Feind gelangen



(Fig. 15.)



(Fig. 16.)



(Fig. 17.)

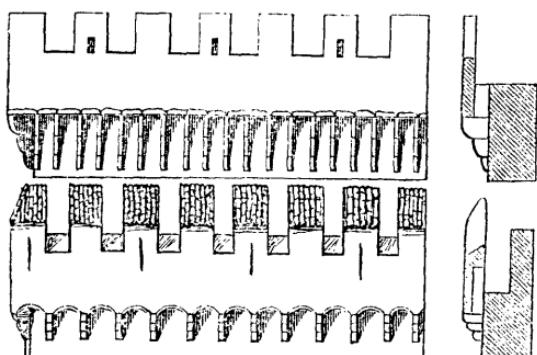
und auf ihn brennendes Pech, Kalk, heißes Oel, geschmolzenes Blei, siedendes Wasser oder Steine über die Brustwehr hinabschütten. Man stellte bisweilen sogenannte Steinkörbe aus Brettern gezimmert und einem Schiebkarren ähnlich, hinter die Scharten, welche auf die am Fusse der Mauer beschäftigten oder auf Leitern emporsteigenden Feinde umgeleert, diese mit einem Hagel schwerer Steinrümmer überschütteten. Die Friesbögen wurden im XIII. Jahrhunderte eingeführt. Die Absicht, senkrecht über den Feind zu kommen, scheint auch der Grund zu sein, warum in mittelalterlichen Burgen nie geböschte und selten mit vorspringenden Sockeln versehene Ringmauern angetroffen werden.

Die Friesbogen hatten auch noch den Zweck, die Mauerersteigung zu erschweren oder unmöglich zu machen. Wenn nämlich die Leiter herbeigebracht und anfänglich mit ziemlich flacher Neigung gegen die Mauer gelehnt ist, wird sie mit dem vorderen Ende, das sich an die Mauer stützt oder an derselben reibt und desshalb hier oft mit Walzen und Rädchen versehen ist, immer mehr und mehr gehoben. Findet sich dann irgend ein vorstehender Gegenstand, wie

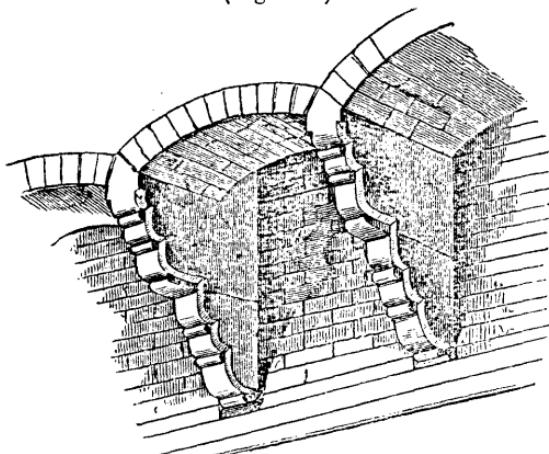
z. B. jene Friesbogen an der Mauer, so hat man kaum mehr Mittel, die Leiter, wenn sie auch im übrigen die rechte Länge hätte, bis zur verlangten Höhe aufzurichten, und man kann selbst von der obersten Sprosse aus die Zinnenscharte nicht erreichen. In gleicher Weise wurden auch wohl andere Glieder, Gesimsstreifen und Wulste, damit sich die Leiter daran stossen sollte, angebracht; derselbe Zweck lag auch den Buckelsteinen und Bossenquadern zu Grunde, welche dem Anlegen und Aufschieben der Leiter eben so viel Schwierigkeiten entgegensezten. An den Höckern der Buckelsteine konnten auch die feindlichen Steinkugeln zerschellen und unschädlich gemacht werden.

Maschikulis.

Weil das zum Herabschütten bestimmte Materiale vom Wehrgange auf die Höhe der Brustwehr, welche die Sohle der Zinnescharten bildete, heraufgehoben werden musste, lag der Gedanke nahe, sich dieses Heraufheben dadurch zu ersparen, dass man in



(Fig. 18.)



(Fig. 19.)

den Friesbögen zwischen den Tragsteinen Löcher offen liess; damit die Löcher grösser werden, kragte man die Zinnenkrönung noch weiter aus, zuweilen um mehr als die Dicke der Zinnenmauer. (Fig. 18, 19.) Man braucht dann nur die auf dem Wehrgange befindlichen Kessel und Körbe umzustürzen, um durch diese Oeffnungen ihren Inhalt auf den Feind auszugiessen. Ferner konnte man durch diese Giesslöcher alles, was am Mauerfusse geschah, beobachten und wehren, ohne sich dabei zu exponiren.

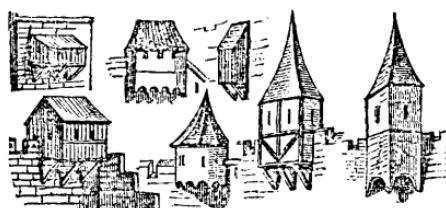
Für die gewöhnliche Kommunikation waren die Oeffnungen durch Bohlen leicht zu bedecken. Die Einrichtung wurde Maschikulis genannt, und kommt in Frankreich und England früher, in Deutschland aber weit später als die blinden Friesbogen vor, nämlich erst um die Mitte des XIV. Jahrhundertes, und wurde hier vorherrschend bei Thürmen angebracht. Die Herleitung des Wortes Maschikulis ist gegenwärtig schwer zu finden und noch nicht gelöst.

So unregelmässig die Umfassung der meisten Burgen war, so finden wir doch seit dem XIII. Jahrhunderte fast immer mehr und minder zweckmässig für eine äussere horizontale Seitenbestreichung vorgesorgt. Oft flankirten sich die Ringmauern durch ihre Biegung; wo sie aber auf längere Strecken gerade fortliessen, brachte man eine äussere Bestreichung durch aus der vertikalen Mauer hervorragende, gleichsam angeklebte Ausbauten, Erker, zu Stande, die auf einem, zwei, bisweilen drei Tragsteinen ruhten, und einen kleinen viereckigen Kasten bildeten; erst später erhielten sie auch runde Formen. In ihre Seitenwände wurde eine für die Armbrust geeignete Schiessscharte oder zwei schmälere Schlitze für Pfeilbogen angebracht, wodurch dann die ganze zwischen den Erkern liegende Mauer eingesehen, bestrichen und durch wohlgezielte Schüsse die Annäherung der Feinde

Äussere Flankirung
der Burg-
mauer durch
Erker.

an die Mauer und die Untergrabung der Fundamente verhindert werden konnte. Um letzteres, die vertikale Bestreichung, noch besser bewerkstelligen zu können, bekamen die Erker oft auch Wurf- oder Giesslöcher.

(Fig. 20.) Diese Lugerker,



(Fig. 20.)

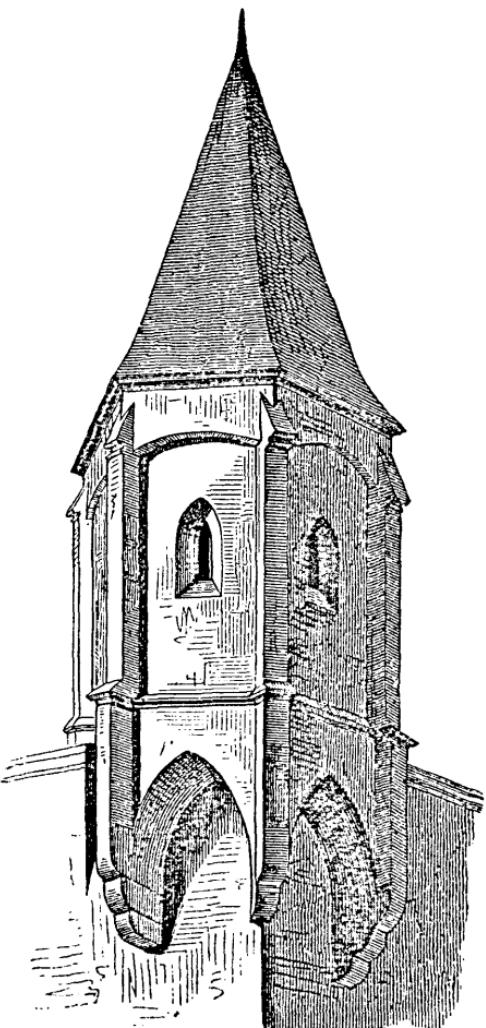
mit denen man nicht sparsam war, und welche man nicht nur in verschiedener Höhe der Mauer, sondern auch auf dem Wallgange, an den Mauerecken und ihres vorzüglichen Standpunktes für die Vertheidigung wegen auch über den Thoren und an den Thürmen herausrückte, bestanden anfänglich nur aus Holz; in Stein erscheinen sie erst bei den Neubauten zu Ende des XIII. und mehr noch während des XIV. Jahrhundertes. (Fig. 21.) Sie waren namentlich bei den kleineren Burgen, wo wegen Mangel an Raum die flankirenden Mauerthürme nicht angebracht werden konnten, sehr anwendbar. Viele Erker an den verschiedenen Theilen der Burg angebracht,

trugen wesentlich zu ihrer malerischen Erscheinung bei; darum sind sie auch in die bürgerliche Baukunst übergegangen.

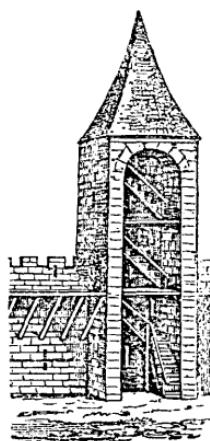
Flankierung
durch
Thürme.

Wo aber der Boden und die Mittel nicht spärlich zugemessen waren, da verlängerte man im XIV. Jahrhunderte die hochschwängenden flankirenden Erkerthürmchen in vertikaler Richtung bis herab auf den natürlichen Boden, so dass sie als flankirende, eckige, meist aber runde, nicht immer gleich grosse Thürme, mehr oder weniger aus und über die Ringmauer wenigstens um ein ganzes Stockwerk hervortreten und sie unterbrachen. Man errichtete aber diese Mauerthürme nicht blos wegen der von ihrer Plattform ausgehenden Seitenbestreichung der zwischen ihnen befindlichen Mauer, sondern auch an den leichter zugänglichen Stellen, um die Widerstandsfähigkeit der Ringmauer zu erhöhen

und an den schwachen Punkten der Burg eine ausgiebige Vertheidigung möglich zu machen. In das Innere dieser kleineren oder grösseren Mauerthürme gelangte man entweder durch eine in ihnen angebrachte Treppe, oder was gewöhnlicher war, durch ihre Pforten, welche sich rechts und links auf den Wehrgang öffneten, und hin und wieder von demselben durch einen mit beweglicher Brücke versehenen Graben getrennt waren. Die nach der Burg zugewendete Seite dieser Thürme war nicht selten ohne Hinterwand oder nur leicht



(Fig. 21.)



(Fig. 22.)

geblendet. (Fig. 22.) Man liess sie in der Kehle offen, theils aus Ersparniss, theils um den etwa eingedrungenen Feind am Festsetzen in dem eroberten Theile durch Pfeilschüsse u. s. w. verhindern zu können. Um das Dach des Thurmes führte ein mit Zinnen versehener Gang, der in Kriegszeiten gedeckt, oder mit Fallläden versehen war. Das Dach war bei runden Thürmen kegelförmig, sonst in eine Spitze oder einen Grat auslaufend; eingedeckt war es mit Schindeln, Ziegeln, Schiefer. Diese Thürme wurden Wichiuser genannt, und kamen, wie bereits gesagt, erst im XIV. und namentlich im XV. Jahrhunderte vor, wo auch die Eingänge gut flankirt wurden. In Oberösterreich finden wir diese Thürme besonders an den Burgen Kreutzen, Neuhaus, Pührnstein, Ranarigl, Rutenstein, Schwertberg, Weinberg.

(Fig. 23.)

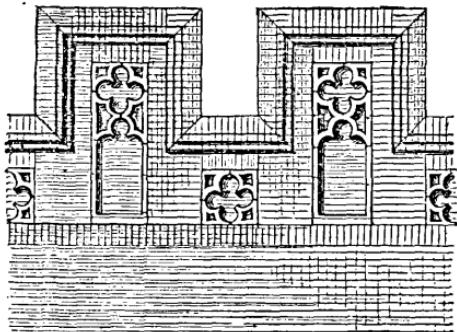


Rutenstein. (Fig. 23.)

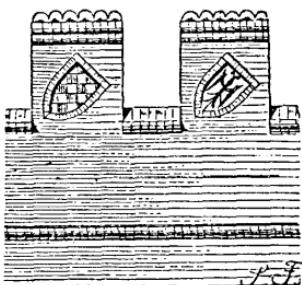
Fremder kam, ein Ritter abreiste u. s. w. Dessenhalb wurde auch an den Zinnen allerlei architektonischer Schmuck angebracht, meistens jedoch bei den Backsteinbauten, weniger bei Steinbauten. (Fig. 24, 25, 26.)

An den Zinnen wurden als Trophäen die Köpfe der erschlagenen, die Wappenschilde der überwundenen oder gefallenen Ritter ausgestellt. Ebenso wurden auch die Schilder an die Wand der Wintberge ausgehängt, um anzuseigen, dass die Burg zum Widerstande entschlossen sei. Endlich hing man auch Verbrecher an den Zinnen auf. Die

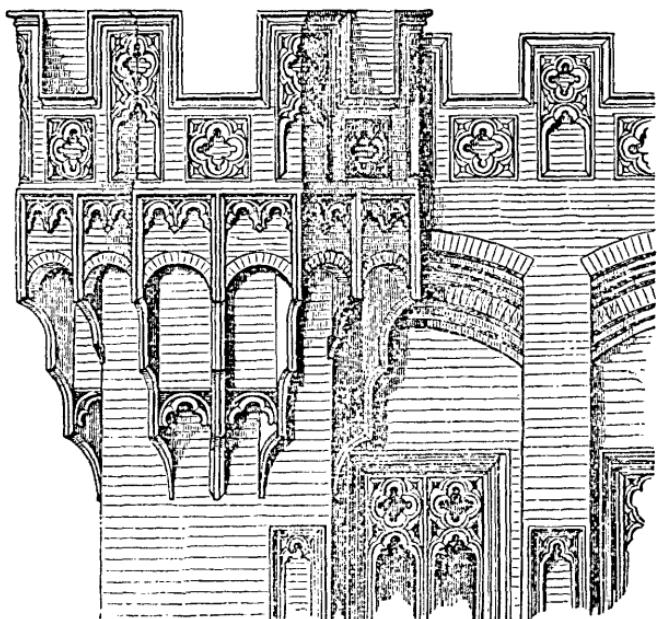
Weitere Bestimmungen der Zinnen.



(Fig. 24.)



(Fig. 25.)



(Fig. 26.)

Zinne war ein so integrirender Theil der Burgmauer, dass man zuweilen für Mauer geradezu Zinne sagte.

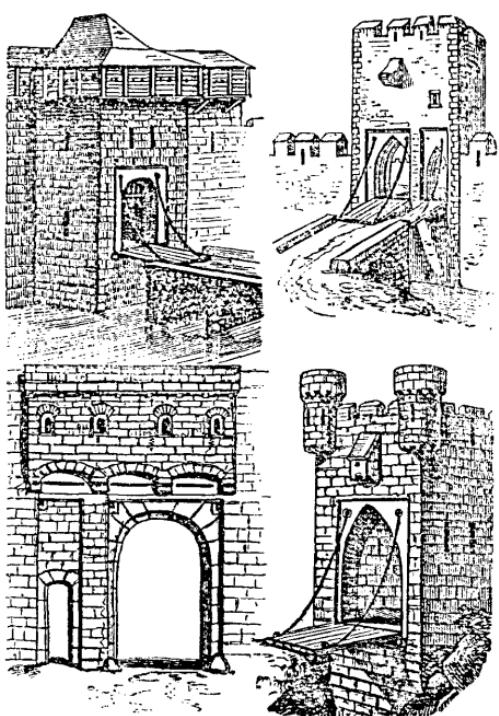
Zugang zum
Thore der
Hauptburg.

Zum Thore der Hauptburg gelangte man in der Regel auf einer Zugbrücke, namentlich bei Wasserburgen und sonst grossartig angelegten Bauen. Manche Felsburgen hatten aber über ihre trockenen Gräben keine Zugbrücke; in diesem Falle musste man das Pferd auf dem Reithofe abgeben und zu Fuss auf schmaler Stiege einerseits in den Graben, andererseits aus ihm heraus zur Einlassthüre steigen.

Hie und da war die Pforte in die Hauptburg so niedrig, dass man nicht einreiten konnte. Bei anderen Burgen war das Thor nicht auf dem schmäleren Rücken des Bergvorsprunges, worauf die Burg stand, angebracht, sondern an der abschüssigen Längenseite; dann ritt man aus dem Zwinger einen schmalen, steilen, von parallelen Mauern eingefassten Weg, die Burgstrasse, hinauf. Bei Belagerungen gestattete dieser Weg den auf ihm nahenden Angreifern keine Frontentwicklung und konnte von den Mauern und Thürmen aus leicht vertheidigt und schnell an einzelnen Stellen unwegsam gemacht werden. Hier musste der Feind sich jeden Zoll vorwärts erkämpfen.

Das Thor oder die Pforte war in der Ringmauer oder in einem ^{Hauptburg-thor.} Thurme, seltener im Gebäude selbst angebracht. Hin und wieder

namentlich bei kleineren Burgen befand sich das Thor zwischen zwei auf die Ringmauer gestützten Wohngebäuden, welche zur Vertheidigung des Einganges mitwirkten. Zuweilen beherrschten hervorstehende Bollwerke oder kleine runde Thürme mit Schiessscharten die Pforte. Wenn sie sich in der Ringmauer auf der inneren Seite des Grabens befand, so pflegte sie auf einem mit Futtermauern gefesteten, vier-eckigen Vorsprunge in dem Graben zu stehen, und stellte sich darnach als ein vorspringendes thurmartiges Thorhaus dar. (Fig. 27.)



(Fig. 27.)

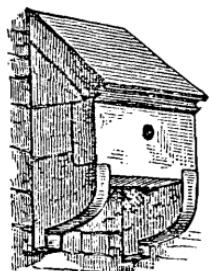
Dieses Thorhaus war mit Zinnen versehen und hatte oft ein Dach, welches gewöhnlich wie die hervorgekragten Schutzdächer an der Burgmauer konstruiert war.

Pechnase.

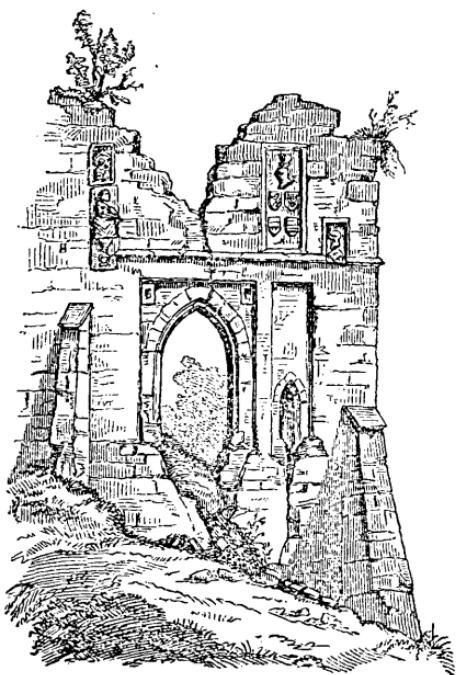
Auch war über der Pforte oder einer Thür eine sogenannte Pechnase angebracht. Diese bestand aus einem erkerartigen, meist aus Steinplatten, sonst aus Mauer zusammengesetzten, auf zwei Kragsteinen etwa drei Fuss vorgeschobenen Ausbau vor einem Fenster, um Kopf und Arm darin zu bergen, und gegen aussen geschützt nach unten sehen, leuchten, schiessen, giessen und werfen zu können, wenn der Feind das Thor einstossen und stürmen wollte. (Fig. 28.) Auch konnte die Pechnase beim Löschen des an dem Thore angelegten Feuers benützt werden. Ihr Name kommt daher, dass man durch ihre Oeffnung oder Nase heisses Pech herabgiessen konnte. Sie wurde auch dazu benützt, um in gesicherter Stellung mit dem vor dem Thore befindlichen Fremden sprechen zu können, daher sie auch oft schon beim ersten Thore vorkommt. Diese Pechnasen findet man erst im XIV. Jahrhunderte, im XV. kamen sie in allgemeinen Gebrauch und erhielten sich bis zum 30jährigen Kriege.

Verzierung
des Thores.

Ueber der Thoröffnung prangten Wappen, Inschriften, Steinbilder und die sonstigen Verzierungen, namentlich des gothischen Styles. (Fig. 29.) Auch geschah es, dass man sogenannte Riesenknochen (antidiluvianische Reste) und ganze Gerippe grosser besonders Seethiere oft am Eingange der Burg als Erinnerung an die Wanderfahrten und Kreuzzüge des Besitzers, oder als denkwürdige Ausgrabungen beim Baue der Burg, befestigte. Das Thor sollte nicht nur vertheidigen, sondern auch das Ansehen des Besitzers repräsentiren. —



(Fig. 28.)



(Fig. 29.)

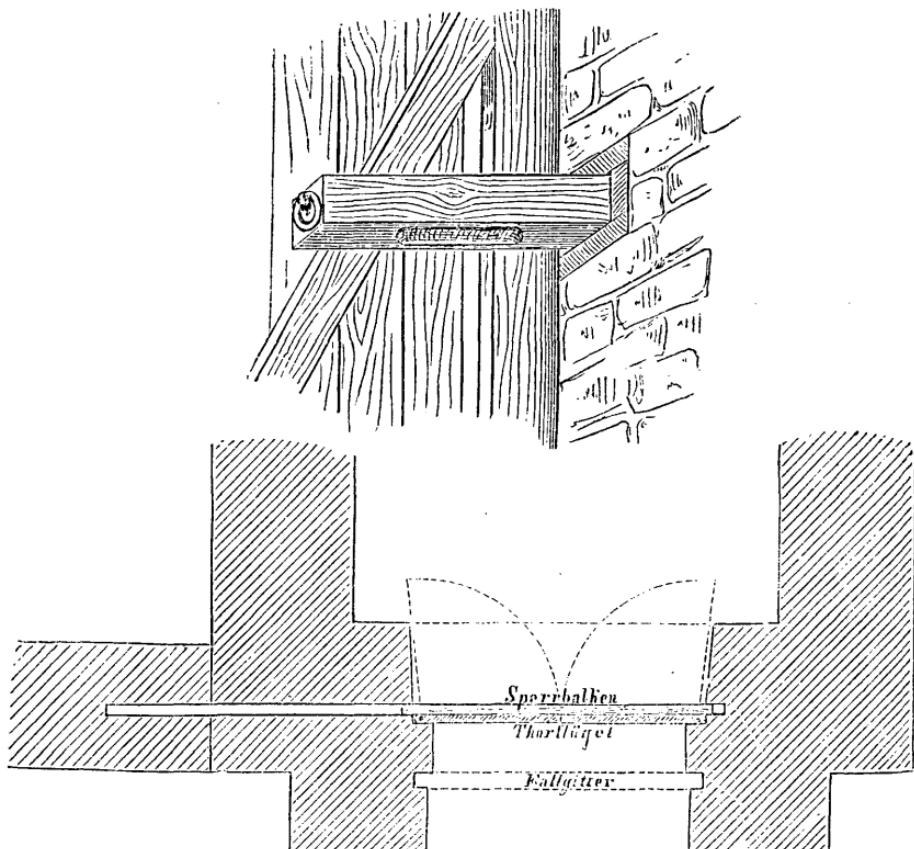
Wenn der Burgbesitzer zum Ritter geschlagen war, so prangte über dem Thore der Helm, was keinem noch so hohen Adeligen erlaubt war, so lange er die ritterliche Würde noch nicht erlangt hatte.

Wenn vor der ganzen Burgmauer kein Graben war, so höhlte ^{Zugbrücke.} man oft vor dem Thore, um den Zugang zu erschweren, ein Stück Erdreich aus, und bediente sich dann, sowie bei den Gräben, der Zug- oder Schlagbrücke. In der Thorhalle befanden sich die Vorrichtungen, welche die dicken Ketten oder Taue, die zum Aufziehen und Niederlassen der Zugbrücke dienten, und über hölzerne oder metallene Rollen ließen, in Bewegung setzten. Der Mechanismus der Zugbrücke war mehr auf menschliche Kräfte, als auf künstliche Kombination berechnet. Zugbrücken mit Wagebalken kommen selten oder viel später, die auf Kurven gleitenden Gegengewichte nie vor. Die Zugbrücke war aus starkem Holze verfertiget, und hatte niedergelassen auf einer hölzernen oder gemauerten Bank ihr Auflager. An den Seiten des Thores befanden sich tiefe Einschnitte, in welche sich die aufgeklappte Zugbrücke legte. Oben rechts und links vom Thorbogen waren Scharten, durch welche die Zugketten giengen. Innerhalb des Thores waren, um den Durchgang nicht zu behindern, oben Nischen für das Gestühl mit den Brückenwinden.

War der Graben breit, so überdeckte die Zugbrücke nur einen kleinen Theil, der übrige war mit dem jenseitigen Grabenrande durch eine feste Holzbrücke auf hölzernen oder gemauerten Pfeilern verbunden, oder es waren mehrere Zugbrücken angebracht. Ganz gemauerte Brücken findet man erst in neuerer Zeit.

Die aufgezogene Zugbrücke verstärkte die Sicherheit der Thor- ^{Thorthür.} thüre. Diese war nicht selten zweiflügelig, gieng in starken Angeln, bestand aus festen eichenen Bohlen, und war gewöhnlich mit Blech überzogen oder mit Eisen beschlagen. An der Innenseite befand sich eine starke Sperrvorrichtung, nämlich nebst dem grossen Schlosse noch ein Balken, der als Riegel über die ganze Breitseite der Thorthüre geschoben wurde. Sollte die Thorthüre geöffnet werden, so wurde der Balkenschubriegel in eine horizontal in der Mauer angebrachte Oeffnung hineingeschoben, die mit vier Brettern ausgekleidet war, damit der Balken leichter rutsche. Beim Verschliessen der Thorthüre wurde er mittelst eines Ringes, der an seinem Ende befestigt war, hervorgezogen, und an ein an der gegenüberliegenden Mauerwand befindliches, nicht sehr tiefes Loch hineingeschoben. Um den Sperrbalken leichter hin- und herschieben zu können, hatte er

in seiner Mitte eine Vertiefung für die Hand. Die zu diesem Querbalken bestimmten Löcher sieht man oft in den Ruinen, auch noch mit Brettern ausgefüttert. (Fig. 30.)



(Fig. 30.)

Fallgitter.

Im Thore befand sich hie und da noch ein Fallgitter, das aus Holz oder Eisen angefertiget war und an Ketten hing. Es war in der Regel aufgezogen und wurde nur dann, wenn die Zugbrücke in die Gewalt des stürmenden Feindes kam und dieser in das Thor eindrang, herabgelassen, um einige der Feinde zu zermalmen, den anderen den Rückzug abzuschneiden und sie gefangen zu nehmen und die nachrückenden neuerdings aufzuhalten.

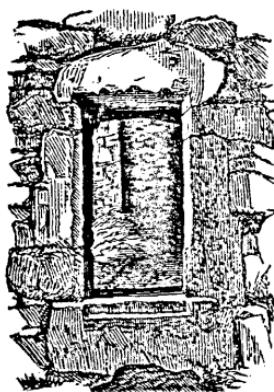
Diese Fallgitter kamen nach dem XI. Jahrhunderte in Gebrauch, hatten einen ähnlichen Mechanismus, wie die Zugbrücken, und wurden

durch Menschenhände zuweilen mit Zuhilfenahme eines Rades an der Welle bewegt. Ihre Spuren entdeckt man, auch wenn der obere Theil des Thorhauses zertrümmert ist, an den für sie gehörigen Falzen in dem Gemäuer.

Bisweilen befand sich neben dem Thore noch ein Pförtchen mit gesonderter Zugbrücke zur Bequemlichkeit der Burgbewohner, und aus Rücksicht für die Sicherheit, um nicht stets das grosse

Kleinere
Thore.

Thor öffnen zu müssen. So in den oberösterreichischen Burgen Falkenstein, Neuhaus, Schaunberg, Thumb. Entfernt vom Hauptthore, oft an ziemlich versteckten Stellen war ein Ausfallspförtchen mitunter in solcher Höhe angebracht, dass es ohne Beihilfe einer Leiter nicht zu benützen war. Ein solches Ausfallspförtchen ist an der Ruine Windeck noch wohl erhalten. Neuhaus hatte deren einige, jedoch mehr ebenerdig. Auch die äusserste Zwingermauer war mit solchen Thürchen versehen. (Fig. 31.)



Neuhaus. (Fig. 31.)

Eine andere mittelalterliche Thorbefestigung bildete seit dem XIII. Jahrhunderte der Barbakan. Es war diess ein in verschiedenen Formen vor dem Thore gelegener, kleiner, geschlossener, an manchen Orten von zwei vortretenden Thürmen vertheidigter, gegen das Thor zu offener Vorhof, in welchem der Feind, wenn sein Eindringen nicht mehr abzuwehren war, noch mit Wurf- und Brandzeug überschüttet werden konnte. Dieses vorgeschobene Vertheidigungswerk kommt indessen viel häufiger bei den Städten, als bei den Burgen vor, schon wegen des grossen Raumes, den es erheischte, und wurde auch jenseits des Grabens als Brückenkopf angewendet.

Barbakan.

Hatte man das Haupthor passirt, so befand man sich entweder unmittelbar in dem von der Ringmauer und Gebäuden eingeschlossenen Burghofe, oder man gelangte zunächst wieder in einen engen Zwinger, welcher zwischen der Burgmauer und ihren Thürmen einerseits, und den Gebäuden, welche den Burghof einschlossen, andererseits eingezwängt war, und wenig mehr Raum hatte, als eine Wegbreite. Dieser enge Zwinger umschloss oft das ganze Burggebäude, und von da aus kam man erst durch einen hallenartigen Durchgang in den Burghof.

Burghof.

Der Burghof war nicht immer regelmässig; gewöhnlich klein und düster, nur selten findet man ihn weit und licht. In diesem Falle war er in der Mitte oder an einem weniger betretenen Ende mit einem Rasenplatze oder mit einer Linde oder mit einem anderen Baume geziert, dessen Samen man aus den Kreuzzügen mitgebracht hatte. War der Burghof zu klein, so stand der Baum, wie bereits früher erwähnt wurde, im Zwingelhofe oder vor der Burg. Er war mit einer Erd- oder Steinbank umgeben, und unter seinem Schatten unterhielten sich die Burgleute.

b) Bergfried.

Das für die innere Vertheidigung der Hauptburg wichtigste und oft auch das älteste Gebäude war der grosse Thurm. Er ragte über alle anderen Gebäude hervor, war kräftig, nach allen Seiten hin vertheidigungsfähig, und muss als der eigentlichste Kern der ganzen Buraganlage betrachtet werden. Der Besitz der ganzen Burg beruhte auf dem Besitze dieses Thurmes. Wir sehen das besonders in Vichtenstein, wo der Thurm den ersten Eingang, den östlichen und westlichen Vorhof, den Zugang in die Hauptburg, den Burghof und den Zutritt in das Herrenhaus beherrscht. Ein Thurm wurde für unumgänglich nothwendig erachtet, und fehlte in keiner Burg. Man nannte ihn bald Bergfried, bald Torn, hoher Torn, dicker Thurm.

Der Name Bergfried wird auf das Mannigfaltigste der deutschen, lateinischen und französischen Sprache angepasst, und zwar: Berevit, Bergfrit, Barchvred, Bervit, Berefrei; *Bersfredus, Belfredus, Belfragium; Berfroi, Baffraiz*.

Deutsche
Herleitung
des Namens.

Die deutsche Herleitung des Namens ist verschieden und wurde darüber schon viel gestritten. Die Einen sagen: Bergfried hiess ursprünglich und auch später noch im weiteren Sinne jede Einfriedung und Befestigung eines Berges, und somit auch einer auf dem Berge gelegenen Burg, und später sei diese Benennung im engeren Sinne auf den Thurm der Burg als dem Hauptkern der Befestigung übergegangen. Die Anderen behaupten: Die Bezeichnung Bergfried dürfte sich am richtigsten vom Burgfrieden herschreiben. Unter Burgfrieden verstand man nämlich den Bezirk oder Befang um die Burg herum, welcher als unzertrennlich von ihr und so angesehen ward, als ob er in der Burg selbst gelegen wäre; ferner begriff man darunter die Polizei-Ordnungen und Vorschriften, welche zur Erhaltung der Ruhe und Sicherheit in der Burg und deren Umkreis aufgestellt wurden.

Die Störung der öffentlichen Ruhe in diesem Umkreise wurde sehr streng geahnt. Hier durfte kein Flüchtling verhaftet und kein Schwert gezogen werden. Da nun der Umkreis, so weit der Thurm gesehen werden konnte, zum Burgfrieden gerechnet wurde, und innerhalb desselben der Friede geborgen war, so mochte es geschehen, dass der Thurm davon die Bezeichnung Bergfried erhielt. Sollte aber dieser Name nicht etwa davon herzuleiten sein, dass der Bergfried das Hauptwerk des zur Bergung der Sicherheit und des Friedens aufgeführten Baues war; die Burg unter seinem kräftigen Schutze, gleichsam unter seinem Schatten, in Sicherheit ruhte, und ihre Vertheidiger in äusserster Feindesnoth sich nach diesem Thurme flüchten und dort bergen konnten? Die Annahme, dass der Hauptthurm den Namen Bergfried deshalb führt, weil er die Sicherheit birgt, wird auch durch den Umstand nicht wenig unterstützt, dass man im Mittelalter das Wort Friede oft für das Wort Sicherheit setzte und gebrauchte. Darnach bedeutet Bergfried so viel als Sicherheitsschutz, und das war auch dieser Thurm thatsächlich.

Der Zweck des Bergfriedes war ein dreifacher: Er diente als letzter Zufluchtsort, als Hochwarte und als Deckung oder Schild für den dahinterliegenden Burgräum.

Der Zweck des Bergfriedes.

Wenn die Zahl der Vertheidiger einer Burg so zusammengeschmolzen war, dass sie mit der Länge der angreifbaren Umfassung nicht mehr im Verhältnisse stand, oder wenn ein grosser Theil der Burg verloren gieng, flüchteten sich die letzten Vertheidiger mit dem Reste ihrer Habe in den Bergfried. Von hier aus versuchten sie nun in unbewachten Augenblicken, oder von Aussen durch die Unterthanen der Burgherrschaft und die herbeigecilten Freunde unterstützt, die Wiedereroberung des verlorenen Theiles der Burg. Oder sie suchten durch Unterhandlungen billige Bedingungen der Uebergabe zu erhalten, und im äussersten Falle ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Darum stellte man auch den Bergfried oft allein, um nicht, wenn die Burg genommen und er allein noch vertheidigt wäre, durch Anzündung zu naher Gebäude herausgeräuchert und zur Uebergabe gezwungen zu werden. Der Bergfried in einer grösseren Burg wurde also gewöhnlich nur im Augenblicke der äussersten Gefahr vom Burgherrn bewohnt.

Als letzte Zufluchtsstätte.

Ausser der Zuflucht gewährten hohe Bergfriede durch den weiten Blick über die Umgegend, den Nutzen, alles, was vortheilhaft oder schädlich werden konnte, schon in der Ferne sehen und sich darauf

als Warte.

vorbereiten zu können, nämlich Freunde und Feinde oder vorüberziehende Kaufleute, denen man Geleite gab und Zoll abnahm. Der auf dieser Warte angestellte Wächter hatte auch die Pflicht, die Burgbewohner und die anderen Leute, welche sich draussen im Felde oder Walde befanden, durch Hornsignale vor Ueberfall zu warnen.

Das Thürmerhorn war in der ersten Zeit nur ein Thierhorn; in der Glanzepoche des Ritterthumes aber eine Art Trompete von Metall, die auch bei Aufzügen hoher Herren und allen Festlichkeiten fleissig geblasen wurde und sehr lang war.

Im XIII. Jahrhunderte wurden auf manchen Bergfrieden besondere Aufbauten errichtet, welche zur Aufnahme von Sturmgeschützen dienten. Auch machten es die Bergfriede möglich, mit befreundeten Nachbarburgen Signale zu wechseln. Dies war eine weitere Ursache, dass man diesen Thurm, wenn keine anderen Rücksichten dagegen waren, auch auf den höchsten Punkt der Burg stellte.

Die gewöhnlichsten Zeichen bestanden darin, dass man bei Tage aus Glutpfannen Rauch aufsteigen, bei Nacht eine Fackel brennen liess. Sollte das Herannahen von Freunden angedeutet werden, so brannte die Fackel stehend; kamen Feinde, so wurde die brennende Fackel hin und herbewegt; denn Krieg ist Bewegung. Es wurden auch Balken ausgehängt, die man bald aufrichtete, bald niederliess, und auf diese Weise anzeigte, was geschieht. Alles das geschah auf der Zinne des Bergfriedes oder auf dem oberen den Thurm umgebenden Gange. Ausserdem hing man bisweilen ein grosses rothes Tuch aus, oder bediente sich der Brieftauben. Die angegebenen Signale waren schon bei den Römern üblich, und wurden später, wie so vieles in der Befestigung, Belagerung und Vertheidigung beibehalten.

Hatte der Berggipfel eine langgestreckte Form, welche die Beobachtung seiner Abhänge von einer Warte aus nicht möglich machte, so waren statt eines zwei Thürme vorhanden, die zur Bequemlichkeit und Vereinfachung des Wachdienstes durch einen hohen Mauergang verbunden waren. Mehrere Bergfriede in einer und derselben Burg wurden, jedoch sehr selten, auch deshalb errichtet, weil sie entweder mehrere gleichzeitige Besitzer hatte, die zuweilen mit Misstrauen und Eifersucht gegen einander erfüllt waren, oder weil man die Burg widerstandskräftiger und zur Aufnahme einer grösseren Besatzung fähiger machen wollte.

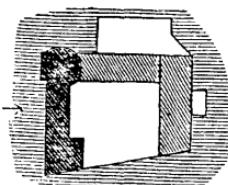
Die Bestimmung als Warte für die Ferne hatten die Bergfriede besonders bei Burgen, die in der Ebene lagen, weniger bei Berg-

burgen auf freier Höhe, weil diese schon durch ihre erhöhte Lage eine ausgedehnte Fernsicht genossen.

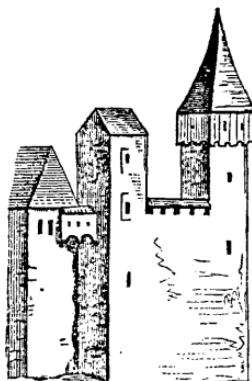
Endlich deckte der Bergfried durch seine Masse den hinter ihm liegenden Burgraum gegen Pfeile, Speere und Wurfsteine. Diese Deckung wurde nothwendig, wenn eine hinter der Burg höher gelegene Gebirgslehne die Einsicht in den inneren Burgraum gewährte. Die erste und wichtigste Aufgabe des Angreifers mittelalterlicher Befestigungen war, Höhe zu gewinnen. Die geringe Geschwindigkeit, welche man vor Anwendung des Pulvers den Geschossen geben konnte, die dem Horizontalschusse nur kurze Weiten mittheilte, und die Kraft des Wurfes nach der Höhe bald ermatten liess, verlangte hohe Aufstellungspunkte für die Pfeil- und Bogenschützen und Wurfmachinen der Belagerer, um ihren Geschossen durch grössere Fallhöhe mehr Geschwindigkeit und mehr durchschlagende Kraft zu verleihen. In der ersten Zeit des Mittelalters, wo die Schussweite sehr gering war, konnten die Burgerbauer die überragende Anhöhe leichter noch ausser Acht lassen; als aber seit dem XII. Jahrhunderte die Armbrust und das grössere Wurfzeug eine immer höhere Ver vollkommnung erhielten, wurde die Nothwendigkeit um so dringender, die Burg gegen die hinter ihr liegende höhere Berglehne zu schützen. Diess war die Ursache, dass in späterer Zeit der Bergfried auf der mehr oder minder schmalen, von der Berglehne überhöhten Angriffsseite entweder gleich hinter der Ringmauer sich befand, oder in dieselbe als verstärkter Mauerthurm eingebaut wurde, oder etwas vor dieselbe vortrat.

Bei Burgen, die eine Berglehne von grösserem Umfange, also ein breites überhängendes Angriffsfeld vor sich hatten, finden wir diesem ein Befestigungswerk entgegengesetzt, das mit dem Bergfried alle Eigenschaften, nur nicht die Form des Einzelnthurmes gemein hatte. Es bestand entweder in einer breiten, dicken und hohen, nach allen Seiten vertheidigungsfähigen

Schild- oder Schutzmauer, Bergfriesmauer, oder in zwei durch eine solche Mauer verbundenen Thürmen (Fig. 32), wie in den oberösterreichischen Burgen Wildenstein (Fig. 33)

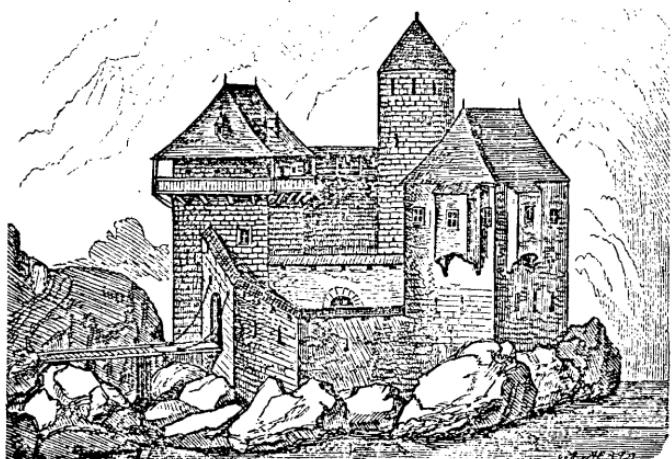


(Fig. 32.)



Wildenstein. (Fig. 33.)

und Wernstein. (Fig. 34.) Dieses Fortifikationswerk ist als ein verbreiteter Bergfried zu betrachten; es war unten massiv und



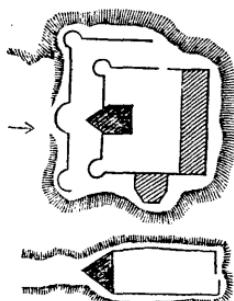
Wernstein. (Fig. 34.)

unzugänglich; in der Mittelhöhe gewöhnlich mit gewölbten Kammern und Gängen versehen; oben mit einem nach beiden Seiten gezinnten Wehrgang, einer Doppelwehr, gekrönt, und konnte nur durch einen schwierig zu erreichenden, leicht zu vertheidigenden, gewöhnlich im Inneren der Burg an der Hofseite hochgelegenen Eingang betreten werden.

Form der Bergfriede.

Die Bergfriede waren entweder rund, was die häufigere Form in der ältesten Zeit ist, oder viereckig. Es kamen aber auch drei-,

vier- und mehreckige Bergfriede vor, die dann mit ihrer Spitze gegen den Angreifer gerichtet waren und ihm nur schräge Flächen darboten, an denen seine Zerstörungsmittel abprallten. (Fig. 35.) Man fand, dass die schräge oder runde Fläche dem Breschgeschosse besser Widerstand leiste, und setzte daher runde Thürme gern an Punkte, die von vielen Seiten beschossen werden konnten, während man die geraden Flächen vier- und mehrseitiger Thürme den feindlichen Geschossen, wie gesagt, gern in spitzen Winkel aussetzte, was natürlich nur



(Fig. 35.)

wie gesagt, gern in

dann möglich war, wenn der Angreifer blos ein schmales Feld für seine Aufstellung hatte. In manchen Burgen kommen auch Bergfriede vor, an welchen man nach der Burgseite hin das Rechteck, nach der Angriffseite aber die Rundung findet.

Die Dicke der Bergfriede, sowohl der Durchmesser der runden, als die Seitenlänge der quadratischen, bald etwas mehr, bald etwas weniger als 30 Fuss, geht nie bis 20 Fuss hinab und erreichte in der Regel nie 40 Fuss.

Dicke.

Die Mauerstärke betrug gewöhnlich 5 bis 7 Fuss, so in Mauerstärke. Krämpelstein, Vichtenstein, Ranarigl, Marsbach, Haychenbach. Zu den Ausnahmen gehörte der Bergfried in Neuhaus mit 11 und zu Falkenstein mit 15 Fuss starker Mauer. Diese Mauerdicken sind gewöhnlich im Erdgeschosse am stärksten und nehmen mit jedem höheren Stockwerke, wenn keine Treppen und Gänge in ihr ausgesparrt sind, um einige Zolle ab.

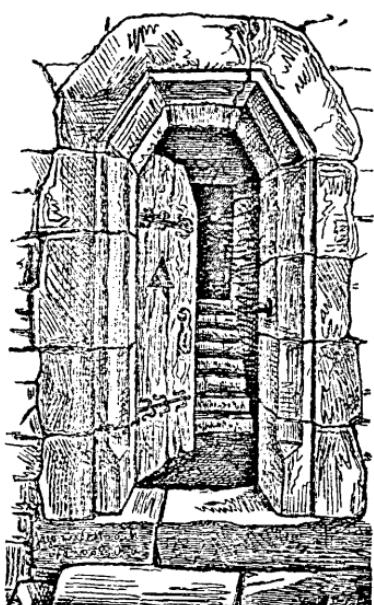
Was die Höhe anbelangt, so wurde ein besonderer Werth darauf gelegt, dass der Bergfried höher war, als die Thürme der Mauerumfassung. Es kommen Bergfriede bis 90 Fuss hoch vor. Oft beträgt die Höhe ungefähr das Vierfache der grösseren Breite des Thurmes. Wie der Angreifer, so suchte der Vertheidiger mittelalterlicher Befestigungen Höhe zu gewinnen, dadurch machte er die eigene Trutzwaffe, Sperre, Pfeile und Wurfsteine im selben Masse wirksam, als er die feindliche Schusswaffe unzureichend machte. Der einfache Steinwurf aus freier Hand von der Höhe herab gewann an Wucht und der Steinblock von hoher Zinne hinabgewälzt, war nur so im Stande, die Schilder der Angreifer zu durchdringen und die Schirmdächer ihrer Belagerungsmaschinen zu zertrümmern. Das war eine weitere Ursache, warum man in Burgen, welche auf isolirten Berggipfeln standen, oder nicht überhöht waren, die Bergfriede am liebsten auf der höchsten Stelle der Burg, zuweilen auf einem beim Steinbrechen für den Bau eigens aufgesparnten Felskopf, der das Untergraben der Fundamente unmöglich machte, baute.

Höhe.

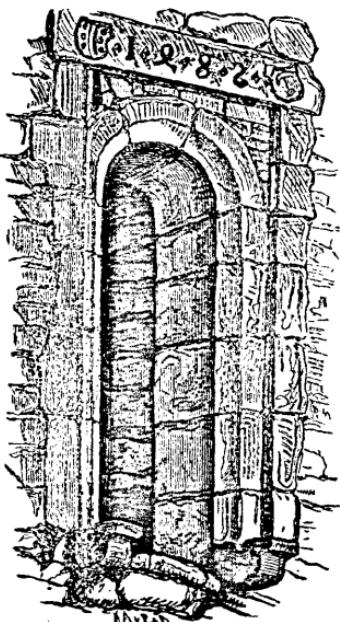
Der Eingang in den Bergfried hatte gewöhnlich in der frühesten Zeit einen horizontalen Thürsturz, später einen Rund- oder Spitzbogen und zuletzt auch einen Stichbogen, wie in Haychenbach, war nicht selten mit Haustein bekleidet, und lag immer der Angriffsseite abgewendet, 15 bis 30 Fuss über dem Erdboden, selten höher. Auch nahm man bei der Stellung der Eingänge Rücksicht auf das Klima, legte also den Eingang, namentlich bei isolirten und in der Mitte

Eingang.

der Burg stehenden Thürmen, gegen die gemässigten Windseiten. (Fig. 36, 37.)



Neuhaus. (Fig. 36.)



Falkenstein. (Fig. 37.)

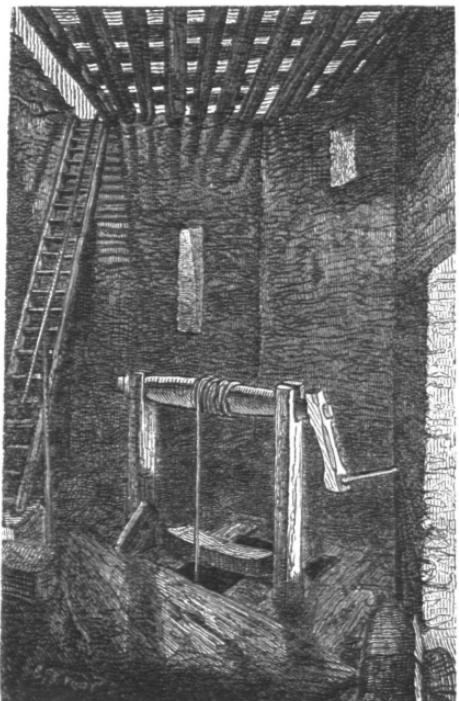
Wenn der Thurm allein stand, gelangte man zu der kleinen Eingangsthüre mit Leitern, für welche dann auf Tragsteinen unter der Thür ein Podest vorbereitet war, oder auf abzuwerfenden Treppen. Wo die Tragsteine fehlen, findet man häufig an ihrer Stelle die Spuren einer Holzkonstruktion, Balkenlöcher, Strebeansätze und kleine lagerartig ausgearbeitete Tragsteine zur Aufnahme einer Firstenpfette für ein Pultdach, das wohl eine in friedlichen Zeiten zum Bergfried ständig führende hölzerne Treppe deckte.

Wo das Wohngebäude oder die Burgmauer in der nächsten Nähe des Bergfriedes sich befand, führte eine Zug- oder Schiebbrücke hinüber. Die Strebebalken dieser hölzernen Brücke hatten unmittelbar unter dem Eingange ihr in der Mauer ausgehauenes Lager. Der Bergfried befand sich deshalb in der Nähe des Herren- oder Ritterhauses, um, wenn der Feind durch das Thor oder die Ringmauer in die Hauptburg eingedrungen war, jeden Angriff auf das Haus in Rücken zu nehmen, oder dessen Besatzung als Zuflucht zu dienen,

wenn das Herrenhaus durch eine von aussen unternommene Erstürmung in feindliche Gewalt fiel. Die Verbindung zwischen dem Thurm und dem Hause wurde, wie bereits erwähnt, durch eine hölzerne Brücke vermittelt, nebstdem aber hatte der Thurm zuweilen auch noch eine zweite Pforte, welche auf einer Leiter oder beweglichen Treppe hinab in den Hofraum führte. Die gegen das Wohngebäude gerichtete Thür des Thurmes wurde gewöhnlich von aussen, d. h. von der Brücke aus verschlossen, hatte aber auch auf der anderen Seite der Thüre, nach innen zu, rechts und links Löcher zur Aufnahme einer starken eisernen Stange, in deren Mitte ein eiserner Hacken in einem an der häufig ebenfalls eisernen Thüre befestigten Ring eingriff und so dieselbe von innen, nach dem Verluste des Wohngebäudes, verschloss. So geschah es auch, wenn bei später vorgenommenen Neubauten das Haus unmittelbar an den Thurm gelehnt wurde, wo man dann in denselben aus dem Dachboden oder aus dem oberen Stockwerke gelangte.

Im Untergeschosse, welches von der Sohle des Thurmes bis Das Verliess. zur Etage, in der die Eingangsthüre war, hinaufreichte, befand sich das Verliess. Es diente als Vorrathskammer oder Gefängniss; war gewöhnlich mit einem Kuppelgewölbe geschlossen, immer durch ein enges Einstiegloch von oben zugänglich, und wurde durch hoch angebrachte, aussen kleine, immer lange und breite Oeffnungen spärlich erhellt. In manchen Verliessen findet man im Fussboden eine kleine Vertiefung, welche zugeschüttet werden konnte, und vielleicht für die unnennbaren Bedürfnisse der Gefangenen bestimmt war. In manchen Bergfrieden, welche nicht auf steile Felsen gegründet werden konnten, wurde der unterste Theil mit Mörtelguss ausgefüllt, um das Untergraben zu erschweren; das Verliess musste alsdann höher angelegt werden und so auch der Eingang. Nebst dem Burgverliess im Bergfriese gab es oft noch andere kleine, kellerartige Gefängnisse in den verschiedenen Gebäuden der Burg.

Die Gefangenen wurden gefesselt mittelst einer Winde auf einem Reitknebel oder in einem Korbe hinabgelassen und emporgewunden (Fig. 38), in der Regel nur Missethäter, Landläufer, Mordbrenner, widerspenstige Leibeigene und das strafbare Gesindel. Manchmal aber auch Kaufleute, welche die Raublust auf der Strasse niedergeworfen und nicht nur beraubt hatte, sondern bis zur Erpressung des geforderten bisweilen hohen Lösegeldes quälte und aufbehield. Daher hiess das Verliess auch Angstloch, und weil in



Neuhaus. (Fig. 38.)

ihm manche zum Tode verurteilten Gefangenen verhungerten und verfaulten, bekam der Bergfried davon den Namen Hunger- oder Faulthurm.

Gefangene Feinde höheren Ranges genossen in der Regel bessere Behandlung, Freiheit von Fesseln und leidliche aber immer verschlossene Gefängnisse und wurden nur dann strenge gehalten, wenn sie wegen einer entehrenden Handlung oder eines Verbrechens eine schärfere Strafe zu erleiden hatten, oder der Rache verfallen waren. Letzteres scheint bei Herzog Heinrich von Oesterreich der Fall gewesen zu sein, der in der Schlacht von Mühldorf 1322 gefangen, vom König Johann von Böhmen nach der

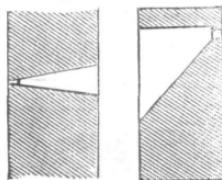
Burg Bürglitz gebracht und in Ketten gelegt worden war. Die Kriegsgefangenen machten damals einen Theil der Beute aus, und diejenigen, welche ihre Loslassung und gänzliche Freiheit erkaufen konnten, wurden die „Schätzungsmaßigen“ genannt. Die Höhe des Lösegeldes war nach Umständen sehr verschieden und belief sich manchmal auf eine unglaubliche Summe. Der deutsche König Ludwig verlangte für den in der Schlacht bei Mühldorf gefangenen Marschall von Oesterreich, Dietrich von Pilichdorf, 5560 Pfund Heller, und Rüdiger der Jüngere von Starhemberg, welcher bei der Belagerung von Racker in Gefangenschaft gerieth, in welcher er lange schmachten musste, wurde erst dann losgelassen, nachdem er sich verpflichtet hat, 12.000 Dukaten Lösegeld zu zahlen.

In den anarchischen Zeiten des XV. Jahrhundertes wurden in Oberösterreich auch die Landleute, ja Weiber und Kinder zusammengefangen und fortgeschleppt, um ihren Anverwandten ein Lösegeld abzupressen.

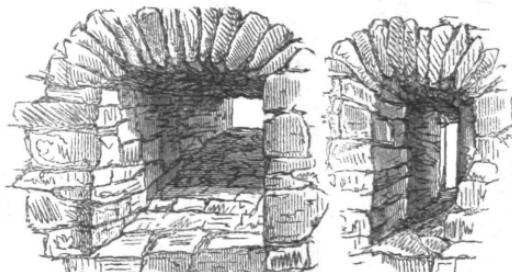
Stockwerke.

Die höheren drei bis vier Stockwerke des Bergfriedes, welche sich über dem Eingangsgeschosse erhoben, bildeten entweder Hallen,

die wenn gross, auf hölzerne Säulen gestützt waren, oder sie wurden in kleinere, durch hölzerne Balkenwände abgetheilte, untereinander in Verbindung stehende Gemächer zerlegt, und durch starke Bretterböden oder Balkenlagen mit Estrichboden, selten durch Gewölbe geschieden. Die Stockwerke empfingen in früherer Zeit ein schwaches Licht durch enge Löcher und Schlitze, die meist hoch oben angebracht waren; erst im Laufe des XV. Jahrhundertes wurden Fenster eingeführt. (Fig. 39, 40.)



(Fig. 39.)



Haychenbach. (Fig. 40.)

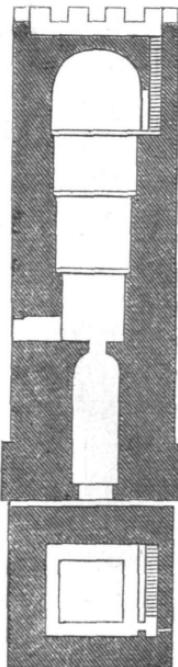
Die Plattform des Thurmcs ruhte jedoch gewöhnlich auf einem Gewölbe (Fig. 42), und wenn nicht, so war sie sorgfältig mit gebrannten Platten belegt oder mit dickem Estrich überzogen.

Kamine kamen in den Bergfrieden nicht immer vor; man erwärme sich in diesen Räumen mit brennenden Holzkohlen, wie heute noch in Italien. Die etwa vorkommenden Kamine waren in der Dicke der Mauer angebracht. (Fig. 41, 43, 44.)

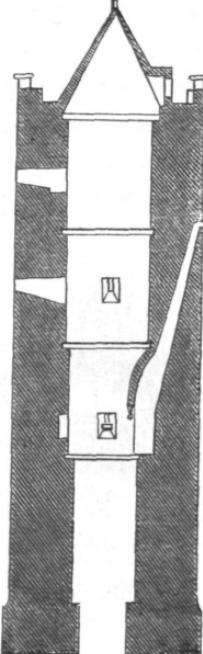
Kamine.



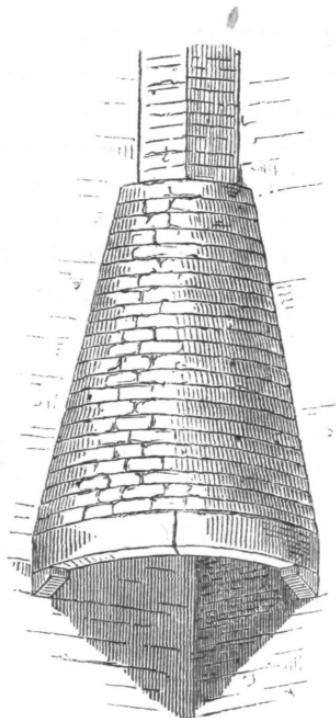
Krämpelstein. (Fig. 41.)



(Fig. 42.)



(Fig. 43.)



(Fig. 44.)

Kommunikationen.

Von einem Stockwerke zum anderen gelangte man mittelst Leitern oder hölzernen Treppen durch eine viereckige, mittelst einer Fallthüre verschliessbare Oeffnung, oder auf schmalen, längs der Wand angebrachten Steintreppen, oder auf steinernen Stufen, welche dann entweder in der Mauerdicke ausgesparrt waren, oder als Wendelstiegen meist vor das Thurmässere vortraten; diese Wendeltreppen befanden sich dann in anklebenden Thürmchen, die vom Fussboden an oder erst vom Eingangsgeschoss ausgekragt waren. Bei spitzwinkeligen Thürmen war die Wendelstiege in diesem Winkel von aussen unsichtbar aufgeführt.

Gern sind die Treppen so angeordnet, dass der Vertheidiger von Stockwerk zu Stockwerk sich zurückziehen und den Angreifer immer im darunterliegenden mit Pfeilen und Steinen überschütten konnte, da hiefür Oeffnungen in den Gewölben und Balkendecken gelassen waren. Diese innere Vertheidigungsweise ergab sich, wo die Kommunikation auf Leitern geschah, von selbst; wo aber Treppen in der Mauerdicke oder Wendelstiegen angebracht sind, finden wir

diese so angelegt, dass um von einer unteren zu einer oberen Etage zu gelangen, man immer das Dazwischenliegende von einem Treppenausgänge zum nächsten Treppeneingange durchschreiten und sich den Geschossen des höheren Vertheidigers aussetzen musste; dass also die Treppen nicht kontinuirlich fortlieten und etwa nur seitliche Ausgänge hatten, sondern durch defensible Räume unterbrochen waren.

Der Thurm erhielt seine ganze Vertheidigung nach aussen von oben, unten war er nur eine passive oder blinde Masse; daher waren auch bis zum XV. Jahrhunderte selten Fenster in den niederen Stockwerken vorhanden. Oben waren die Vertheidiger durch Mauer- und Holzbauten vortheilhaft aufgestellt und geschützt, um sowohl nach der Ferne, wie nach dem Thurmfusse ihre Geschosse, Holzscheite oder Steinblöcke senden zu können.

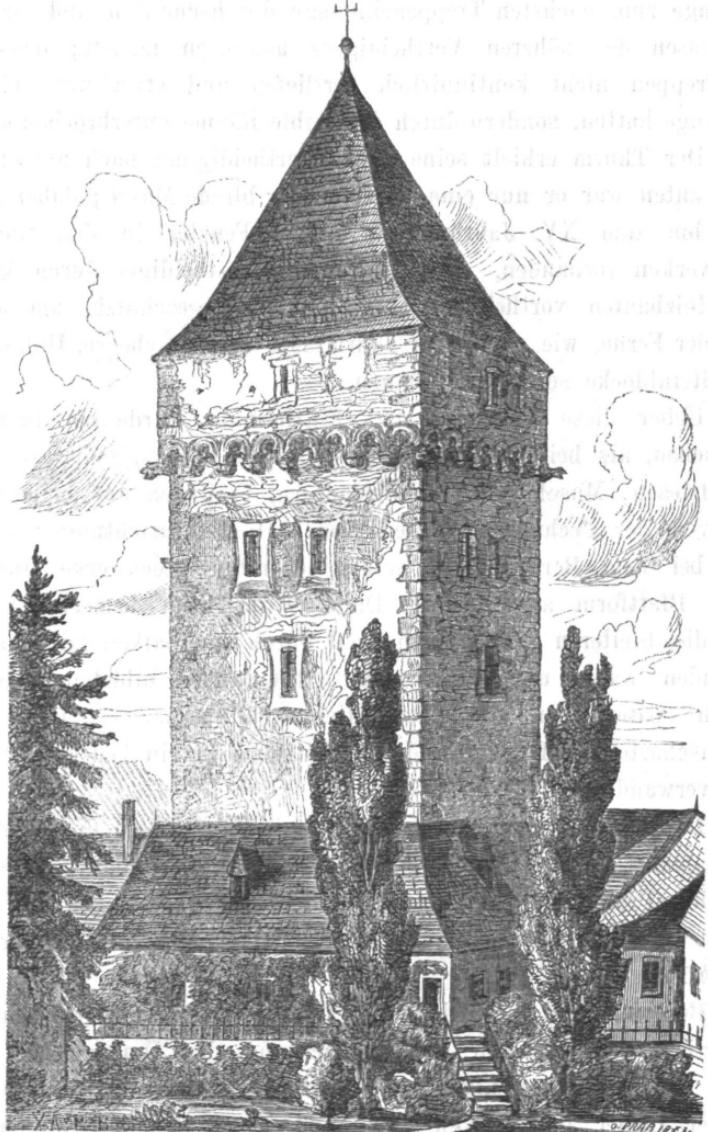
Ueber diese Vertheidigungs-Einrichtung wurde bereits früher gesprochen, als bei den Ringmauern von den Zinnen, Schiessscharten, Bogenfriesen, Maschikulis, Schutzdächern, Fallladen und beim Burgthor von der Pechnase die Rede war. Diese Einrichtungen wurden auch bei dem Bergfried in seinem obersten Stockwerke und auf seiner Plattform angewendet. Dabei muss noch bemerkt werden, dass die breiteren Zinnen manchmal durch Querbalken mit einander verbunden waren und somit eine Art Geländer bildeten; oder sie wurden später oben mit einem Stichbogen übermauert, und so die Zinnenscharten in Fenster und die Plattform in ein bedecktes Stockwerk verwandelt.

In Oberösterreich hatten vorgekrachte Bogenfriesen die Bergfriede in Klamm, Haus, Litzelberg, Lobenstein, Losenstein, Marsbach, Neuhaus, Prandegg, Schaunberg, Wildberg; Vorkragungen auf gradlinigen Leisten waren in Dornach, Falkenstein und Piberstein. (Fig. 45.)

Bei vier- und vieleckigen Bergfrieden dienten zuweilen schilderhausartige Eckthürmchen zur Beobachtung der Umgegend. Doch waren sie vielleicht weniger aus einem praktischen Bedürfnisse, als aus der immer gesteigerten Lust und Kunst des Steinmetzen hervorgegangen, der sich im XIV. und XV. Jahrhunderte in kühnen Auskragungen und stylgerechten Gliederungen gefiel, und dem wieder der Maurer auch mit seinen Mitteln nachzuahmen suchte. Manchmal waren Feuerungsanlagen in den Eckthürmen zur Bequemlichkeit der Wächter, aber auch zum Sieden und Schmelzen von Pech, Oel und Blei, um auf die Angreifer gegossen zu werden, angebracht. Bisweilen

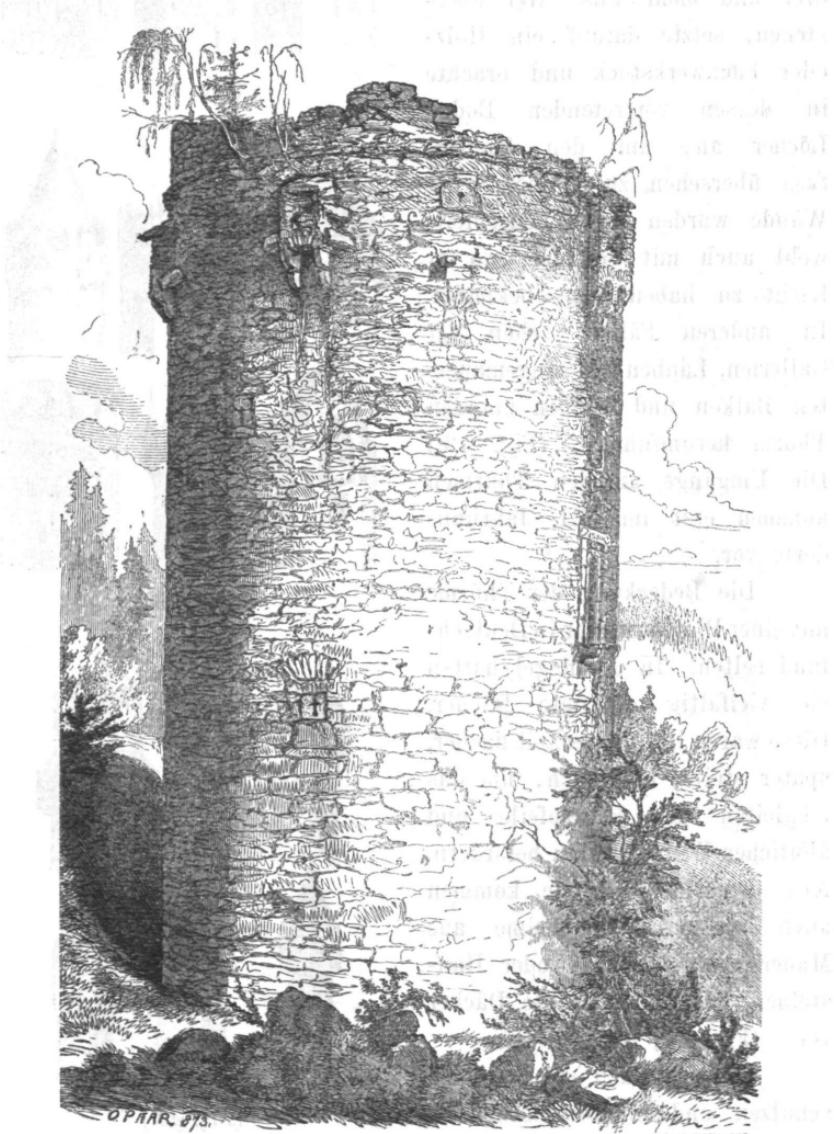
Vertheidigungs-Einrichtungen.

Eckthürmchen.



Neuhaus. (Fig. 45.)

Die Bergfriede in Spielberg, Thumb, Wachsenberg und der exponirte Bergfried in Falkenstein hatten in der Höhe an symetrisch vertheilten Punkten vortretende Erker oder Pechnasen. (Fig. 46.)



Falkenstein. (Fig. 46.)

Da man auf den Höhen der Bergfriede und auf den anderen höheren Thürmen der unmittelbaren Feuersgefahr mehr entzogen

Holzbauten
auf dem
Bergfriede.

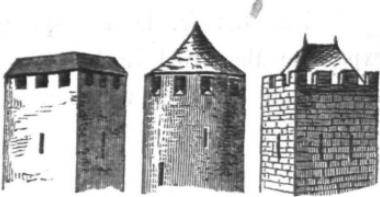
war, so wurden häufig daselbst ständige Holzbauten vorgenommen.

Man liess die Balkenende drei und mehr Fuss frei überstehen, setzte darauf ein Holz- oder Fachwerkstock und brachte in dessen vortretenden Boden Löcher an, um den Thurmfuß übersehen zu können. Die Wände wurden gegen Feuerpfeile wohl auch mit Schiefer, wo er leicht zu haben war, bekleidet. In anderen Fällen sehen wir Gallerien, Lauben auf eingemauerten Balken und Streben um den Thurm herumführen. (Fig. 49.) Die Umgänge an den Thürmen kommen erst im XII. Jahrhunderte vor.

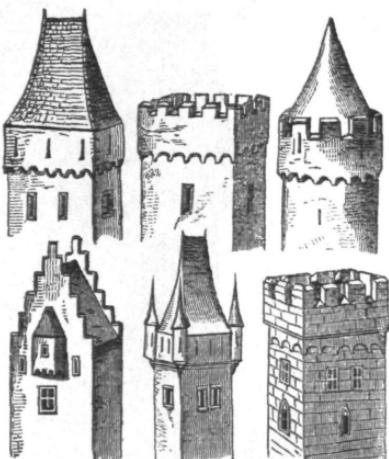
Thurm-
dächer.

Die Bedeckung der Thürme mit einer Plattform war in Deutschland selten. In der Regel hatten sie vielfältig geformte Dächer. Diese waren in früherer Zeit flacher, später steiler und hoch, um das Abgleiten der Feuerpfeile und ähnlicher Wurfpfeile zu befördern. Aus demselben Grunde kommen auch steinerne Dachhelme aus Mauerziegeln, Bruch- oder Hausteinen oder bleigedeckte Dächer vor. (Fig. 47, 48.)

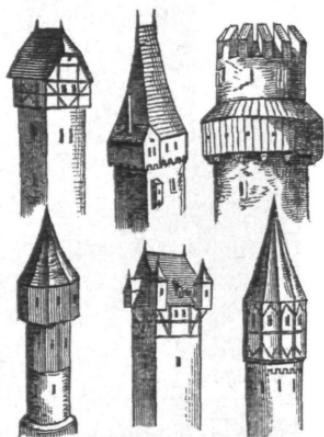
Um das Dach vor Feuer zu schützen und leichter löschen zu können, wurden noch andere Einrichtungen getroffen. Dahin gehörte die Anordnung, dass der Zinnen-gang vor dem Dache lief; dann abgetreppte Giebel, die schon an sich zur Besteigung des Daches geeignet, es zudem noch gestatteten, bei der feindlichen Einschliessung der Burg hinter ihnen auf ange-



(Fig. 47.)



(Fig. 48.)



(Fig. 49.)

brachten Leitern geschützt zu verkehren, sowohl zum Löschen, als zur Vertheidigung, für letzteren Fall war die Abtreppung zuweilen gezinnt. Lief der Zinnengang unter dem Dache her, so wurde oft durch höher aufsteigende Eckthürmchen für eine äussere Beobachtung des Daches gesorgt.

Wenn der Thurm eine flache Bedeckung oder ein Dach hatte, welches nicht auf den Zinnen, sondern weiter zurücklag, so bildete der Zinnenkranz, dessen Oeffnung oder Scharten oben gegen den Himmel offen waren, ein Geländer, eine Gallerie, rings um das Dach, und wurde in diesem Falle der Ablauf des Regen- und Schneewassers in der Regel vermittelst Steinrinnen, Wasserspeier, die durch die ganze Mauerdicke giengen und weit hervorragten, bewerkstelligt. Waren die Zinnen durch das Schwellenwerk des Daches überdeckt, was in Gegenden, wo ein langer Winter herrschte, des Schnee's und Regens wegen nöthig war, so konnte das Wasser unbehindert abrinnen. Später kommt es vor, dass der Zinnenkranz in seinen Oeffnungen oder Scharten wagrecht oder im Stich- d. h. flachen Rundbogen übermauert ein bis zwei Fuss unter dem Dachrande einherlief. In diesem Falle waren die Zinnenscharten den eigentlichen Fenstern ähnlich.

Der Reichthum an Formen, welcher sich im Thurmaufsätze und Gedäche entwickelte, war so gross, als der Kunstrieb damaliger Meister und das Bedürfniss, den unten schweren und blinden Mauerkörper des Thurmes in der Höhe vielseitiger und belebter zu machen. Wurde das Dach mit mehreren Erkern versehen, so gewann der Thurm an malerischem Effekte. Hatte eine grössere Burg mannigfaltig gestaltete Thurmaufsätze und Dacherker, so verlieh ihr diess einen kecken, kühnen Charakter, während die verschiedenen steinernen Befestigungsformen ihr ein trotziges Aussehen gaben.

Aus dem, was bisher über die Schutzdächer der Ringmauer und die Holz- und Dachbauten auf den Thürmen gesagt wurde, kann entnommen werden, dass man sich keine mittelalterliche, deutsche Burg ohne ergänzenden Holzbauten vorstellen darf; man findet davon überall die Spuren durch Balkenlöcher, Kragsteine und Mörtelleisten angedeutet. (Fig. 51.)

Es ist demnach nicht gerechtfertigt, wenn man bei Wiederherstellung oder Neubau deutscher Burgen im gothischen Style, der sonst doch die horizontale Fläche gern vermeidet, nur ganz flache, hinter den Zinnen liegende, kaum sichtbare Dächer an bringt. Dadurch



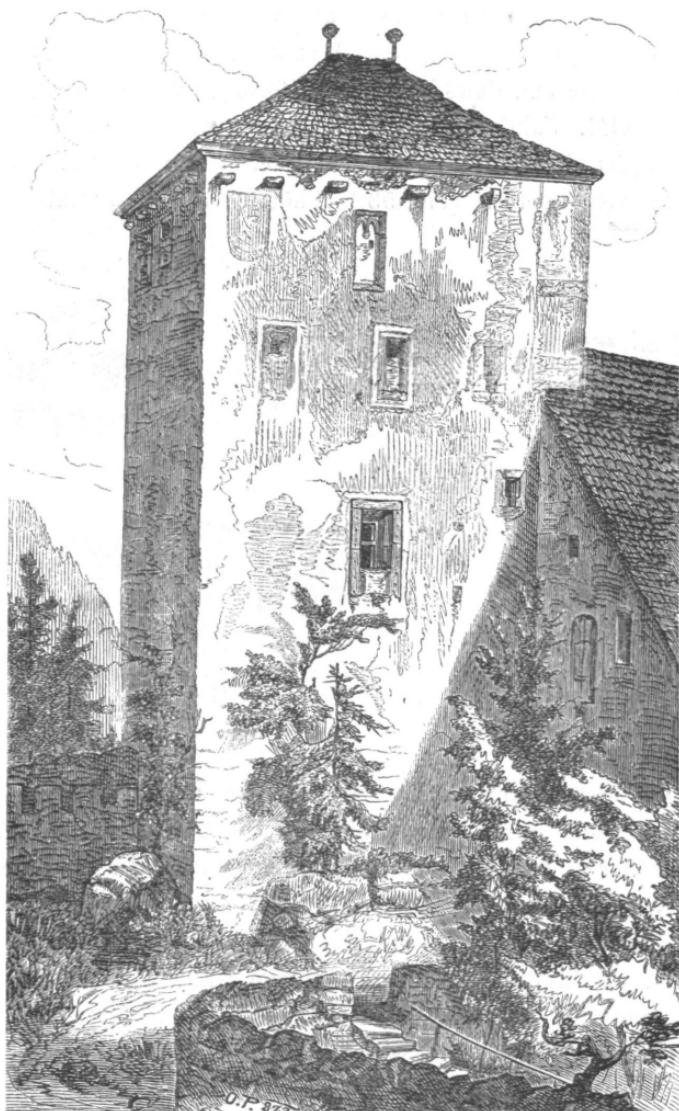
Windegg. (Fig. 50.)

legt man bei dem nebeligen, nassen und schneereichen Klima, das in Deutschland mehr oder weniger herrscht, nicht nur den Keim der Zerstörung in das Gemäuer, sondern es wird dem ganzen horizontal abgeschlossenen Baue ein unwahres, maskenhaftes Aussehen gegeben, welches uns durch die vielen nackten Zinnenreihen kalt und fremd anstarrt, mit den in Deutschland heimisch gewesenen und gegen das feuchte und rauhe Wetter gut verwahrten Burgen und mit Land und Leuten nicht harmonirt. (Fig. 50.)

Wir wollen nun noch die Standorte und Bauarten der Bergfriede in den verschiedenen Jahrhunderten des Mittelalters näher angeben, und zwar nach der vom Herrn von Cohausen veröffentlichten, hier oft benützten, vorzüglichen Abhandlung über die Bergfriede.

Standort und
Bauart der
Bergfriede in
den verschie-
denen Jahr-
hunderten.

Im X. und XI. Jahrhunderte sind die Bergfriede rund oder eckig, nicht über drei Stockwerke hoch, stehen nicht in Berühring mit der Ringmauer, sondern frei dahinter, mehr oder weniger in der Mitte der Burg. (Fig. 52.) Diess auch dann, wenn die Burg von einer nahen Berglehne überhöht war; denn die Deckung durch Bergfriede war bei der geringen Tragweite der damaligen Wurgeschosse noch nicht nöthig. Der Eingang ist im Rundbogen mit gleich hohen, nicht grossen Steinen eingewölbt; die Kommunikationen waren mittelst hölzernen Treppen oder Leitern von Stockwerk zu Stockwerk erzielt; diese sind durch Kuppel- und Klostergewölbe ohne Rippen, öfters durch Balkenlager ohne Tragsteine gebildet.

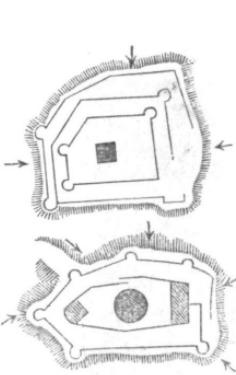


Krämpelstein. (Fig. 51.)

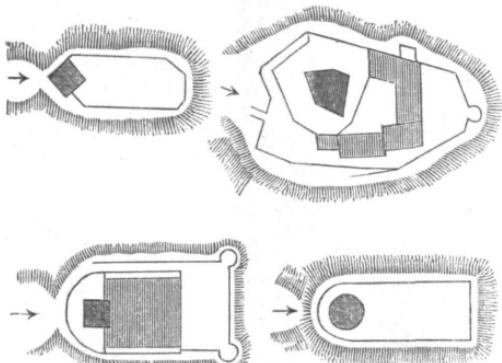
Die Lichtöffnungen sind aussen enge, aber oft sehr lang, innen breit und oft so, dass man bei dicken Mauern in sie eintreten kann, angeordnet. Bequemlichkeits-Einrichtungen, Kamine und Abtritte fehlen. Sind Zinnen erhalten, so sind sie breit, niedrig, nicht ausgekragt und ohne Schiessscharten in den Wintbergen.

Im XII. Jahrhunderte unterscheidet sich der Bergfried durch keine der eben genannten Merkmale von den älteren, nur mögen hie und da Treppen, jedoch keine Wendeltreppen, in der Mauerdicke, Abtritte, Kamine und Gewölbe mit wulstförmigen Rippen dazu kommen.

Im XIII. Jahrhunderte bleibt zwar der Bergfried, wenn er rund ist, der Ringmauer abgerückt; der viereckige tritt häufig in oder etwas vor dieselbe. (Fig. 53.) Thüren und Fenster unterscheiden



(Fig. 52.)



(Fig. 53.)

sich, wenn nicht durch die Mauertechnik, welche anfängt nachlässiger zu werden, und durch Hausteingleider, im Styl der Zeit nicht von denen früherer Zeit. Treppen in der Mauerdicke mehren sich. Wendeltreppen sind noch selten. Die Bekrönung tritt auf Friesbogen hinaus, deren Wölbung im Halbkreise, und deren Tragsteine nicht viel höher als breit sind. Die Wintberge sind, eine um die andere für die aus den Kreuzzügen mitgebrachten Armbrüste, mit langen Schiessspalten versehen, welche gegen Ende des Jahrhundertes, besonders wenn sie mit Haustein bekleidet sind, am unteren Austritte einen dreieckigen Schnitt annehmen. Der Bergfried ist, wenn er viereckig, um diese Zeit gern, selten schon früher, über Eck gegen die Angriffsseite gestellt und nimmt gegen Ende des XIII. Jahrhundertes noch andere, mit einer Ecke gegen den Angreifer gerichtete Grundrisse an, die bis zur Mitte des XIV. Jahrhundertes im Gebrauche bleiben.

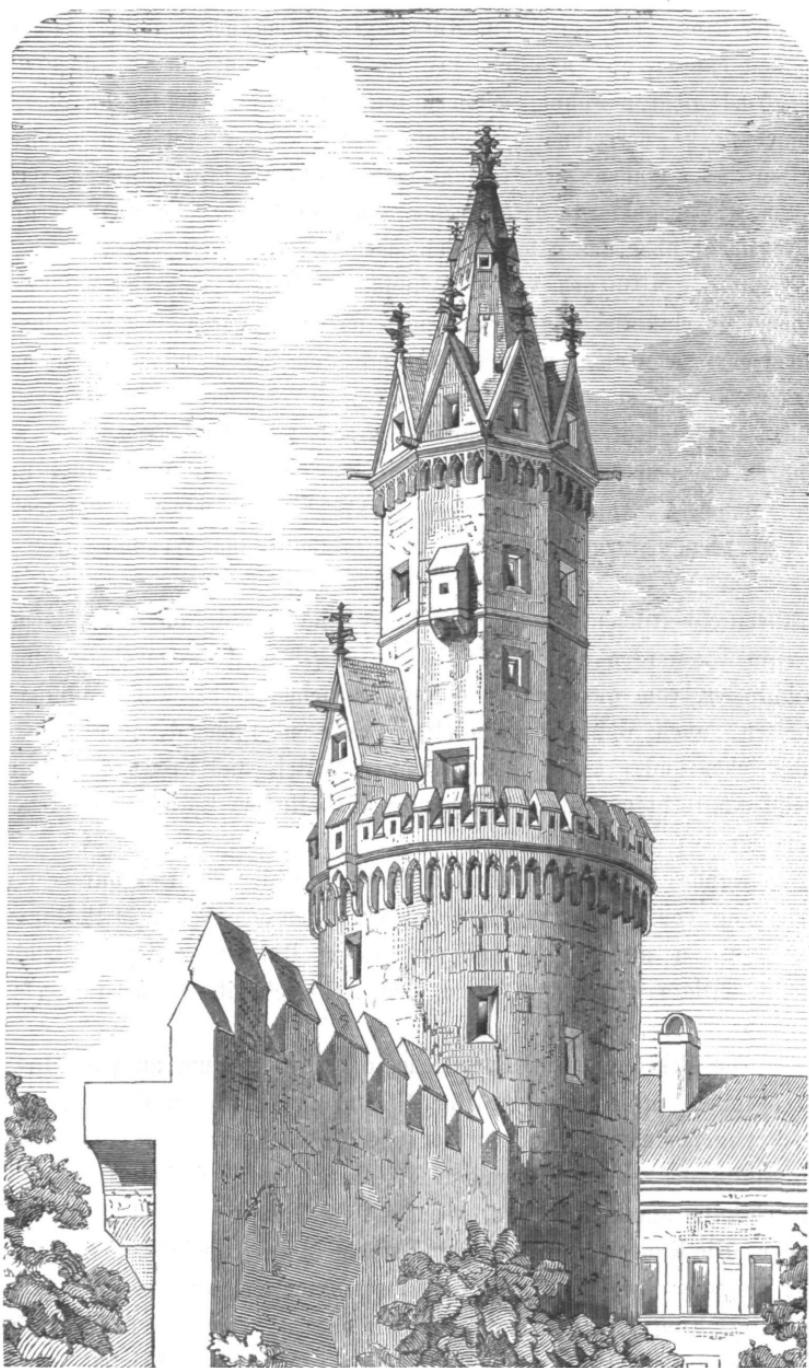
Im XIV. Jahrhunderte treten alle runden Bergfriede in oder etwas vor die meist ausspringende Angriffsseite, während viereckige

seltener werden, wo sie aber sind, gleichfalls bündig in oder etwas vor der Ringmauer vorstehen. In einigen Fällen nehmen die Bequemlichkeitsbauten ab, nämlich da, wo sich erkennen lässt, dass der Bergfried nicht bewohnt, sondern nur dem Thurmwächter im oberen Zimmerstocke desselben eine Unterkunft bereitet war. In anderen Fällen aber sehen wir verschiedene bequeme Einrichtungen dazu treten, wie ausgekragte Altarnischen, Kamine u. s. w., deren Gliederung dann leicht über das Alter entscheidet. Die Bekrönung wird namentlich mit der Mitte des XIV. Jahrhundertes immer reicher und kühner, indem Maschikulis und Erker auf immer längeren, weiter hinabreichenden Konsolen ausgekragt und die Bogen mit Zapfen und Masswerk verziert werden. (Fig. 17, 18, 19.) Später als in der kirchlichen Architektur tritt der Spitzbogen auf, sowohl an Friesbogen, als Thüren und sonstigen Oeffnungen. Fenster, wo sie im Wehrgange und im zunächst darunter liegenden Stockwerke vorkommen, sind meist mit geradem Sturz geschlossen. Die Treppen sind Wendeltreppen.

Im XV. Jahrhunderte, wo überhaupt die Rücksichten auf die Bequemlichkeit nach und nach die Ueberhand über die fortifikatorischen gewannen, werden die Bergfriede der Angriffsseite abgekehrt, immer wohnlicher, vom quadratischen zum länglichen Rechteck mit dünneren Mauern, auch wohl abgerundeten Ecken übergehend, ihre Fenster zahlreicher und grösser, mit steinernen Mittel- und Kreuzstöcken und meist wagrechtem Sturz, der häufig mit blindem Spitzbogenfeld verziert ist.

Runde Bergfriede erhalten häufig in der Thurmkrönung eine Erhöhung von geringerem Durchmesser, einen schmäleren Mittelthurm, so dass ein mehr oder weniger breiter Umgang zwischen beiden bleibt. Diese Thurmform wird der Aehnlichkeit wegen Butterfass genannt. (Fig. 54.)

Die Bekrönung der Bergfriede, deren Reichthum an pannelirten Brüstungen und Wintbergen (Fig. 17 und 24), sowie an Eckthürmchen noch zugenommen und immer zierlicher und dekorativer geworden, ruht an Stelle der halbkreisförmigen Friesbogen auf Spitzbogen, oder wo Maschikulis angeordnet sind, meist auf Stichbogen, d. i. flachen Rundbogen. Die Konsolen sind lang und treten in zwei, meist drei Schichten vor einander vor. Statt der Bogen streckten sich auch gerade Platten von einer Konsole zur anderen, oder die oberen Mauern treten ganz ohne Konsole auf gradlinigen, oft mehrmals wiederholten Leisten vor die untere Mauerfläche vor. Der Eingang wird schon häufiger zu ebener



(Fig. 54.)

Erde verlegt, dann aber meist auf das erfindungsreichste durch Pechnasen und Fallgitter, und nach der Forcirung durch Guss- und Schusslöcher und Wolfsgruben in den engen von der Thür aufwärts führenden Treppen und Fluren vertheidiget.

Im XVI. Jahrhunderte beginnt schon im Anfange desselben der Bergfried ganz wegzubleiben; man baute keine Burgen mehr, sondern Citadellen und Schlösser. Mit dem Bergfriese hörte die ritterliche Selbstständigkeit und mit dem im Beginne dieses Jahrhundertes beendeten gothischen Style die Ritterburg auf.

Es kam auch vor, dass man ausserhalb der Burg, vorwärts und seitwärts derselben, je nach dem Terrain und möglichst in ihrer Nähe, Thürme erbaute, die durch massive oder auf Schwibbogen ruhende Mauergänge mit der Burg in Verbindung gesetzt waren, oder als ganz selbstständige Werke eine leichte Umfassung vor sich hatten und manchmal nur durch Pallisaden mit der Burg zusammenhingen. (Fig. 55.)

Thürme
ausserhalb
der Burg.



Scharnstein. (Fig. 55.)

Mit dieser fortifikatorischen Anlage verfolgte man mehrere Zwecke. Stand der Thurm auf der die Burg überhöhenden Berglehne oder Felsspitze, so sollte er dem Feinde die Festsetzung daselbst erschweren. Die oberösterreichische Burg Leonstein wurde 1390 durch längere Zeit fruchtlos belagert, und unterlag erst dann, als eine über sie emporragende Felskuppe von den Angreifern erklettert

und besetzt worden war. Ein in der Nähe detachirter Thurm brachte ferner den Vortheil, dass seine Besatzung eine oder zwei Seiten und Abhänge der Burg oft besser als von innen aus beobachten konnte, und in den Stand gesetzt war, den Feind, wenn er die Burg angriff, in Flanke oder Rücken zu nehmen. Endlich errichtete man bei einer Burg mehrere auswärtige Thürme in der Absicht, um den Feind zu einer bedeutenden Ausdehnung seines Berennungskreises und daher Anwendung zahlreicherer Streitkräfte zu zwingen, was in jener Zeit, wo der Krieg meistens nur fehdeartig mit kleiner Macht geführt wurde, eine sehr schwere Sache war. Dadurch und weil die Besatzungen, der Thürme und der Burg sich gegenseitig unterstützen konnten, wurde die Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff bedeutend erhöht.

Das System dieser detachirten Thürme finden wir in Oberösterreich besonders bei den Burgen Klamm, Falkenstein, Pernstein, Scharnstein und Wesen vertreten. An letzterem Orte entstand durch nachgefolgte Anbauten an den Thurm eine zweite Burg (Oberwesen), deren Ruinen heute noch, freilich stark verfallen und mit Haselgebüsch dicht bewachsen, vorhanden sind.

Es gab aber auch auswärtige, mit der Burg in Verbindung gesetzte Thürme, die nicht dem Feinde entgegengestellt, sondern dem Angriffsfelde abgewandt waren und in der Niederung standen. Von ihrer tiefen Stellung aus konnten sie die Abhänge ebenfalls überwachen und, wenn eine Stadt dabeilag, auch den Graben zwischen ihr und der Burg übersehen und die geheime Verbindung mit den Bürgern erleichtern. Endlich bot ein solcher Thurm, wenn alles verloren war, dem Reste der Besatzung eine gute, leicht hinter sich abzuschneidende Zufluchtsstätte, die von dem Brände der Burg nicht mit ergriffen wurde. Hier konnte man, von keinem Hauptgraben mehr behindert, den sichersten Moment zur Flucht erspähen, für welchen manchmal durch einen Schacht der geheime Ausgang bereits vorbereitet war.

Nachdem die sämmtlichen in einer mittelalterlichen Burg vorgekommenen fortifikatorischen Anlagen geschildert worden sind, dürfte es entsprechend sein, einiges noch über den Kommandanten, die Besatzung, Belagerung und Vertheidigung einer Burg beizufügen.

Kriegerisches Leben in der Burg.

Kommandant.

Hatte der Besitzer einer Burg in derselben zugleich seinen Wohnsitz, so ist es selbstverständlich, dass er darin den Oberbefehl

führte, wobei ihm gewöhnlich ein Burgvogt zur Seite stand. Zur Leitung der Vertheidigung bedurfte es damals keiner besonderen Kriegskenntniss; die persönliche Tapferkeit entschied das meiste.

Wohnten in einer Burg mehrere Glieder eines und desselben Adelsgeschlechtes, so führte das Haupt der Adelsfamilie den Befehl. Es kam nämlich häufig vor, dass die Stammburg in gemeinschaftlichen Besitze verblieb, besonders wenn ihr Name zugleich Stammesname geworden und keine der sich abzweigenden Linien geneigt war, einen anderen Namen und damit auch wohl ein geändertes Wappen anzunehmen. Nur die Ländereien und übrigen Güter wurden getheilt.

Besass ein Adelsgeschlecht mehrere Burgen, die theils des besseren Schutzes und der Vertheidigung ausgedehnter Gebiete, theils der Jagd wegen erbaut worden waren, so geschah es, dass in diesen Burgen die jüngeren Glieder des Geschlechtes wohnten, und derjenige von ihnen, welcher nach dem Tode des Familienhauptes dessen Stelle einzunehmen berufen war, dann nach der Stammburg übersiedelte.

Hatte eine Burg mehrere Eigenthümer von verschiedenen Geschlechtern, so wählten diese aus ihrer Mitte einen Oberen, der in den Ganerbenburgen Deutschlands Burghauptmann, Reichsamtmann, Burggraf, auch Burgmeister hiess. Jeder Mitbesitzer oder Ganerbe konnte auf dem ihm zugehörigen Burgräume Wohnbauten nach seinem Gefallen aufführen, nur durfte er den Thürmen nicht zu nahe kommen, die Zugänge nicht versperren, und nicht höher als die anderen Theilhaber bauen. Ferner war ihm gestattet, seinen Besitz mit einer dünnen und nur einige Fuss hohen Mauer zu umschließen, daher ist der innere Raum mancher Burgen von mehreren kleinen Mauern durchzogen. Die Brunnen hingegen und die Zugänge, Ringmauern, Thore und Thürme blieben in Gemeinschaft, und wurden gemeinschaftlich erhalten und besetzt. Die Wächter der Thore und Thürme mussten jedem der Mitbesitzer huldigen. Eine solche Burg stellt sich uns gleichsam als eine Ritterkaserne dar.

Kam eine Burg aus Geldnoth ihres Besitzers auf Wiederkauf oder als Pfandschaft in andere Hände, so erhielt der Pfandinhaber das volle Kommando in derselben und zwar, wenn er dem niederen Adel und die Burg dem Landesfürsten oder einem Standesherren gehörte, unter der Benennung eines Burgräfens oder Kastellans, und manchmal mit dem Rechte, den Namen dieser Burg als Adelsprädikat zu führen. Nur musste sich derselbe gewöhnlich verpflichten, dem Schuldner in Notfällen den Einzug mit bewaffneter Mannschaft, sei

es wegen des sicheren Rückzuges oder der Vertheidigung gegen einen Feind, zu gestatten.

Es kam auch vor, dass der Besitzer einer Burg den Gebrauch derselben gegen eine Miethe einem Anderen gestattete, der in Zeiten der Gefahr seine eigene nicht erreichen konnte, oder dem diese Burg gelegener war, um daraus einem Feinde, mit dem er in Fehde war, zu schaden.

Burggraf,
Pfleger.

In den Burgen, welche im vollen Besitze der Landesfürsten oder der Dynastengeschlechter blieben, ohne jedoch von ihnen ständig bewohnt zu sein, und in der Wohnburg selbst, wenn der Eigenthümer auf längere Zeit verreiste, wurden adelige Hauptleute ernannt, die den Befehl in derselben führten, das Burggut verwalteten und die Gerichtsbarkeit ausübten. Sie hiessen Burggrafen, Kastellane, Burgvogte, in Oesterreich später auch Pfleger, und hatten gewöhnlich anstatt des Soldes gewisse Geldeinkünfte. Die Pfleger nahmen auch in den ihnen anvertrauten Burgen neue Wehr- und Wohnbauten einstweilen auf eigene Kosten vor. Sie wurden später dafür entschädiget und bekamen vom Burgherzog die Zusicherung, dass sie und ihre Erben daselbst nicht „enthaust“ werden sollen, bis nicht an sie die Bauauslagen bezahlt sein würden; so in Velden, Partenstein und Pührnstein. Hin und wieder hatte der Pfleger von seinen Einkünften die Thurm- und Burgwächter und in späterer Zeit manchmal auch die übrige Vertheidigungsmannschaft zu verpflegen und zu bezahlen. Es kam ferner vor, dass er das Kriegszeug, Armbrust, Bolzen, später auch Büchsen und Pulver mitbrachte, und wenn er von der Burg schied, wieder mitnahm. Zu Pflegern wurden oft die Gläubiger aus dem niederen Adelsstande bestellt, an welche die Burg verpfändet worden war.

Manche Pfleger oder Burggrafen missbrauchten die ihnen anvertraute Macht zu öffentlichen Gewaltthaten und brachten dadurch ihre Herren in grosse Verlegenheiten und Schäden. Nach dem österreichischen Landrechte war bestimmt, dass der Besitzer einer Burg für den Schaden, welchen ohne sein Wissen und Willen der Burggraf dem Lande zugefügt hatte, nur dann unverantwortlich sei, wenn er seinen räuberischen Beamten dem Gerichte ausliefert; war dieser jedoch entflohen, so solle sein Herr vollen Schadenersatz leisten. Wenn der Burggraf, während sein Herr auf längere Zeit ausser Landes war, sich unterfing, Wegelagerei zu treiben, so soll der Landrichter mit den nächsten Insassen vor die Burg ziehen; bekam er den

Burggrafen in seine Gewalt, so solle derselbe wie ein Räuber behandelt werden; entfloß er aber, so solle man alles Holzwerk der Burg herabreißen und vor derselben verbrennen. War der Raub während der Anwesenheit des Herrn in der Burg vollbracht worden, dann soll sie zerstört werden.

Die Sicherheit und Bewachung einer Burg wurde durch die Besatzung. Burgknechte besorgt; die Vertheidigung war, so lange das ganze Kriegswesen auf dem Adel beruhte, Sache des Adels, der Herren, Ritter und Edelknechte.

Von den Burgknechten standen die Pförtner und Thorwachen, der Thürmer und die Thurmhäuter in Lohn und Kost. Zu dem anderen gemeinen Wachedienst wurden die meist leibeigenen Bewohner der zur Burg gehörigen Höfe der Reihe nach beigezogen, oder sie entrichteten ein bestimmtes Wachegeld, worauf dann die Wache mit Lohnwächtern oder Söldnern besetzt wurde.

War eine Burg mit einem Angriffe bedroht, — die Fehde ward in der Regel drei Tage vor ihrem Beginne angekündigt, — so versammelten sich des Burgherrn Stammesvettern, Freunde und Vasallen zu ihrer Vertheidigung.

Die Vasallen oder Lehenleute, welche zur Vertheidigung einer Burg verpflichtet waren, hießen Burgmänner. Sie nahmen von dem Besitzer einer oder mehrerer Burgen ein Haus, ein Grundstück oder ein ganzes Gut, eine jährliche Natural- oder Geldrente, letzteres war am häufigsten der Fall, als Burglehen an, und leisteten darauf den Leheneid. Dadurch verpflichteten sie sich zur Vertheidigung einer Burg, so oft sie dazu von dem Herrn aufgefordert wurden, und unterwarfen sich zugleich der Beobachtung des Burgfriedens und anderer in der Burg getroffenen Anordnungen, so lange ihr Aufenthalt daselbst dauerte.

Diese Lehenspflicht war jedoch verschieden. Der Eine verpflichtete sich im Allgemeinen zum Burgdienste; er musste sich in jeder Burg seines Lehenherrn auf dessen Einberufung stellen, und sie gegen jeden Feind vertheidigen helfen. Der Andere verpflichtete sich nur auf eine oder einige im Lehensbriefe namentlich bestimmte Burgen seines Herrn, und konnte in die übrigen nicht gefordert werden; aber auch in die erstgenannten nicht, wenn sie von einem Feinde bedroht waren, gegen den er nicht dienen zu müssen, sich ausdrücklich vorbehalten hatte. Es gab aber auch Burgmänner, welche sich verbindlich machten, immer, auch in Friedenszeiten, in

der Burg zu wohnen, also eine ständige Besatzung zu bilden. Das war besonders bei grossen Burgen der Fall, auch bei jenen, die vom Herrn nicht bewohnt wurden. Ihre Wohnungen waren entweder in den Burggebäuden selbst, in den Dynastensitzen gewöhnlich in der Vorburg, oder sie bestanden aus besonderen Häusern, welche an die Burgmänner als Lehen hingegeben worden waren. Wenn der Burgräum zu beschränkt war, lagen diese Häuser immer der Burg möglichst nahe; in den an die Burg stossenden Städten waren sie in der Burg- oder Hofgasse, und standen nicht unter der städtischen Gerichtsbarkeit, zahlten keine Abgaben und hatten überhaupt Adelsfreiheit. Die Burgmänner in grossen Landesburgen gehörten oft dem benachbarten hohen Adel an. Die Wohnung, welche ein Burgmann in oder nahe bei der Burg fortwährend oder in gewissen Zeiten des Jahres vermöge seiner Lehenspflicht zu nehmen verbunden war, hiess Burghaus und Burgsess. Jene Burgmänner, welche nur im Kriegsfalle sich einfinden mussten, hiessen die „unbesessenen“.

Noch ist zu bemerken, dass bei dem Verkaufe oder Versatze einer Burg die auf diese Burg angewiesenen Burgmänner in der Art mit veräussert wurden, dass die gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten auf den neuen Besitzer übergiengen.

In gemeinschaftlichen Burgen musste jeder Theilhaber eine bestimmte Zahl Vertheidiger stellen und zur Ausrüstung und Verproviantirung beitragen. Wollte er in eigener Fehde die Burg benützen, so stand ihm als Miteigenthümer das Recht zu, sich dahin zurückzuziehen und dort zu vertheidigen. Er musste aber davon vorher den anderen Theilhabern Anzeige machen, die Besatzung entweder verstärken oder ganz stellen, die Waffen liefern und Kosten und Schäden tragen.

Wenn zwei Adelige, welche ihre eigenen Burgen besasssen und auch noch Theilhaber an einer anderen Burg waren, mit einander in Fehde geriethen, so blieb diese Burg neutral.

Als im späteren Mittelalter die alten Lehengüter meistens vererbrechret waren, die Vasallen immer säumiger und unzuverlässiger wurden, und man keine Güter mehr vergeben konnte, um den Eifer oder die Zahl der Lehenleute zu vermehren; als seit Anwendung des Pulvers und der Feuerwaffen das Kriegswesen nach und nach völlig umgestaltet wurde, die Kraft nicht mehr in der adeligen Eisenreiterei, sondern in einem gutbewaffneten und geschulten Fussvolke lag, und der Adel seine Stellung als alleiniger Kriegerstand verlor, kam es

immer häufiger vor, dass man Söldner warb. Diese machten aus dem Kriege ein Gewerbe, waren sowohl zu Fuss als zu Pferd in den Waffen besser geübt, als die Lehenleute und brachten ihre volle Kriegsrüstung mit. Mit ihnen wurden nun die Burgen für die Zeit der Noth besetzt. Zu ihrer Besoldung entrichteten die Lehenleute eine ständige Rüststeuer, und die Unterthanen mussten Lebensmittel und auch noch Geld herbeischaffen. Das Söldnerwesen entstand schon im XIV. Jahrhunderte und bildete sich im XV. zu festen Normen aus.

In Oberösterreich waren damals die kriegsgewandtesten Söldner leicht zu haben, und zwar aus dem nahen Böhmen. Dort hatte sich während des Hussitenkrieges eine vielfach neue, vorzügliche Kriegsführung mit wohl gegliederten und einexerzirten Truppen ausgebildet, die nach Beendigung des Hussitenkrieges sich immer wieder ergänzten und in Abtheilungen unter kriegserfahrenen Hauptleuten in fremde Dienste traten. Christof von Lichtenstein besetzte 1477 seine Burgen Wachsenberg, Ottensheim, Steyregg und Reichenstein mit böhmischen Söldnern und kündigte dem Kaiser Friedrich, Herzog von Oesterreich, die Fehde an.

Die Besatzung der nur für den Raub erbauten oder zu diesem Zwecke missbrauchten Burgen bestand gewöhnlich ebenfalls aus Söldnern, die sich aus herabgekommenen Adeligen, entlaufenen Leibeigenen und allerlei verzweifelten Leuten, an denen es damals nie fehlte, rekrutirten.

Zur Beschirmung einer mittelalterlichen Burg in Kriegszeiten bedurfte man keiner zahlreichen Besatzung, da nur die wenigen angreifbaren Stellen zu vertheidigen waren. Im Jahre 1388 besetzte Herzog Albrecht III. im Kriege mit Passau die Burg Obernberg mit 80 Mann, von denen die Hälfte aus Schützen bestand. Als im Jahre 1399 der Pfalzgraf Ruprecht mit den Erzbischöfen von Mainz und Trier und der Stadt Frankfurt die bedeutende Ganerbenburg Tannenberg belagerte, wurde dieselbe nur von 56 Mann vertheidigt, und konnte erst nach 20 Tagen und grossen Anstrengungen erobert werden.

Bei fehdeartig geführten Kriegen suchte man eine Burg durch Ueberfall oder im ersten Sturme zu nehmen, der dadurch unterstützt wurde, dass die Schützen und Schleuderer eine Menge Pfeile, abgerundete Flusssteine und Bleikugeln gegen die Vertheidiger der Mauern und Thore entsendeten.

Gelang dieser Versuch nicht, oder war die Burg günstig gelegen, stark befestigt, mit allem Nöthigen wohl versorgt und mit einer Blokade.

tapferen Besatzung versehen, so beschränkte man sich bei dieser Ueberlegenheit der Vertheidigung über den Angriff oft nur auf eine Blokade, um durch Hunger und Abschneiden des Wassers die Uebergabe zu erzwingen. Bei geringer Zahl der Mannschaft besetzte man blos die Wege zur Burg und verstärkte die Blokade manchmal durch Erbauung von Bollwerken. So errichtete 1380 Herzog Albrecht III. während der Einschliessung von Schaunberg drei mit Gräben versehene Werke, welche während eines Waffenstillstandes von den Belagerten überfallen und niedergebrannt wurden. Bei der Belagerung der Burg Steyr im Jahre 1468 wurden gegen dieselbe ähnliche Werke rings herum errichtet. Als die Burg sich nicht länger halten konnte, gelang es den Belagerten, diese Werke anzuzünden, und während der Verwirrung glücklich zu entkommen. Eine zusammenhängende Circumvalationslinie kam sehr selten und nur bei Heeren vor.

Die obengenannten Gegenwerke bestanden aus Holz, aber auch aus Stein.

Dass sie vor der feindlichen Burg unter fortwährendem Angriffe und in grosser Eile erbaut werden konnten, geschah auf folgende Weise. Zimmerleute bereiteten das nötige Holzwerk vor, schlügen plötzlich über Nacht ein Thurmgerippe auf, bekleideten es mit Bohlen, machten es schon nach wenigen Stunden vertheidigungsfähig und zur Beschützung weiterer Befestigungsarbeiten tauglich. Nun begann manchmal noch der Steinbau, dem der Holzbau als Gerüst und Schablone diente; die Bekleidungsbohlen wurden beseitigt in dem Masse, als die Mauern in die Höhe stiegen; das Zimmerwerk aber blieb, im Inneren ganz oder theilweise von der Mauer umschlossen, stehen. Dann und wann wurde der Bauplatz von Verhauen umfasst, den Reisige vertheidigten.

Der Nutzen dieser Baumethode, sowohl bei der Ausführung, die dadurch sehr erleichtert und beschleunigt werden konnte, als auch nach derselben, wo das Balkennetz dem jungen Mauerwerke als Zange und Anker diente, und den Stoss der Steinwürfe und Sturmböcke auf das Ganze vertheilte, war Ursache, dass man solche ummauerte Holzburgen, auch dann, wenn sie für einen bleibenden Gebrauch bestimmt waren, errichtete. Diess fand namentlich statt, wenn die Burg sofortigen Angriffen ausgesetzt war, also in Zeiten der Anarchie und bei Erbauung von Raubburgen. Im Inneren blieb die Holzfläche entweder sichtbar, oder war nur vom Verputze überzogen. Einen so eben beschriebenen Bau erkennt man in den Ruinen an den Röhren

und Kanälen in den Mauern, die von den Zimmerhölzern nach deren Vermoderung herrühren. Man hat diesen Kanälen irrthümlich den Zweck, als Sprachrohr von Stock zu Stock gedient zu haben, zu geschrieben.

Die förmliche Belagerung und andauernde Berennung einer Belagerung. Burg, wobei man gewöhnlich an einer bestimmten Stelle durchzubrechen und die Befestigung zu zerstören suchte, konnten nur jene unternehmen, welche zahlreichere Streitkräfte im Felde zu halten und die bedeutenden Kosten des Belagerungszeuges zu tragen im Stande waren. Eine solche Belagerung hatte gewöhnlich grosse Hindernisse zu überwinden und zog sich oft sehr in die Länge.

Der Erfolg hing zunächst von der Erfindungsgabe und Geschick- Zeugmeister. lichkeit des Zimmermeisters ab, welcher unter dem Namen Gezeug- oder Blidenmeister mit seinen Gesellen, den Blidnern, ein eigenes Korps bildete. Er hatte die Anfertigung, Bedienung und Instandhaltung der verschiedenen Schiess- und Schleudermaschinen, sowie die Zurüstung, das Aufschlagen und Fortbewegen der mannigfaltigen Schirme, Schutzdächer, Stossmaschinen und Wandelthürme zu besorgen und zu leiten. Der österreichische Geschichtsschreiber Horneck, welcher im Anfange des XIV. Jahrhundertes seine Reimchronik schrieb, rühmt die sinnreichen Zeugmeister, welche den österreichischen Herzogen gedient haben, und Albrecht I. verdankte die Eroberung so mancher Städte und Burgen vornehmlich den ausgezeichneten Leistungen des Meisters Rot Ermeleyn.

Den Angriff auf eine Burg eröffnete man mit den Wurfmaschinen, welche die Artillerie des früheren Mittelalters bildeten. Sie hissen Antwerke, Bliden, Petrer, Tumler, Rutten und Wippen und schleuderten Steinkugeln, Mühlsteine, schwere Bruchsteine, Felsstücke, zu deren Hebung manchmal 4 Männer nothwendig waren, und allerlei Brennstoffe. Die Ballisten waren grosse Armbrüste, welche auf starken, oft vierräderigen Gestellen ruhten, manchmal mit Triebrädern versehen waren und, weil sie auf Wagen nachgeführt wurden, auch Wagenarmbrüste hissen. Sie schossen aus bedeutender Entfernung schwere Pfeile bis zur Grösse eines Balkens, Lanzen und dann auch eiserne Feuerpfeile. Diese wurden in der Mitte mit leicht entzündbaren Stoffen umwickelt, dann von Leinwandstreifen umschlungen, in siedendes Pech und Schwefel mehrmals getaucht und ehe man sie losschoss, am vorderen Ende angezündet. Man suchte die belagerte Burg auch dadurch in Brand zu stecken, dass man Katzen und

Tauben, die aus derselben herauskamen, abfing, und ihnen auf den Rücken ein kleines, mit Brennstoff gefülltes Thongefäss oder einen Feuerpfeil band; daran wurde ein länglicher Zündschwamm befestigt, und ehe man das Thier in der Nähe der Burg losliess, entzündet. Die geängstigte Katze oder Taube eilte nun nach der Burg, suchte sich dort in Heu, Stroh oder auf dem Dache zu verkriechen und steckte es in Brand.

Mittelst der Schleudermaschinen bewarf man oft Tag und Nacht die Burg mit einer Menge von Steinen und brennenden Stoffen, um unter den Belagerten Angst und Verwirrung, Verderben und Tod zu verbreiten; die Zinnen, Schutzdächer, Maschikulis und Erker der Ringmauern, Thore und Thürme zu zerstören, und die Vertheidiger von ihrem Posten zu vertreiben. Wenn ein Dach von der Flamme ergriffen war und die Belagerten herbeieilten, um zu löschen, so suchte man sie durch einen Steinregen daran zu hindern, den eine für diesen Zweck in Bereitschaft gehaltene Schleudermaschine sogleich nach der Brandstätte warf.

Es kam auch vor, dass man zum Spotte todte Esel über die Mauer warf, oder Menschenkoth und halbverfaulte Aeser sammelte, in Fässer füllte und in die Burg schleuderte, wo sie, da die Fässer beim Niederstürzen zerbrachen, einen unerträglichen Gestank, oft auch Seuchen verbreiteten und manche Besatzung zur Uebergabe nöthigten. Bei der Belagerung von Schaunberg 1380 warf man sich gegenseitig solche Fässer zu, und die Belagerten wählten sich das Zelt des Herzogs zu ihrem Ziele.

War trotz allen dem der Muth der Vertheidiger nicht gebrochen, verweigerten sie die Uebergabe, oder hatten sie den nach einer so heftigen Beschiessung gewöhnlich unternommenen Sturm zurückgeschlagen, oder war die Burg so fest und gut gebaut, dass ihr diese Beschiessung keinen grossen Schaden zufügen konnte, so schritt man zur Untergrabung der Mauer, oder zur Anwendung der Stossmaschinen und des Wandelthurmtes.

An die Burgmauer gelangte man mit unglaublicher Mühe. Es musste der Graben ausgefüllt, oder, wenn tiefes Wasser die Burg umfloss, ein festes Gerüst erbaut, und bei Höhenburgen durch Erde oder Felsen ein Weg gebahnt werden. Manchmal näherte man sich der Burg, indem ein Damm aufgeschüttet und die Erde immer weiter vorgeworfen wurde. Bei diesen Arbeiten schirmte man sich durch Schützen und Schleuderer, die nahe dabei aufgestellt und durch

Schanzkörbe gedeckt, es indessen versuchten, die Zinnen der Thürme und Mauern von ihren Vertheidigern zu säubern. Ferner arbeiteten die Mineure unter starken Schirmdächern oder stacken in weidenen Körben; auch Taucher-Apparate kommen bereits im XV. Jahrhunderte vor.

Die festeste Schutzwehr beim Untergraben oder Zertrümmern der Mauer bot die sogenannte Katze oder der Krebs. Es war diess ein längliches, niederes, aus sehr starken Balken und Bohlen erbautes Haus, dessen Dach aus hartem, fest zusammengefügtem Flechtwerke gemacht und nicht flach gedeckt, sondern vom Giebel ab nach rechts und links abschüssig war, damit die darauf geschleuderten Steine um so leichter herabrollen möchten. Um die Schirmdächer auch gegen das herabgeworfene Feuer zu schützen, bedeckte man sie mit frischen Rindshäuten und anderen nassen Ueberzügen, auch mit Erde und Rasen. Dieser Bau wurde auf Rädern gegen die Mauer vorgeschoben und begünstigte, wenn eine Oeffnung in dieselbe gebrochen oder ein Gang unter derselben in das Innere des belagerten Platzes gegraben war, das Eindringen in die Burg.

Unter dem Schutze dieses Gerüstes arbeiteten auch der Sturmbock oder Widder und die Brechmaschine. Ersterer bestand aus einem Balken mit einem sehr starken, eisernen Kopfe, hing an Seilen, wurde hin und her bewegt und dann gegen die Mauer losgelassen, in die er Löcher schlug. Die Kolbe des Baumes an der mit Räderwerk in Thätigkeit gesetzten Brechmaschine riess die Mauerwände ein.

Wo der Burg wegen ihrer hohen und steilen Lage mit diesen Gerüsten und Maschinen nicht beizukommen war, untergrub man den Berg, auf dem sie stand. Diess geschah 1310 bei Neuburg am Inn. Als hierauf die Mauer einstürzte, flüchtete sich die österreichische Besatzung an das andere Ufer in die Burg Wernstein.

Eine andere Belagerungsmaschine war der Wandel- oder Rollthurm, der auch Bergfried, Ebenhoch, Ziehthurm hiess. Er wurde aus hohen, starken, an der Wurzel abgehauenen Bäumen, womöglich Eichen, in viereckiger Form erbaut, an zwei Stellen, oben und in der Mitte, legte man Querbalken, darüber Bohlen, und bedeckte diese mit geflochtenen Hürden, damit das Kriegsvolk darauf stehen konnte. Im Mittelstocke hatte die gegen die Burg gerichtete Seite eine doppelte Wand. Der Thurm wurde, um ihn vor feindlichen Brennstoffen zu bewahren, von aussen mit rohen Thierhäuten und ver-

Katze,
Krebs.

Stoss-
maschinen.

Wandel-
thurm.

schiedenen nassen und auch anderen Schutzmitteln umhüllt und mittelst Walzen, die man ihm unterlegte, bis zur Burgmauer vorgeschoben. Während im Erdgeschosse, sowie in den Katzen, ein Sturmbock gegen die Mauer in Bewegung gesetzt ward, konnte die Besatzung des obersten Stockwerkes, welche aus Schützen bestand, in die Burg hineinsehen, die Belagerten beobachten und viele verwunden oder tötten, welche sich zeigten oder zur Vertheidigung der Mauer herbeieilten. Endlich konnte die äussere jener doppelten Wände durch eine künstliche Vorrichtung auf den jenseitigen Mauerrand gelegt werden, während die einstweilen noch zugeschlossene zweite Wand das Innere des Thurmtes deckte. Ueber eine solche Fallbrücke drang 1099 Herzog Gottfried von Bouillon an der Spitze einer starken Abtheilung zuerst in die Stadt Jerusalem und eroberte sie.

Kostspieligkeit des Belagerungs-
zeuges.

Die mittelalterlichen Kriegs- und Belagerungsmaschinen verursachten ungemein grosse Kosten. Eine Menge Lastwagen waren erforderlich, um nur die Ballisten mitzuführen und die Wurfsteine herbeizuschaffen. Während der Belagerung von Falkenberg in Niederösterreich, vom September 1299 bis März 1300, durch Herzog Rudolf von Oesterreich waren 72 Wagen Tag und Nacht beschäftigt, Steine herbeizufahren, und die Chronik von Zwettl erzählt, dass 7800 grosse Steine gegen die Burg geschleudert, die Ringmauern und Thürme bis zur Unhaltbarkeit beschädigt worden seien, und ein jeder Stein 7 Schillinge gekostet hätte. Als die Passauer 1436 die zwei Stunden unterhalb der Stadt an der rechten Donauseite gelegene Burg Königstein belagerten, bezahlten sie eine Anzahl Steinmetzen, welche die zur Beschiessung erforderlichen Steinkugeln ververtigten. Der Burg wurde damit so zugesetzt, dass sie nach sieben Tagen zur Uebergabe gezwungen wurde.

Viele Wagen waren bei der Belagerung auch dazu nothwendig, um für die verschiedenen Belagerungsgerüste und fortifikatorischen Bauten starkes und langes Holz aus dem nicht immer nahen Hochwald zu holen, und viele Menschen mussten verwendet werden, um den Weg zur Burg zu ebnen, oder den Damm zu bauen und die grossen Belagerungsmaschinen dahin in Bewegung zu setzen. Bei letzterer Arbeit waren, wie die Chronik von Colmar berichtet, bis 500 Mann erforderlich.

Vertheidigung.

Manchmal waren all' die grossen Auslagen und die unsäglichen Mühen fruchtlos. Die Belagerten wussten alles durch List, Muth und Kunst zu verhindern. Sie besasssen ebenfalls Wurfmaschinen

aller Art, die sie auf die Mauern und Thürme stellten, um unter die Feinde, wenn diese beim Ebnen des Bodens, beim Dammbau und zum Sturme in die Nähe kamen, schwere Pfeile und Steine zu schleudern. Die Schirmdächer und Sturmhütten wurden durch riesige Steine zertrümmert oder von brennenden Balken und mit Fässern, die mit angezündeten Holzspänen, Pech und Talg, fetten Schweinefleisch gefüllt waren, in Brand gesteckt; hin und wieder gelang es den Belagerten, sich in dunkler Nacht herbeizuschleichen und an die Belagerungsmaschinen Feuer zu legen. Gegen den Sturmbock flochten sie aus Weiden Hürden, liessen sie oder andere weiche Gegenstände hinab und bedeckten damit die Mauer an der Stelle, welche der Stossbaum in Angriff nahm; die Hürden hemmten seine Gewalt. Gegen den Wandelthurm erbauten sie ein eben so hohes, wenn nicht noch höheres Gerüste, oder sie warfen starke, eiserne, an Seile gebunde Hacken auf den Rollthurm und brachten ihn, wenn die Hacken festsassen, zum Wanken und Umsturz. Manchmal glückte es ihnen, einen grossen Balken so geschickt gegen die Fallbrücke zu stemmen, dass diese auf keine Weise herabgelassen werden konnte. Die Mineure bekämpften sie in Gegenminen; und wenn eine Bresche gelegt war, so errichteten sie alsbald einen hölzernen, oben mit einer Gallerie versehenen Abschnitt hinter der Bresche, der sich zur Rechten und Linken an die noch aufrechte Ringmauer anlehnte. Endlich gelang es manchmal den Belagerten in glücklichen Ausfällen die feindlichen Kriegsmaschinen zu verderben oder durch Feuer zu vernichten. Zwar suchte man sich dagegen durch Gräben, Erdaufwürfe und Wagen zu schützen, allein diese waren für einen entschlossenen Muth kein unübersteigliches Hinderniss und reichten nicht hin, um ein starkes Entsatzungskorps aufzuhalten. Diess und manchmal auch der Mangel an Lebensmitteln, anhaltend schlechte Witterung, ausgebrochene Krankheiten und andere Unfälle machten die oft schnelle Aufhebung der Belagerung nothwendig. In solchen Fällen war es unmöglich, die schwerfälligen Wurgeschütze wieder heimzuführen, besonders auf schlecht bestellten Strassen, und da blieb denn nichts anderes übrig, als diese Wurf- und aufgerichteten Belagerungsmaschinen, damit sie nicht in die Hände des Feindes kämen, in Brand zu stecken. Auf diese Weise giengen in wenigen Augenblicken grosse Kosten verloren. Die eben angeführten Ursachen zwangen den österreichischen Herzog Friedrich den Schönen 1309 die Belagerung der Burg in Schärding aufzugeben und alles Belagerungs-

zeug zu verbrennen. Im Jahre 1324 fielen sämmtliche Kriegsmaschinen des deutschen Königs Ludwig in die Hände des Herzogs Leopold von Oesterreich, als dieser die Baiern nöthigte, von der Belagerung Burgau's eiligst abzulassen.

Brechen einer Burg. War eine Burg erobert, und sollte sie zerstört werden, so wurden ihre Wohngebäude in Brand gesteckt und dann ihre Thore, Thürme und wichtigsten Theile der Ringmauer eingestossen oder niedergebrochen. Der Bergfried wurde, nachdem man die Zwischenböden und die Plattform zum Behufe des Luftzuges ausgebrochen, und sämmtliche Fenster und Schlitze verstopft hatte, mit brennbarem Zeug, dürrem Reisig und Pech so hoch als möglich angefüllt, und dieses von unten durch den geöffneten Eingang angezündet. Die grosse Hitze dehnte die Luft plötzlich und ungemein aus, und da diese keinen schnellen Ausweg fand, trieb sie die Wände des Thurmese auseinander, sprengte die Mauern und warf sie um, wenn sie nicht von besonderer Dicke und Stärke waren. Eine derartige Procedur nannte man „Ausbrennen“.

Pulvergeschosse. Die Einführung der Pulvergeschosse gab, wie dem Kriegswesen überhaupt, so auch dem Angriffe und der Vertheidigung der Burgen eine wesentlich veränderte Gestalt. Die Feuerwaffen kommen bereits im XIV. Jahrhunderte vor, und schon in der ersten Hälfte desselben wurden in Oberösterreich, und zwar in Steyr, Feuermörser erzeugt; aber erst im Verlaufe des XVI. Jahrhundertes hörte die Anwendung mittelalterlicher Geschosse und Kriegsmaschinen gänzlich auf. Im XV. Jahrhunderte kämpfte man noch mit beiderlei Waffen. Zur Belagerung der Tettauer Schanze im Jahre 1490 lieferte die Stadt Ens auf kaiserlichen Befehl ihr Feuergeschütz und eine bedeutende Zahl Pfeile; und noch im Jahre 1506, als man in der Stadt Steyr eine Schützengesellschaft errichtete, wurde bestimmt, dass an Sonntagen wechselweise einmal mit Büchsen, das anderemal mit Armbrüsten nach dem Ziele geschossen werden solle. Nur sehr langsam legte man die alten Waffen ab, wozu der hohe Preis der Feuergeschosse, ihre ursprünglich plumpe Verfertigung, die Last der Handgewehre und das eigene Studium und Fertigkeit, welche die Bedienung der neuen Waffen erheischte, viel beigetragen haben mochte.

Die ersten Geschütze bestanden aus geschmiedeten Eisenstäben, die wie die Dauben eines Fasses an einander gefügt und durch Reife mit einander verbunden waren. Ein so fertigter Riesenmörser, an dem die Form des zwischen den Henkeln befindlichen Schildchens

die erste Hälfte des XIV. Jahrhundertes anzeigt, ist zu Steyr geschmiedet worden. Er wurde von den Türken erbeutet, ihnen aber 1529 von den Oesterreichern wieder abgenommen, und befindet sich gegenwärtig im kaiserlichen Arsenal zu Wien.

Die erste eigentliche Kanone bestand, wie die meisten Geschütze dieser Art im XV. Jahrhunderte, gleichfalls aus geschmiedetem Eisen, hiess gewöhnlich Bombarde oder Donnerbüchse und war vorherrschend ein Hinterlader.

Man schoss damals mit grossen und kleinen Steinkugeln; letztere vertraten eine lange Zeit hindurch die Stelle der späteren Kartätschen. Um die grossen Kugeln doppelt schädlich zu machen, umwickelte man sie mit mancherlei Brennstoffen; sie glichen dann Kometen, indem sie einen langen, in Schwefel und Pech getränkten, brennenden Schweif nach sich zogen. Der eisernen und bleiernen Kugeln bediente man sich seltener, sei es aus Sparsamkeit oder aus Mangel an Geschicklichkeit für deren Verfertigung.

Die erste Erwähnung über den Gebrauch der Feuergeschütze in Oberösterreich finden wir im Jahre 1390, wo Herzog Albrecht ungeheuere Steinkugeln in die Burg Leonstein schoss. Da selbe ohne Wirkung blieben, liess sein Feldhauptmann Zacharias Haderer Geschütze auf einen die Burg überhöhenden Felsen bringen und die Dächer derselben in Brand schießen. Der Rohrer entfloh durch einen unterirdischen Gang und die Besatzung ergab sich.

Die Verwendung des Eisens und der Bronze für den Guss der Feuerschlünde und die Benutzung der eisernen und bleiernen Hohlkugeln begann ebenfalls schon im späteren Mittelalter; die der beweglichen Laffetten erst am Ende desselben.

Ueber die hölzernen Mörser im Mittelalter fehlen uns bestimmte Angaben aus jener Zeit. Nach späteren Berichten wurden diese Geschütze aus keinem spröden Holze, sondern aus dem untersten Stämme der Birken und Linden verfertiget, hatten einen sehr dicken, ganz gleichen Umfang und wurden von eisernen, mit Nägeln befestigten Ringen umschlossen. Der innere Lauf und der Pulversack waren mit Blei überzogen und in das Zündloch schraubte man eine kleine metallene Röhre und Zündpfanne ein.

Die tragbaren Feuerwaffen unterschieden sich anfänglich noch nicht streng von den Geschützstücken; sie waren eine Art kleinere Handkanonen. Zuerst und zwar im XIV. Jahrhunderte entstanden die Knallbüchsen (Schiessprügel). Sie waren eine plumpen Waffe aus

Schmiedeeisen, auf einem Stücke rohen Holzes befestigt und nicht zum Anlegen geeignet. Bald nach ihnen wurden die Handkanonen mit einer Art von grob gearbeiteten Kolben eingeführt, welche nach und nach einen Hahn für die Lunte, dann den Drücker und endlich die Feder erhielten. Die so vervollständigten Handkanonen nannte man Hackenbüchsen. Sie hatten am Schafte einen Hacken, mittelst dessen sie auf ein vor dem Schützen stehendes Gestell befestigt werden konnten. Die Hackenbüchsen kommen seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes vor; es gab Doppel-, ganze und halbe Hacken, sie schossen eiserne und bleierne, oder eiserne mit Blei umgebene zwei- bis achtlöthige Kugeln.

Die Radschlossbüchsen wurden erst im Beginne des XVI. Jahrhundertes erfunden.

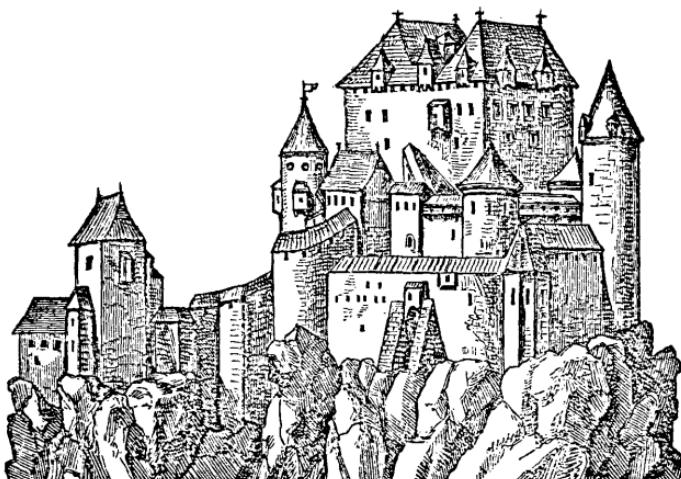
Nachdem wir die mittelalterliche Burg in ihrer Beschaffenheit als Wehrbau nach allen Seiten hin beleuchtet haben, und nebenbei einiges schon über die Wohn und Unterkunftsgebäude der Vorbburg erwähnt haben, wollen wir nun die Hauptburg als Wohnbau näher in Betracht ziehen.

c) Der Palas.

Unter den Wohngebäuden der eigentlichen Burg ist vor allen der Palas zu nennen. Er wurde auch das Herrenhaus oder Ritterhaus genannt und war dem Gebrauche als dem Umfange nach das Hauptgebäude, nahm in der Regel die eine Seite des Burghofes ein, stand in der Nähe der Pforte und war je nach dem Vermögen und Stande des Burgherrn mehr oder weniger geräumig und schön eingerichtet.

Aussere
Beschaffen-
heit des
Palas.

Der Palas war unter allen Gebäuden der Burg mit Ausnahme des Bergfriedes der höchste Bau (Fig. 56) und ganz aus Stein. Wo das Terrain nicht enge und unregelmässig war, zeigte er, an die Ringmauer angelehnt oder vielmehr auf ihr ruhend, einen oblongen, rechteckigen Grundriss, oder auch die Hufeisenform und bestand aus dem in der Regel gewölbten Erdgeschosse und aus zwei bis drei Stockwerken. Der Zugang war verschieden. Im westlichen Deutschland, auch in der Wartburg und in Eger, führte eine steinerne Freitreppe, die Gräde, selten eine Rampe an der Hofseite des Hauses zu der Thüre des Palas, aber nicht immer unmittelbar. Hin und wieder musste man von der Plattform der Treppe eine kleine Zugbrücke zum Eingange in den Palas überschreiten. In der Donaueggend,



Führnstein. (Fig. 56.)

in Baiern und Oesterreich, kommt gewöhnlich statt der Gräde die in einem Thürmchen befindliche Wendeltreppe (Neuhaus), oder auch der ebenerdige Eingang (Schaunberg) vor. An demselben befand sich ein Stein zur Erleichterung des Auf- und Absitzens vom Pferde.

Im Erdgeschosse befanden sich nur wenige enge Schlitze für den Bogen und die Armbrust. Die Fenster nach der Landseite oder nach aussen zu waren der besseren Vertheidigung wegen nur in den höheren Stockwerken angebracht, und längs den obersten zog sich häufig eine hölzerne Gallerie hin. Hinter den Fenstern nach der Hofseite zu befand sich ihrer ganzen Länge nach, jedoch nur selten ein Gang. Hin und wieder kamen Balkone oder Erker mit Masswerk und heraldischem Figurenschmuck vor. In der Höhe wurde der Palas mit Friesbögen oder Zinnen, oder Eckthürmchen mit Zeltdächern gekrönt.

Die älteste Dachbedeckung des ganzen Hauses bestand aus mehreren Giebeldächern; später wurde nur ein Dach, bisweilen mit vielen Dachthürmchen oder Erkern geziert, errichtet. Es war hin und wieder von abgetreppten Giebeln auf beiden Seiten begrenzt und mit Schindeln von hellglänzenden Färbungen, manchmal sogar mit Zinn- oder Bleischindeln, oder mit glasirten Ziegeln gedeckt, deren blendender Glanz von weiter Ferne das Auge an sich zog. Ein weithin in das Land schimmerndes Dach galt als eine der schönsten Zierden des Palas. In Oberösterreich war das Palasdach gewöhnlich

einfach und mit kleinen, schmalen oder Spitz-, Schuppen- und Höhlziegeln gedeckt. Der Gipfel des Daches wurde mit Wetterfahnen geschmückt. Nur der Adel hatte das Recht, sich derselben zu bedienen, und ihre Form zeigte die Würde des Burgbesitzers an. Viereckig geschnittene Wetterfahnen durften nur die Bannerherren führen; der übrige Adel hatte lange, zweispitzige Wetterfähnchen. Sie wurden auch mit dem Wappen des Burgherrn geziert.

Der Palas hatte einen weissen oder verschieden gefärbten Anwurf. Die Anwendung verschieden gefärbten, theils rauhen, theils ganz feinen Mörtels, besonders an den Mauerecken und Sockeln, zur Nachahmung der Quadern, an Gesimsen und zu Streifen zwischen den Fenstern u. s. w. finden wir häufig. Geschichtliche, biblische und ähnliche Darstellungen an der Aussenwand des Hauses wurden oft blos in mehrfarbigen Mörtel, namentlich durch Einritzung in die obere Mörtellage und daher streifweise Blosslegung der unteren, ausgeführt.

An die Ausschmückung des Palas und seiner Wohnräume wurde Alles gewendet, was der Burgbesitzer nur auftreiben konnte. Mochten andere Partien der Burg darunter leiden, das Ritterhaus, in dem er seine Gäste empfing, musste von seinem Stande und Reichtum zeugen.

Diess war besonders seit dem XIII. Jahrhunderte der Fall, wo man durch die Kreuzzüge mit schönen byzantinischen Formen und mit manchen Einrichtungen orientalischer Pracht und Bequemlichkeit bekannt geworden war.

Bestandtheile des Palas.

Der Palas bestand aus einem grossen Saale, dem Rittersaal, zu dessen Seiten einige kleine Gemächer angebracht waren; andere befanden sich in dem höheren Stockwerke, wo auch nach der Hofseite hin die Pechpfannen hingen.

Rittersaal.

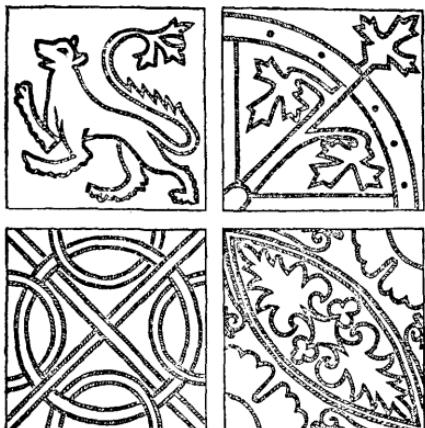
Zu dem Rittersaal gelangte man durch die Eingangsthüre des Palas; nicht immer war noch ein anderer Raum dazwischen.

Decke des Saales.

Die Decke des Saales war in manchen Burgen gewölbt, gewöhnlich aber besonders im früheren Mittelalter bestand sie aus hölzernem Sparrenwerke. Im ersten Falle wurde, wenn der zu überspannende Raum zu gross war, das Gewölbe durch Säulen und Pfeiler unterstützt. Bei der Holzdecke waren die Flächen der Durchzugsbalken mit Schnitzwerk, Wappen, Sprüchen, Jahreszahlen und Figuren der Heiligen geziert, oder durch einen Leimanstrich getüncht. Später machten die einfachen Balkendecken den aus Tafeln gefügten, oft kunstvollen Plafonds Platz.

Die Fussböden bestanden aus Lehm-Estrich oder Tennenboden — gestampften durch Schafhaare verhärtetem Lehm — aus Stein-Estrich, Bretterlage oder schmuckvollen Thonfliesen. Geschlagene Ziegel und Estrich aus Ziegeltrümmern wurden erst später angewendet.

Die Fliesen (Fig. 57 bis 66) bestanden aus gebrannten, gleichförmigen, vorherrschend quadratischen Plättchen, von röthlicher, dunkelrother, lichtgelblicher, grauer und schwärzlicher Thonerde. Sie waren etwa ein Zoll dick und wurden auf einer Unterlage von Kalk und Sand genau zusammengefügt, so dass sie mit ihren Ornamenten gleichsam ein Teppichmuster bildeten. Ihre Verzierungen wurden theils durch Pressung in einer Form, theils durch Glasirung hergestellt; letztere wieder durch einfache Salz- oder Bleilösung, oder durch eigenthümliches Email, d. h. färbige Glasflüsse. In Deutschland war die Pressung die vorherrschende Methode, zu der dann ein- oder mehrfarbige Glasur hinzutrat. Die Verzierung war entweder flach erhaben auf glattem Grunde, oder auch eingetieft, und trat durch den Staub oder



(Fig. 57.)



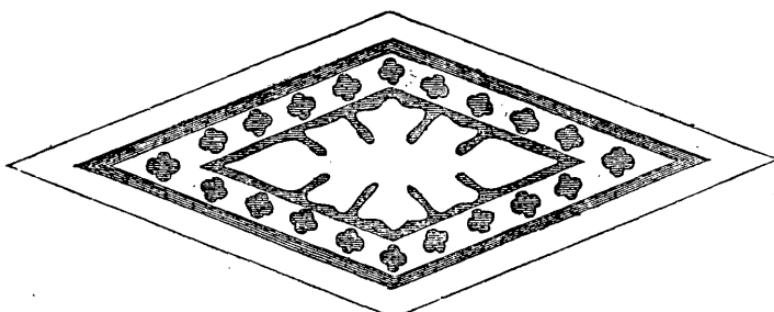
(Fig. 58.)



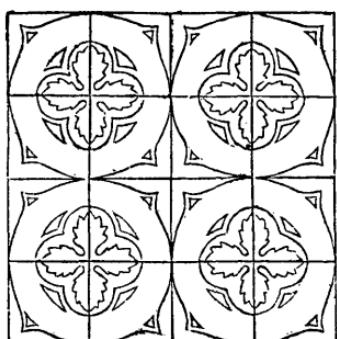
(Fig. 59.)

Schmutz, der sich ansetzte, scharf hervor, wenn nicht schon anfangs eine gefärbte Mörtel- oder Kittmasse die Linien ausfüllte. Was das Ornament selbst betrifft, so spielt im XIII. und XIV. Jahrhunderte die Thierwelt, Löwen, Adler, Drachen, Hirsche u. s. w. eine grosse Rolle in der Verzierung der Thonplatten. Im XIV. Jahrhunderte wurden die heraldischen Thierfiguren aus den Wappen nicht nur der Burgbesitzer, sondern auch der Kaiser, Landesherren und sonstiger hervorragender Personen als Fussbodenmuster benutzt. Zugleich kam auch die Kreis-, Stab- und Blattverzierung immer mehr in Anwendung, und wurde im XV. Jahrhunderte vorherrschend. Nach dem Mittelalter führte man die einfach glatten, verschieden geformten und verschiedenfarbigen Plättchen ein.

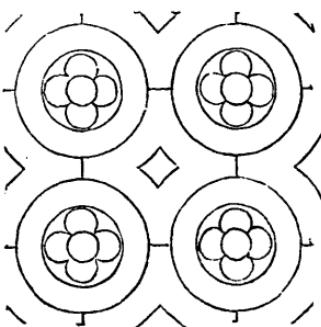
Die Fussböden wurden oft bedeckt, besonders im Winter, im heissen Sommer und bei Festlichkeiten. Berücksichtigt man die hohe luftige



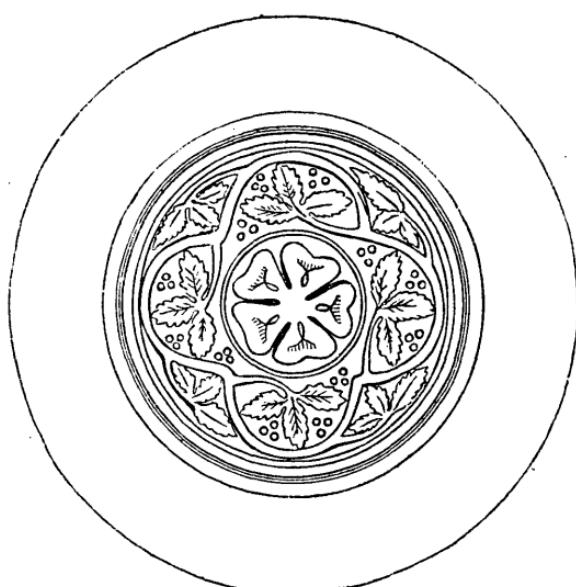
(Fig. 60.)



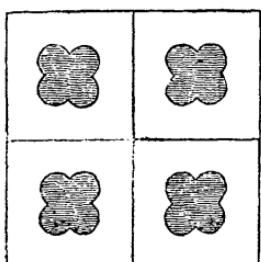
(Fig. 61.)



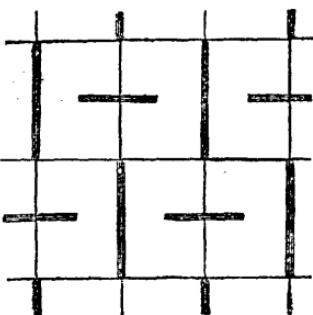
(Fig. 62.)



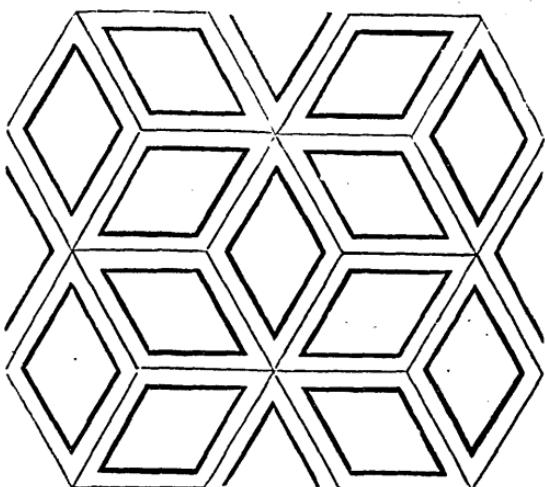
(Fig. 63.)



(Fig. 64.)



(Fig. 65.)



(Fig. 66.)

Lage der meisten Burggebäude, die Stürme, denen sie preisgegeben waren und die mangelhafte Verwahrung der im Mittelalter durch lange Zeit glaslosen Fenster, die der kalten Luft Eingang gewährten; erwägt man, dass bei strenger Kälte die Erwärmung durch Kamine unzulänglich war, so wird man leicht begreifen, wie die Fussböden in winterlicher Jahreszeit beständig kalt sein mussten. Diesem Ubelstande abzuhelfen, bedeckte man sie mit Schichten von Stroh und trockenen Binsen oder Heu und legte darüber Matten; bei feierlichen Gelegenheiten auch Teppiche, besonders dort, wo Tische, Stühle und Bänke standen. Es kam aber auch vor, dass die Teppiche das ganze Zimmer bedeckten. Im Sommer, wo die warme, schwere Luft in den mit engen und nicht zahlreichen Fenstern versehenen Zimmern stockte, streute man frischgeschnittene Binsen, grünes Gras, thauiges Laub

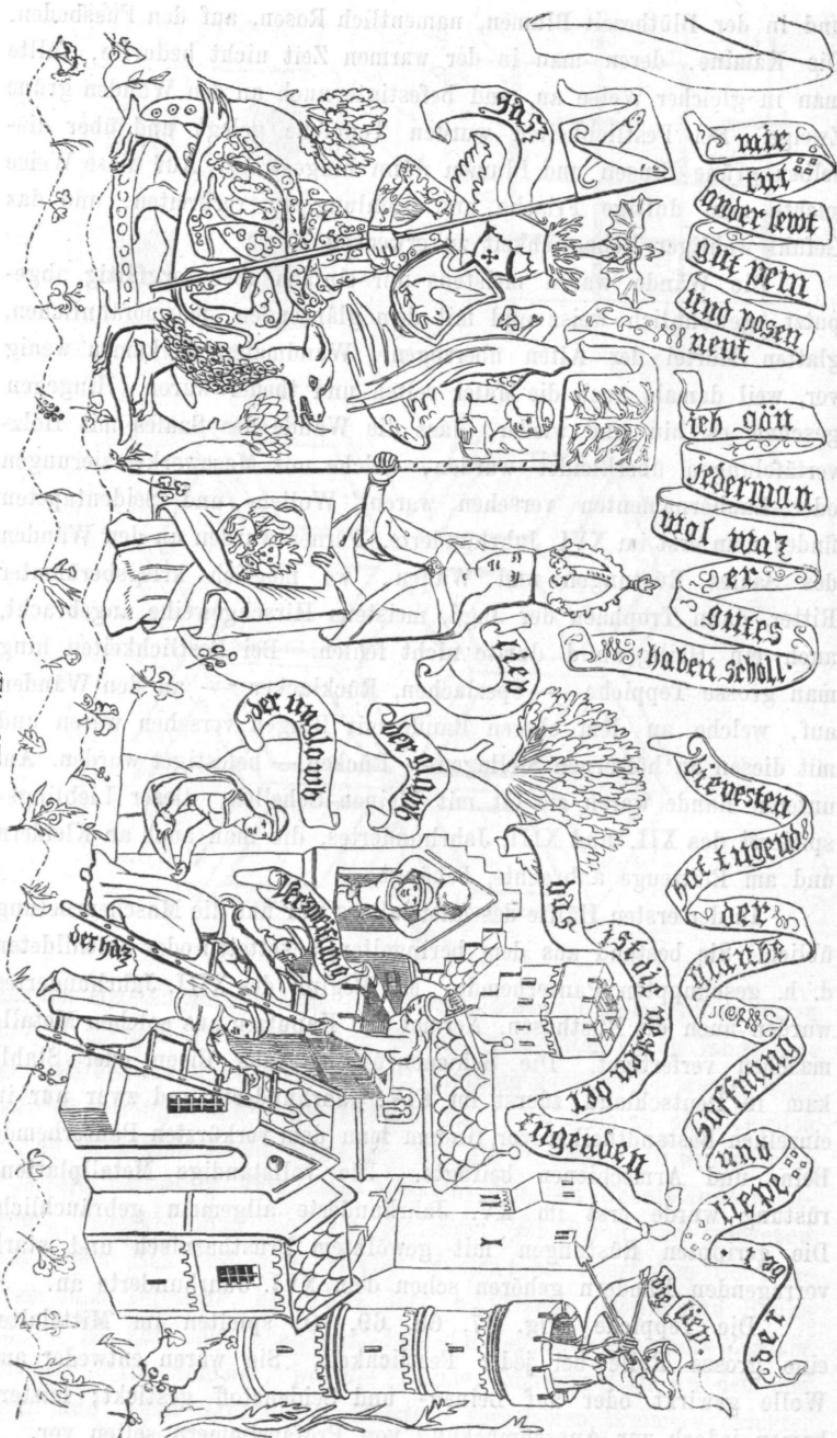
und in der Blüthezeit Blumen, namentlich Rosen, auf den Fussboden. Die Kamine, deren man in der warmen Zeit nicht bedurfte, füllte man in gleicher Weise an, und befestigte auch an den Wänden grüne Zweige. Bei Festlichkeiten wurden Teppiche gelegt und über dieselben grüne Binsen und Blumen dünn hingestreut. Auf diese Weise suchte man duftige Frische und Kühlung zu verbreiten, und das Gefühl wohliger Behaglichkeit zu erwecken.

Die Wände waren meistens nur einfach aber sorgfältig abgeputzt, gewöhnlich weiss und mit dem glänzenden, marmorähnlichen, glatten Mörtel der Alten überzogen. Wandmalereien kamen wenig vor, weil damals noch die Maler selten und theuer waren. Hingegen geschah es hin und wieder, dass die Wände des Saales mit Holzvertäfelungen überkleidet wurden, welche mit Masswerkverzierungen oder Laubornamenten versehen waren, Wollen- und Seidentapeten findet man erst im XVI. Jahrhunderte. Ferner wurden an den Wänden des Saales Rüstungen und Waffen, wo möglich kriegsberühmter Ritter, dann Trophäen der Jagd, meistens Hirschgewehe angebracht, auch ein Heiligenbild durfte nicht fehlen. Bei Festlichkeiten hing man grosse Teppiche — Sperlachen, Rücklacken — an den Wänden auf, welche an dem oberen Rande mit Ringen versehen waren und mit diesen an hölzernen Stellagen — Rücken — befestigt wurden. Am unteren Rande waren sie oft mit kleinen Schellen, dieser Lieblingsspielerei des XII. und XIII. Jahrhundertes, die man auch an Kleidern und am Reitzeuge anbrachte, behängt.

In der ersten Hälfte des Mittelalters war nur die Maschenrüstung üblich. Sie bestand aus dem beringelten, beketteten oder beschildeten d. h. geschuppten Panzerhemde. Mit Beginn des XIII. Jahrhundertes wurden auch die Rüsthosen, Aermel und Kaputzen aus solchen Metallmaschen verfertigt. Die Schienenrüstung (aus Eisen oder Stahl) kam in Deutschland zuerst im XIV. Jahrhunderte und zwar nur in einzelnen Bestandtheilen vor, indem man dem verkürzten Panzerhemde Bein- und Armschienen beifügte. Die vollständige Metallplattenrüstung wurde erst im XV. Jahrhunderte allgemein gebräuchlich. Die gerippten Rüstungen mit gewölbtem Brustharnisch und stark vorragenden Rändern gehören schon dem XVI. Jahrhunderte an.

Die Teppiche (Fig. 67, 68, 69, 70) spielten im Mittelalter Teppiche. eine grosse Rolle bei jeder Festlichkeit. Sie waren entweder aus Wolle gewirkt oder auf Leinen- und Seidenstoff gestickt; letztere kamen jedoch zur Ausschmückung von Profanzimmern selten vor.

(Fig. 67.)





(Fig. 68.)



(Fig. 69.)



(Fig. 70.)

Schon im XIII. Jahrhunderte wurde in Deutschland neben der Weberei des glatten, einfärbigen, rohen Tuches auch die Teppichwirkerei geübt. Sie kam aus den Niederlanden, wo, sowie auch in Burgund, Teppiche gewirkt wurden, welche hinsichtlich der Zartheit der Zeichnungen und der Feinheit der Ausführung die deutschen Erzeugnisse übertrafen. Die aus Wolle gewirkten, oft parfümierten Teppiche hatten entweder bald geometrische, bald Pflanzen-, später Granatäpfelmuster auf gewöhnlich rothem, gelbem, blauem Grunde, oder Wappen, Darstellungen von Thiergruppen, Gesellschaften und Hochzeiten, Scenen aus der Jagd und Fischerei, des Kampfspieles und Krieges, der heiligen Schrift und Legende, mit Blumen und Bäumen, Burgen und Klöstern. Die in der Wollweberei schwierig zu behandelnden Köpfe der menschlichen Figuren wurden zuweilen

gar nicht eingewebt, sondern aus feiner Leinwand ausgeschnitten und von einem Künstler gezeichnet, aufgeklebt und aufgenäht.

Die ersten vorhandenen Stickereien reichen in das XII. Jahrhundert und werden im XIII. zahlreicher. Sie wurden in weissen und bunten Leinen- und Seidenfäden auf Leinen- oder Seidenstoff, auch mit Goldfäden, die man mit Seide auf den Grund niedernähte, ausgeführt. Die Zeichnung wurde auf den Grundstoff von geübter Hand aufgetragen und nachher mit Nadel und Faden ausgefüllt. Es kommt aber auch manchmal vor, dass kleinere Fältchen der Zeichnung folgend, aus dem Grundstoffe selbst gelegt und festgenäht sind. Die Darstellungen waren wie bei den Teppichen, doch bezogen sie sich vorherrschend auf religiöse Momente, da sie meistens für kirchliche Zwecke gestickt wurden. Auch waren die Stickereien mehr den Kleidern und Messgewändern gewidmet.

Die Burgfenster waren bis in das XI. Jahrhundert klein und schmal und bildeten ein längliches Viereck, und wurden nach innen abgeschrägt und erweitert, um sie möglichst lichtbringend zu machen. Später wurden sie grösser und horizontal überdeckt, selten setzte man einen Rundbogen darauf.

Fenster.

Im XII. Jahrhunderte kamen die romanischen, rundbogigen Doppelfenster, durch dicke Säulchen mit Würfelkapitälchen getheilt, in Gebrauch. Wenn die Säulchen dünn sind, so deuten sie auf den Beginn des XIII. Jahrhundertes hin, und wenn sie ohne Kapitale in einen weit vorgekragten Kämpfer (Aufsatz zur Aufnahme des Bogens) übergehen, so erinnert diess an den Schluss der romanischen Bauweise, gegen die Mitte des XIII. Jahrhundertes.

In der darauf folgenden gothischen Bauzeit wurden solid konstruierte Fenster mit Steinrahmen und zur Scheidung grösserer Fenster in kleinere Abtheilungen, mit Steinkreuzen vorherrschend. Man deckte sie gewöhnlich mit einem geraden Sturz, der bei ansehnlichen Gebäuden reich mit Laubwerk dekorirt wurde. Der Spitzbogen kam bei den Fenstern der Wohnungen seltener zur Anwendung, gewöhnlich nur bei Burgkapellen und Thürmen. Im ersteren Falle brachte man zwischen den Spitzbogen zierliche, stets wechselnde, von künstlicher Steinmetzarbeit gebildete Rosen an. Grössere Fenster mit gedrückter Wölbung oder horizontaler Ueberdeckung waren zu Ende des XV. Jahrhundertes üblich. (Fig. 71.)

Die Fenster waren bis auf spätere Zeiten nicht verglast, sondern mit feinen Darmhäuten, Blasenhaut, dünn geschabten Horn-

Fenster-
verschluss.



(Fig. 71.)

platten, geöltem Papier und Pergament, Wachstuch, Leinwand oder irgend einem anderen gewebten Stoffe bezogen. Das Horn konnte aber nur kleine Schieben gewähren und kam seltener vor; die übrigen durchscheinenden Stoffe waren wohl leichter zu haben, aber doch wenig im Stande, Kälte oder Luftzug abzuhalten. Diess war ein genügender Grund, ihre Anwendung zu beschränken, indem man mit ihnen nicht die ganzen Fensteröffnungen, sondern nur einen Theil derselben ausfüllte; entweder so, dass man die in den Holzläden eingeschnittenen Löcher oder ein grösseres Stück, z. B. ein Dritttheil mit ihnen überspannte, oder sie in der Fensteröffnung selbst befestigte. Letzteres geschah anfangs wohl immer in einer unbeweglichen Weise, nicht in einem beweglichen Rahmen, der geöffnet werden konnte. Der grössere, nicht überspannte Theil des Fensters hatte bewegliche Holzklappen, welche, wenn offen, die volle Luft und das volle Licht hereinliessen. Zu den angegebenen Methoden tritt noch eine andere, ein netzartiges, durchbrochenes Holzgitter. Zuerst vielleicht ein Flechtwerk von Weiden, wurde es dann zu einem Netzgitter von Stäben ausgearbeitet und gewöhnlich mit Papier oder Leinwand überspannt. Es hat gewiss zum Mustern der späteren rautenförmigen Verbleiung gedient.

Die hölzernen Läden und Klappen hingen entweder seitwärts drehbar auf Angeln, sowohl doppelt als Flügel oder einfach, oder sie waren blos angelehnt und mit Schubriegeln geschlossen, oder zu beiden Seiten in die Mauer zurückzuschieben, oder sie waren oben in Charnieren befestigt und wurden von unten hinausgestossen. Mit Stangen in die Höhe gehalten, dienten sie so als schräge Schirmdächer für etwaige Papier- oder Tuchfenster, später auch für die kostspieligen Glasfenster, um von ihnen den gefährlichen Regen oder Hagel

fern zu halten. Die Fensterladen wurden mit brauner Farbe in verschiedenen Abstufungen und mit Beimischung von Gelb angestrichen, oder mit ästigen Andreaskreuzen nach den Wappenfarben der Erbauer oder Besitzer bemalt. Dasselbe gilt für Fensterrahmen und Thüren. Die Beschläge an Fenster und Thüren wurden nie gleichfarbig mit dem Holzwerke angestrichen, sondern man verzinnte sie, oder liess sie blau oder schwarz anlaufen.

Die Fensterscheiben aus Glas waren damals sehr kostspielig und selten, und wurden in den Privatwohnungen erst viel später eingeführt. Zwar war die Benutzung des Glases zum Fensterverschluss schon den Römern in der Zeit der ersten Kaiser bekannt, was durch bestimmte Aussagen der Schriftsteller und durch die zu Herkulanium gefundenen Scherben von Glasplatten und eine unversehrte Scheibe zu Pompeji bezeugt wird; allein der theure Preis gestattete nicht den allgemeinen Gebrauch. Während der gewaltigen und vernichtenden Stürme der Völkerwanderung rettete die oströmische Hauptstadt Byzanz die Kenntniss der Glasfabrikation, und von hier aus verbreitete sich dieselbe nach dem Abendlande, als die Völkerstürme sich gelegt hatten. Zum Fensterverschlusse wurde das Glas zuerst nur bei Kirchen verwendet; am Ende des I. Jahrtausendes unserer Zeitrechnung dürften so ziemlich alle grösseren Kirchen Glasfenster gehabt haben. Bis zum XII. Jahrhunderte kam die Verglasung auch in den Speise- und Arbeitssälen und in den Zellen der Mönche vielfach vor, und mit dem XIII. Jahrhunderte beginnen die Nachrichten von der Verwendung des Glases in den Privatwohnungen. Es wird jedoch von der Sache immer noch als von etwas Aussergewöhnlichen gesprochen. Erst im Laufe des XV. Jahrhundertes fand die Verglasung in Deutschland so weit Verbreitung, dass sie für die Wohnung eines wohlhabenden Mannes als nothwendig galt, aber auch für diese Zeit noch mit Sparsamkeit. Viele Fenster hatten blos zur Hälfte Glas, zur anderen Hälfte Holzklappen. Im XVI. Jahrhunderte wurden die Glasfenster völlig allgemein. Zuerst kamen runde oder sechs- und achteckige sogenannte Pfennigscheiben in Gebrauch, sie waren weiss oder grünlich. Farbige Scheiben, wie sie jetzt üblich sind, kannte man damals nicht, wohl aber fand man, abgesehen von den Glasgemälden auf den Fenstern der Kirchen und Kapellen, in den Fenstern der Burgen in vornehmeren Gemächern einzelne gemalte Scheiben mit Wappen, Sprüchen, Jahreszahlen. Diess bezeichnete immer einen höheren Grad der Prachtliebe oder Wohlhabenheit des Besitzers.

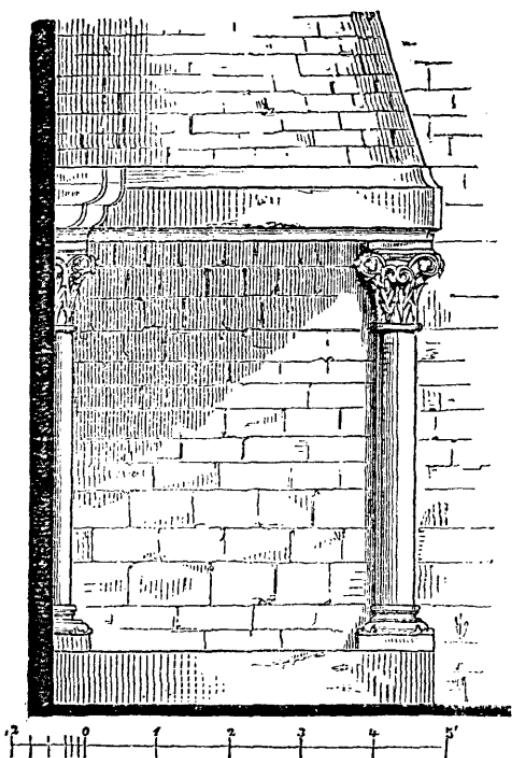
Fenster-
nischen.

Da die Mauer des Palas sehr dick zu sein pflegte, so entstanden da, wo die Fenster angebracht waren, Mauervertiefungen oder Fensternischen mit an den Wänden angebrachten steinernen Sitzen oder Bänken, die mit Kissen und Rücklehnern wohl bedeckt waren. Diese Plätze in den Fenstern waren der Ehrenplatz der Frauen, wenn sie im Saale erschienen, und wen sie auszeichnen wollten, den liessen sie auf diesen Fenstersitzen zu traulichem Gespräche Platz nehmen. Solche kleine Gemächer bildeten auch die Erker, welche manchmal am Saalbau angebracht waren.

Kamine.

Der Saal wurde durch Kamine — Fiuwaram — erwärmt. Anfänglich begnügte man sich, irgendwo im Hause ein grosses Feuer anzuzünden und es zu unterhalten, um sich daran zu wärmen. Als sich immer mehr die Privatbaukunst entfaltete, nahm auch der Ort, wo das Feuer unterhalten wurde, eine bestimmte architektonische Gestalt an und entwickelte sich als Kamin. Wir können ihn in Deutschland in reichen architektonischen Formen zum prunkvollsten

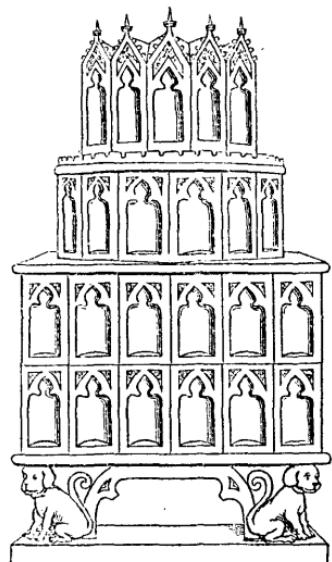
Schaustück der Gemächer ausgestattet vom XI. Jahrhunderte an durch alle Stufen der Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst verfolgen. Allein er konnte eine behagliche Wärme kaum dem ganzen Gemache mittheilen, und war und blieb nur eine Stelle für das brennende Feuer, an dem man sich wärmte. Der Kamin hatte eine weite Oeffnung, sein Mantel oder Sturz ragte wie ein Dach in das Zimmer hinein und wurde von zwei zierlichen Säulen mit Kapitälchen getragen (Fig. 72); der Kaminschlott befand sich in der Mauerdicke. Grosses Säle hatten oft 2 Kamine.



(Fig. 72.)

Am Kamin war der Ehrenplatz für den Burgherrn und seine Bühne. besonders hochgeachteten Gäste, und zwar auf einem etwas erhöhten Fussboden, der sogenannten Brücke oder Bühne. Vor dem Kamine pflegte eine breite Bank mit Rücklehne und wohl versehen mit Polster und Kissen zu stehen.

Die Oefen (Fig. 73) wurden erst später eingeführt. Sie waren gewöhnlich sehr gross und der Mehrzahl nach schüssel- oder nischenförmig, um eine grössere Heizoberfläche zu bieten. Die Erfahrung, dass irdene Gefässe, in denen warme Materien aufbewahrt werden, oder gewärme Steine eine gemilderte, gleichmässige Wärme fortwährend ausströmen und diese Wärme lange halten, mochte dazu geführt haben, die Feuerstelle in das Innere eines grossen thönernen Gefäßes zu verlegen, das sodann auch nach dem Verlöschen des Feuers noch die darin enthaltene Wärme nach und nach abgibt. Wann und wo auf diese Weise die Oefen entstanden sind, ist nicht bekannt. Die ersten Spuren davon finden wir in der Wende des XIII. und XIV. Jahrhundertes. Jedenfalls haben wir die allgemeine Einführung der Oefen erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes zu suchen, weil da für einen soliden Fensterverschluss bereits gesorgt wurde, ohne welchen an eine erfolgreiche Ofenheizung nicht zu denken war.



(Fig. 73.)

Die ersten bisher vorgekommenen Ofenkacheln haben sich unter den Ruinen der 1399 zerstörten Burg Tannenberg in Hessen gefunden. Der Form nach fällt ihr Ursprung in das Ende des XIII. und in den Beginn des XIV. Jahrhundertes. Ihre Grundformen sind in noch nicht ganz reinem gothischen Style gebildet, die Ornamente derselben erinnern sehr an das Romanische, bisweilen an das Arabische, was ihnen ein zierliches und originelles Ansehen gibt. Sämmtliche Kacheln lassen sich auf etwa 24 Hauptformen zurückführen. Ihr Vordertheil stellt gewissermassen die Portale von Gebäuden dar. Die höchst-

gestandenen laufen nach oben in spitzer Form zu, die anderen haben einen Zinnenkranz, die letzten einen horizontalen Abschluss. Die Giebelfelder und Füllungen des Zinnenkranzes sind mit Laub, Wappen, Löwen, Hirschen, Gemsen, Drachen, Krokodilen, einköpfigen Reichsadlern ornamentirt. In der Tiefe der Nische erhielten die Kacheln eine gelbe, braune und grüne Glasur.

Die letztere Farbe wurde nach und nach die herrschende. Im XV. Jahrhunderte kommen auch schon bunt glasirte Kacheln vor, doch war die grüne Glasur noch roh, die bunte blos wild aufgetragen und die Farben oft in einander verlaufend. Auch die Kacheln sind im XV. Jahrhunderte noch handwerksmässig und roh gearbeitet. Erst nach dem Mittelalter, im XVI. und XVII. Jahrhunderte erhab sich darin die Töpferei nach und nach vom Handwerke zur Kunst.

Möbel.

Die Möbel waren in der ersten Zeit des Mittelalters sehr einfach, gradlinig und von einer so schwerfällig massenhaften Anlage, dass sie aus Steinblöcken und nicht aus Holz zu bestehen schienen.

Erst im XII. Jahrhunderte, als die Drehbank eingeführt war, verbreitete sich der Geschmack an geschweiften, mit gewundenen Säulen u. dgl. versehenen Möbeln, und als bald darauf die Bildhauer auch das Holz bearbeiteten, wurden die Möbeln mit geschnitzten Ornamenten versehen. Vom XIII. bis in's XVI. Jahrhundert löste die deutsche Schreinerarbeit und Holzschnitzerei ihre Aufgabe in architektonischer und bildnerischer Hinsicht auf glänzende Weise; dazu gesellt sich bisweilen eine sparsam angewendete Vergoldung oder auch farbig eingelegte Arbeit, wodurch der malerischen Wirkung ein neuer Reiz hinzugefügt wurde.

Was die Möbel im Rittersaal anbelangt, so zogen sich ringsum an der Wand Bänke mit oder ohne Lehnen hin, welche gewöhnlich hoch und mit Schnitzwerk verziert waren. Nicht häufig kamen die Stühle vor; sie hatten allerlei Gestalten und verschiedene Schnitzverzierungen. Lehnssessel aus dem Profangebrauche gehören bis zum XVI. Jahrhunderte zu den allergrössten Seltenheiten. Fussschemel waren in grosser Zahl vorhanden, des kalten Fussbodens und der hohen Bänke wegen.

Man setzte oder legte sich nicht auf die harten Bretter. Hinter den Bänken, Stühlen oder an deren Lehnen hingen Rücklacken, kleine schmale Teppiche und die Sitzbretter wurden sowohl mit Decken,

wie mit weichen Kissen und Polstern belegt; solche nahm der Liegende auch unter Kopf und Arm; der Polster unter dem Elbogen war ein besonderes Bedürfniss. Solche Bequemlichkeit und Weichlichkeit verschmähten weder die stahlharten Ritter, noch ihre Damen. Decke und Polster nahmen sie selbst auf ihren Abenteuerfahrten mit, und der Knappe musste sie ausbreiten, wenn irgendwo der Ritter im Schatten Ruhe suchte oder seine Mahlzeit nehmen wollte.

Die Tische im Rittersaale waren gewöhnlich länglich viereckig, aber auch rund oder oval und selten gross. Sie bestanden aus Platten, die auf einem mit eingestochenen oder geschnitzten Verzierungen versehenen Gestelle mit kreuzweise verschränkten Füssen ruhten. Die Tische standen an den Wänden vor den Bänken, doch so weit entfernt, dass sie hinlänglichen Raum liessen.

Endlich befand sich gewöhnlich in der Mitte des Saales eine terrassenförmige Kredenz, auf welcher das Tischgeräth: Schüsseln, Schalen, Humpen, Pokale, Krüge, Kannen und die Tafelaufsätze ausgestellt waren. Das spätere Mittelalter legte einen ausserordentlichen Werth auf Werke dieser Art und verwendete daran alle die reiche Kunstaffertigkeit, welche dem damaligen Gewerbe zu Gebote stand. Die Dichter wissen Wunderbares von diesen Arbeiten zu erzählen, und was uns noch erhalten ist, straft wenigstens in Anbetracht der Schönheit ihre Lobeserhebungen nicht Lügen.

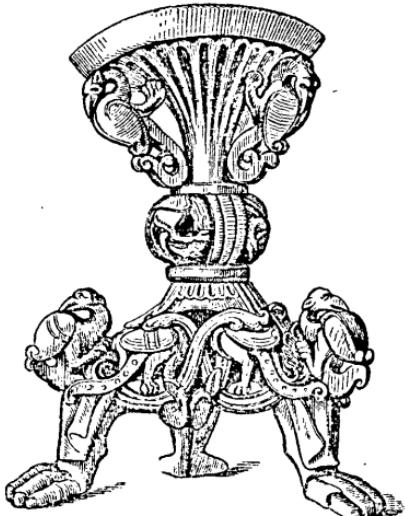
Die anderen üblichen Möbelstücke befanden sich in den übrigen Zimmern des Palas.

Der Rittersaal wurde durch Kron-, Wand- und Tischleuchter Leuchter. mit zahlreichen Kerzen beleuchtet, die man auf starke Dornen, wie jetzt noch in den Kirchen, steckte.

Die Träger für die Wachskerzen, oder Lichter aus Talg und Wachs gemischt, waren nicht nur in den Kirchen, sondern auch in den Sälen der vornehmeren Burgen und in den Rathhäusern reicherer Städte kunstvoll gearbeitet; wurden aus Holz, Schmiedeeisen, Kupfer, selten aus Silber und Gold angefertigt oder in Messing und Bronze-guss ausgeführt.

Die Standleuchter hatten eine Höhe von 4 Zoll bis 2 Fuss, und waren in der romanischen Zeit niedriger, als in der gothischen. Der Fuss oder Ständer war, besonders in der romanischen Zeit, dreitheilig und aus den wunderlichsten, oft seltsam in einander verflochtenen Thier- (Drachen, Salamander, Schlangen, Greifen, Löwen, Vögel) und Pflanzenformen später auch Menschengestalten zusammen-

gesetzt. (Fig. 74, 75.) Im Verlaufe der gothischen Zeit wurde der Fuss rund, gegliedert, sechsseitig und nach oben zu sich verengend.



(Fig. 74.)

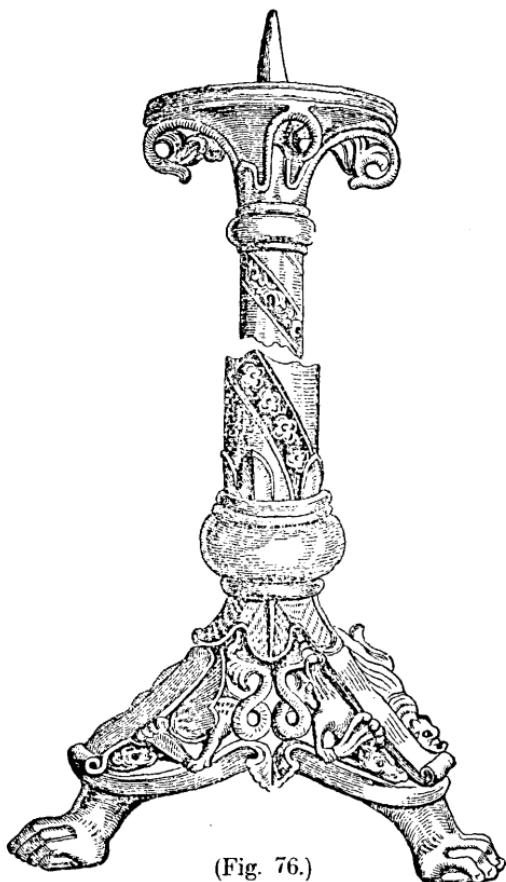


(Fig. 75.)

Der Schaft oder die Röhre als Träger des Obertheiles war entweder glatt oder geschuppt, später gewunden, und hatte einen Knauf oder Buckel, der kugelig war. An manchem Schafte schlängelte sich ein Ornamentband hin (Fig. 76), oder er war von zierlichem Pflanzenschmucke umrankt, zwischen welchem sich Thiergestalten in kriechender Darstellung befanden. In der gothischen Zeit wurde der Schaft höher und durch Ringe ebenmässig gegliedert.

Den Obertheil des Leuchters bildete die Traubenschale zum Auffangen des Wachses; sie hatte einen Stachel in ihrer Mitte zum Aufstecken der Kerzen. Oft bauchte sich der kurze Schaft zu dieser Schale aus. Sie war rund, schlüssel-, trichter- oder blumenkelchförmig. (Fig. 77, 78.) In gothischer Zeit bekam diese Schale einen geraden Abschluss, also die Gestalt eines flachen Tellers oder eine Zinnenbekrönung.

Es gab auch Figurenleuchter, bei denen die Lichterteller gewöhnlich auf den ausgebreiteten Händen ruhten. Diese Figuren tragen die Maske des wilden Mannes, und wurden bis vor Kurzem oft für



(Fig. 76.)



(Fig. 77.)



(Fig. 78.)

heidnische Götzen gehalten. Sie erscheinen im Zeitkostüme und zeigen, da sie als beliebt lange vorkamen, in diesem die Entwicklung der Tracht.

Die Kandelaber oder Kerzenstöcke waren bedeutend hohe Standleuchter, welche ursprünglich 7, in der gothischen Zeit 5, 3 und 2 Arme hatten, die so wie der Schaft durch Buckel oder Ringe gegliedert und manchmal auch aus Stein angefertigt waren.

Zu den Standleuchtern gehörten auch die Lichterrechen und Eggen, oder wie man sie in alter Zeit nannte, der Kerzstall. Er bestand aus einer eisernen, breiten, auf einer oder zwei Säulen ruhenden, oder an einer Seitenwand befestigten Querstange, welche eine grössere Anzahl von Lichterschalen mit Stacheln neben einander trug.

Der Hänge- oder Kronleuchter, welcher mit Ketten an der Decke befestigt war, bestand aus einem oder mehreren grossen Metallreifen. Diese waren mit theils runden, theils polygonen grösseren und kleineren Thürmchen verziert, zwischen ihnen befanden sich die Spitzen zum Aufstecken der Kerzen. Sonst war der Kronreif auch noch mit gravirten und getriebenen Darstellungen ornamental und figürlicher Art, mit Inschriften, zuweilen mit Edelsteinen und Kettchen geschmückt. In der gothischen Zeit verlor die Lichterkrone an Umfang und bekam eine zinnenartige Bekrönung, durchbrochene Reifen, feines Masswerk, gegossene Statuetten, Fialen und durchbrochene Giebelchen.

Eine andere Gattung von gothischen Kronleuchtern bestand aus einem Mittelstücke, welches nach unten frei schwebend endigte, nach oben mit einem Ringe abschloss, mittelst dessen der Leuchter an einer Kette befestigt war. Aus dem Mittelstücke entsprangen neben und übereinander mehrere Seitenarme, die in freier Schwingung mit Blumenornament besetzt, sich zu Lichterträgern entfalteten. Solche Hängeleuchter wurden in spätgotischer Zeit mit Holzschnitzwerk oder mit Hirsch- und anderen Geweihen in Verbindung gebracht.

Der Kronleuchter war in früherer Zeit gewöhnlich verzinnt; erst später pflegte man ihn zu bemalen und auch zu vergolden.

Wandleuchter kommen am seltensten unter den mittelalterlichen Leuchtern vor. Gewöhnlich wurde die Stange, welche den Leuchter in den Pfeilern und Wänden festhielt, durch ein mit Masswerk durchbrochenes Schild in elegantem Metallguss verdeckt, und wenn sie ein Dreieck bildeten, so wurde diess mit einer durchbrochenen Blechplatte ausgefüllt.

Die Leuchter für das Herumtragen waren aus dünn geschmiedetem Eisen verfertiget, später auch in bemaltem Schnitzwerke ausgeführt. Die Stange trug in der gothischen Zeit eine mit Masswerk verzierte Zinnenkrönung, aus welcher der Stachel für die Kerze sich erhob. Die Hülsen zur Aufnahme der Kerzen wurden statt der Stacheln erst zu Ende des Mittelalters eingeführt.

Nebst den Leuchtern gab es noch Hängelampen, die mit Oel gespeist wurden und längliche Gefässe, in welchen eine wohlriechende zündbare Flüssigkeit brannte.

Auch war es Sitte, dass bei Gelagen vor den Gästen Diener mit Wachsfackeln standen, und voraustretend Herren wie Gäste begleiteten.

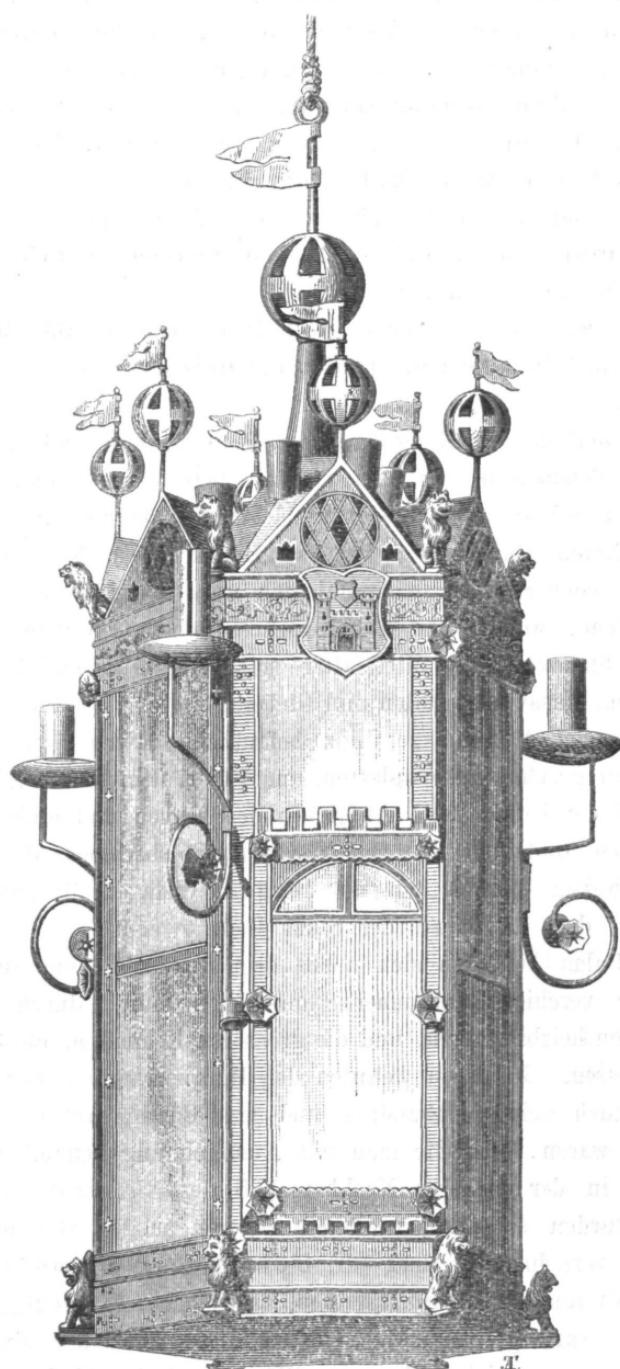
Zur matten Erhellung mancher Schlafzimmer und zur länger dauernden Beleuchtung der am meisten betretenen Gänge, Treppen u. dgl. und bei den verschiedenen nächtlichen Verrichtungen innerhalb der freien Burgräume, wo das Herumtragen der brennenden Kienspäne oder Fackeln feuergefährlich war, wurden Laternen verwendet. Jene, welche für einen vornehmlichen Gebrauch bestimmt waren, schmückte das Mittelalter mit allerlei architektonischen Ornamenten, Masswerk, Fialen und Giebelchen etc. Die hier (Fig. 79) abgebildete, im Museum zu Linz befindliche Laterne hat statt des Glases dünn geschabte Hornplatten, und gehört dem späten Mittelalter an, worauf die Hülsen zum Aufsteken der Kerzen und einige andere Verzierungen hindeuten. Sie soll 1519 das Sterbezimmer des „letzten Ritters“, Kaiser Max I., in der Burg zu Wels erhellt haben, und stammt aus dem Rathhouse der Stadt Wels.

Im Palas befanden sich neben dem Rittersaale und im oberen Stockwerke verschiedene Zimmer, von denen einige durch Kamine, später Oefen heizbar waren, und die grösseren Kemnaten, die kleineren Gadern hießen. In ihnen wohnten der Burgherr mit seiner Familie, zuweilen auch seine Verwandten und jene Gäste, welche besonders angenehm waren, oder die man mit Auszeichnung behandeln wollte.

Die in der nächsten Nachbarschaft des Rittersaales gelegenen Zimmer wurden sorgfältiger als die anderen ausgestattet und desto reicher, je vornehmer die Burg war. Sie waren zuweilen gewölbt, und das Gewölbe mit verzierten Schlusssteinen, an welchen oft das Hauswappen angebracht war, geschmückt. Hatten diese Gemächer eine flache Decke, so waren nicht selten die Wände und der Plafond getäfelt. In späterer Zeit wurden diese Täfelungen mit ziemlich vertieften

Laterne.

Wohnzimmer
im Palas.Ihre Aus-
stattung.



(Fig. 79.)

Kassetirungen überzogen, und manchmal in verschiedenen Farben illuminiert und im Innern mit Vergoldungen geziert. Teppiche bedeckten die Wände ringsum, namentlich wenn diese glatt waren, und desgleichen den Fussboden; sie hingen auch vor den Thüren und an Ringen oder drehbaren Stangen befestiget vor den Fenstern, um die Zugluft oder die Sonnenstrahlen abzuhalten; Blumen und allerlei Wohlgerüche durchdufteten das Zimmer. Weiter hatte die Kemnate ein reichausgestattetes Bett, einen Tisch, Kleiderschrank oder Truhe und ein erhöhtes offenes Gestell für die Geräthe des Bedarfes, Luxus und der Toilette. Vor dem Kamine stand eine Bank mit oder ohne Lehne und natürlich nie der Kissen ermangelnd.

Der Schrank und die Truhe gehörten zu den Hauptstücken des Schrank und mittelalterlichen Hausmobilars; leider sind nur wenige aus jener Zeit erhalten.

Truhe.

Die Schränke waren gewöhnlich von grossem Umfange und wurden aus Eichenholz, später, besonders im südlichen Deutschland, aus verschiedenen Holzarten mit theilweise angewandter Bemalung verfertiget, und hatten in allen ihren Theilen eine reiche eingelegte oder geschnitzte ornamentale Ausstattung. Die Flügelthüren waren entweder mit Wappen, deren Helmschmuck gleich dem Laubwerke den ganzen Grund umrankte, oder mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte, aber auch des gewöhnlichen Lebens geschmückt. Die ebenfalls verzierten Beschläge bestanden aus verzинntem Eisen.

Die Truhen waren gewöhnlich aus Buchenholz und an der

Vorderseite mit Schnitzwerk oder verschiedenfarbigen Holzeinlagen, grossem Schlosse und verziertem Schlossbleche versehen. (Fig. 80.) Sie standen auch auf Füssen, die durchbrochenes Masswerk hatten. In manchen fanden sich im Inneren mehrere Abtheilungen mit verschiedenen Holzeinlagen. Diese Truhen bildeten den Aufbewahrungs-ort von werthvollerem



(Fig. 80.)

Sachen: Leinwand, Silbergeräthe, Geld, Werkzeuge, Rüstungen, Waffen und Anderes.

Bett. Das prachtvollste Stück des Hausgeräthes war das Bett. Ein reiches kostbares Bett war ein Schmuck des Hauses, wie eben sowohl eine Ehre für den Gast.

Die Bettstatt, welche man den Bettstall nannte, war hoch, sehr geräumig, fest und schwer gebaut und bei einschläferigem Ehelager 6 Fuss breit. In ihrem Holzgestelle, mit reichem Schnitzwerke versehen, war sie mit einem viereckigen Himmel überdeckt, der von oben an Stangen schwebend gehalten und zuweilen bemalt war. Von seinen Rändern hingen Gardinen von kostbarster Art und reicher eingewirkter Musterung oder Stickerei herab, mit denen man die Bettstatt ganz umschliessen konnte, gewöhnlich aber waren sie aufgezogen und aufgebunden. An der Seite der hohen Bettstatt oder an ihrem Fussende stand eine mit Polstern, Decken oder seidenen Tüchern belegte, niedrige Bank; vor ihr war ein Teppich ausgebreitet. Hier liess man sich entschuhlen und entkleiden.

Das Bett selber war niedrig und seine Bestandtheile ebenfalls reich. Zu unterst lag ein Federbett (Pflumit), darüber eine gesteppte seidene Decke (Kulter), auf ihr weisse leinene Tücher (Leilachen oder das linde Wat). Unter dem Kopfe lag ein runder Pfuhl und ein feines weiches Kopfkissen (Wanckissen, Orkissen). Zur Bedeckung des Schlafenden diente eine genähite, dicke Wolldecke, oft aus mehrfachen Tuchlagen zusammengesetzt (Deckellachen), oder ein reicher Pelz, oder auch der eigene Mantel. Es kam vor, dass die Dame des Hauses ihren Mantel dazu schickte. Pflumit und Kulter liebte man grün, beim Deckellachen wählte man gerne die rothe Farbe und zum Ueberzuge für alle drei Seidenstoffe, ja sogar Sammt. Das Bett, namentlich jenes der Damen, wurde parfümirt, Polster und Decken und besonders das Kopfkissen mit Rosen- und Lavendelwasser besprengt. Das Brautbett bestreute man mit Rosen, den Blumen der Verschwiegenheit. Im früheren Mittelalter legte man sich mit dem Unterkleide, dem Hemde, zu Bette. Im XIV. und XV. Jahrhunderte jedoch ward es Sitte, ganz nackt das Bett zu besteigen, wie aus zahlreichen Bildern zu schliessen ist. Wenigstens die Nacktheit des Oberkörpers ist deutlich daraus zu erkennen. Als Schlafrock diente entweder ein Mantel oder ein Pelz.

Das Bett wurde gewöhnlich so aufgestellt, dass nur sein Kopfende an die Wand stiess, die Längsseiten aber frei blieben. Waren

in einem Gemache zwei Betten, dann standen sie so, dass zwischen ihnen ein Raum oder ein Gässchen sich bildete, welches man durch einen Vorhang abschliessen konnte. Nicht immer schliefen der Herr und seine Frau in einem Bette oder in einem Zimmer, namentlich dann nicht, wenn die Frau, wie es in grossen Burgen vorkam, ihr eigenes Haus bewohnte.

Es gab noch Ruhebetten, die auch zum Sitzen dienten. Sie waren nicht so vollständig, wie die Schlafbetten, denn der Pfuhl und die obere Decke fehlten, die unteren Schichten jedoch waren dieselben. Das Ruhebett lag gewöhnlich auf einer Bank an der Wand und hatte sodann ein Rücklachen. Uebrigens diente auch das grosse Bett als Ruhesitz. Bei grossen Zudrang von Gästen bereitete man das Bett auf blosser Erde.

Unter den kostbar eingerichteten Kemnaten einer vornehmen Zimmer der
Burgfrau. Burg war das Zimmer der Burgfrau (nach alter Ausdruckweise ihr „Heimliche“, nach heutiger Benennung ihr Boudoir) am reichsten ausgestattet. Die Frauengemächer befanden sich gewöhnlich im oberen Stockwerke.

Nebst dem bereits erwähnten Mobilar befand sich im Gemache der Burgfrau noch ein Heiligenbild oder ein Flügelaltärchen mit einem Betschemmel und ein Weihbrunnkessel, der gewöhnlich auch im Saale und in den anderen Zimmern angebracht war. So auch eine Wasser- oder Sanduhr, die bis in das XVII. Jahrhundert hinein unentbehrlich war und zu den nie fehlenden Zimmergeräthen gehörte, Noch die berühmten Astronomen des genannten Jahrhundertes, Brahe und Keppler, bedienten sich bei ihren Beobachtungen der Sanduhren.

Ferner fand man im Frauengemache jene schönen Schaugeräthe, Schmuck- und Geldkästchen und allerlei Geschmeide, welche die im Mittelalter so vollkommene Goldschmiedekunst vereint mit der Emaillir- und Steinschneidekunst, gravirend, ciselirend und treibend in ausgezeichneter Weise hervorbrachten. Die Kästchen bestanden in der ältesten Zeit aus Elfenbein, mit Ornamenten oder Reliefs bedeckt. Dieser kostbare Stoff wurde jedoch allmählich durch feine geschnitzte Holzarten, und das Schnitzwerk wieder durch reich verzierte Eisenbeschläge, die das ganze bedeckten, verdrängt. Im XIV. Jahrhunderte legte man die Kästchen mit farbigen Hölzern aus; die geschnitzten wurden mitunter bemalt und nach und nach erhielt die Ausstattung mit Malerei die Oberhand. Sie zeigte Darstellungen aus der heiligen und profanen Geschichte, aus der Mythologie und Liebesscenen.

Häufig wurden die Kästchen durch weibliche Hände mit Stickereien, Flittern, künstlichen Blumen geschmückt. Es gab auch welche von gepresstem, herausgetriebenem Leder oder mit hineingeschnittenen Zeichnungen.

Zu den Gegenständen, welche in keinem Damenzimmer fehlten, gehörte ferner der Spiegel. Er war klein, rund und von geschliffenem Metall. Gläserne Spiegel, die hinten mit Blei belegt waren, zählten zu den grössten Seltenheiten. Die Spiegel wurden ihrer Kostbarkeit wegen; und weil sie auch zur Damentoilette gehörten, in Kapseln gefasst, welche auf ihren Deckeln geschnitzte Darstellungen aus dem Leben der Frauen, namentlich Minnenhöfe, erstürmte Minnenburgen u. dgl. trugen.

Auch Bücher, heiligen und profanen Inhaltes, sowohl in Schrift als auch in Einband mehr oder weniger prachtvoll ausgestattet, lagen auf dem Tische der vornehmen Burgfrau. Die ritterlich-romantische Literatur blühte besonders in den Zeiten der Kreuzzüge und der Hohenstaufen, im XII. und XIII. Jahrhunderte, verfiel im XIV., flackerte aber im XV. wieder auf und war reich an epischen, lyrischen und didaktischen Dichtungen. Sie hatte ihre eigentliche Heimat in den grossen Herrenburgen, und wurde besonders von den Frauen begünstigt, die damals in der Kunst des Lesens einen bedeutenden Vorsprung vor den Männern hatten.

Im mittelalterlichen Damenzimmer fand man auch eine Harfe oder Lyra (Rotte, Fiedel), denn der Unterricht in der Musik gehörte zur feinen Mädchenerziehung, und das Singen der jungen Damen war damals ebenso ein Gegenstand des Begehrens und der Eitelkeit, wie heute. Endlich erfreuten sich die Damen in ihren Zimmern an Singvögeln, sprechenden Staren und kleinen abgerichteten Hunden. Mancher Pilger brachte schon einen Papagei oder Affen mit.

Ueber den Beruf und die Beschäftigung der Burgfrau wird später gesprochen werden.

Balkon. Die Annehmlichkeit des Aufenthaltes im Damenzimmer wurde in manchen Fällen noch durch einen Balkon (Line) erhöht, wo die Frauen dann die Aussicht geniessend, auch mit ihren Arbeiten beschäftigt, einen grossen Theil der schönen Tage zubrachten. Der Aufenthalt am Fenster oder auf dem Balkon war auch deshalb bei den Damen im Mittelalter so beliebt, weil sie von da am besten die Dinge beobachten konnten, welche sich unten im Thale, oder auf der nahen oder fernen Strasse zutrugen. Das monotone Leben in

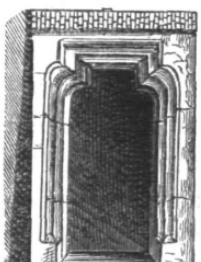
einer Burg machte ihre Bewohner geneigt, in jeder Kleinigkeit ein Ereigniss zu sehen, aus Allem etwas zu machen und ein Mittel zur Zerstreuung darin zu finden. Wie freudig blickte ihr Auge, wenn es einen Fremden herankommen sah. Er brachte ja Neues aus der Welt in die einsamen Mauern. Es gab was zu erzählen, zu reden und zu besprechen, woran die Unterhaltung noch zehren konnte, wenn sich hinter dem Abreisenden das Thor wieder geschlossen hatte. Auf dem Balkone schützte man sich gegen Wind und Sonne durch aufgespannte Teppiche. In der guten Jahreszeit wurde die Thüre, welche von dem Zimmer nach dem Balkon führte, erst gegen Abend geschlossen.

Manchmal war auch in dem obersten Stockwerke des Palas Gallerie. eine hölzerne und gedeckte Gallerie mit offenen Arkaden, die sich längs der der freien Gegend zugewandten Aussenseite hinzog. Diese Gallerie (die Lieve oder Loube) bot dem Burgherrn und seiner Familie während der warmen Jahreszeit ein angenehmes Plätzchen, wo sie die freie Luft geniessen konnten. Hier speiste man auch im Sommer, obgleich der Raum, den die Gallerie gewährte, nicht gerade zu gross war.

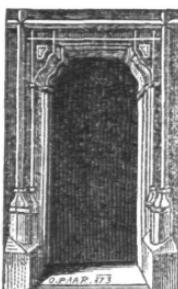
Wo die Gallerie angebracht war, diente sie zugleich zur Verbindung zwischen den im obersten Stockwerke befindlichen Zimmern. Sonst aber musste man gewöhnlich durch die Gemächer von einem in's andere gehen. Geschlossene Mauergänge, Korridore mit Thüren zu den Zimmern in einer Etage findet man selten, weil der Raum für die Gemächer in der Regel spärlich zugemessen war. Wo sie vorkamen, waren sie eng und der Burghofseite zugekehrt. Die Kommunikation zwischen den Stockwerken wurde durch schmalüberwölbte, in der Dicke der Mauer angebrachte Treppen vermittelt.

Die Thüren (Fig. 81—84) waren in früheren Zeiten klein, um bei der Oeffnung derselben auf den rauhen Berghöhlen und zur Winterszeit der Kälte weniger Eintritt zu gestatten. Sie hatten gewöhnlich eine rechteckige Form, einfache steinerne Thürgewände, welche zuweilen vertiefte Streifen abwechselnd mit vorstehenden Stäben aufzuweisen hatten. Sind die Thüren in den Ecken mit kleinen Viertelkreisbogen verkröpft, so lässt das auf hohes Alter schliessen. Im XIV. Jahrhunderte bekamen manche ansehnliche Gebäude und Zimmer Thüröffnungen mit spitzbogenförmiger Bedeckung, doch blieb der horizontale Sturz vorherrschend. Die Gliederung der Thürüberdeckung mit Stabwerk und Hohlkehlen pflegte der Gliederung der Thürgewände zu entsprechen,

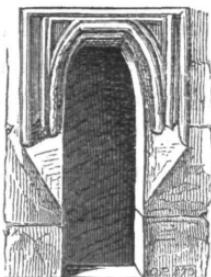
und durchschlingt oder durchkreuzt sich in der Spitze des Deckbogens oder in den Winkeln des Sturzes. Dieser ruhte hin und wieder auf grossen Konsolen, die aus mehreren Steinen gebildet in meist einfachem Profil hervortraten. Im XV. Jahrhunderte kommt als obere Bedeckung der Thüre der Kleeblattbogen vor, dessen mittlerer Theil gegen das Ende des XV. Jahrhundertes als sogenannter Eselsrücken aufwärts geschweift ist. Die baumastähnlichen, gothischen Zierathen am Thürsturze deuten ebenfalls auf das Ende des Mittelalters hin.



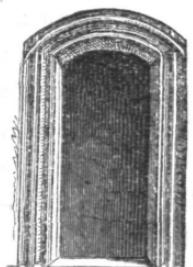
(Fig. 81.)



(Fig. 82.)



(Fig. 83.)

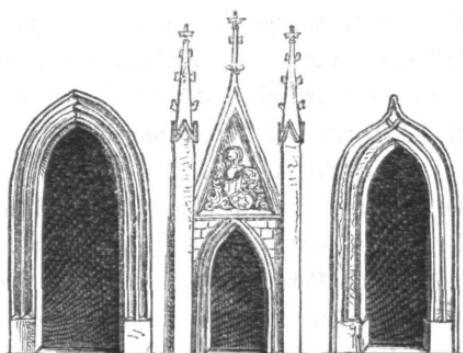


(Fig. 84.)

Die Eingangsthüre oder das Portal des Palas war im späteren Mittelalter zuweilen mit einem mehr oder weniger reichen Ziergiebel überdeckt. (Fig. 85.) In Schaunberg geht die Gliederung der Seitenwände am Portal ohne ein trennendes Glied, Kapitälchen, unmittelbar in den Deckbogen über und bildet somit ein ungebrochenes, mit Stabwerk und Hohlkehlen reich gegliedertes Ganzes aus.

Thürflügel.

Die Thüröffnung wurde gewöhnlich durch einen, seltener zwei Thürflügel geschlossen. Sie waren von Eichen- oder Nussbaumholz, manchmal mit ornamentalen und figuralen Skulpturen versehen, und entweder blos mit Wachs gebohnt, oder wie bereits erwähnt, bemalt.



(Fig. 85.)

In der ersten Zeit spielte das Eisen dabei noch eine untergeordnete Rolle; es beschränkte sich auf die Thürbänder, welche auf den Flügel genagelt und auf die Angeln, Haspen oder Hacken gehängt, die Bewegung des Thürflügels vermittelten. Als jedoch im XII. Jahrhunderte das Schmiedehandwerk seinen Aufschwung nahm, und die Thüren meistens aus senkrechten Bohlen zusammengefügt

Thür-
beschlag.

(Fig. 86.)

wurden, legte sich bald über sie entweder ein ganzes Netz ornamental behandelten Eisens, oder seit dem XIII. Jahrhunderte horizontale Schienen als Bänder mit ornamentalen Ausläufern, welche die Thürflügel nicht nur trugen, sondern auch zusammenhielten und stärkten. (Fig. 86.)

Diese Bänder bestanden fast ohne Ausnahme aus einem festen Mittelstabe, der manchmal reich durchbrochen war, und von dem aus sich dann dekorativ Ranken und Laubwerk über die Fläche der Thür verbreiteten. Nebstdem war seit dem XIV. Jahrhunderte auf der Thüre zuweilen noch eine Anzahl von ornamentalen Beschlagtheilen aufgelegt, die sich den Tragbändern und ihren Ausläufern anfügten, um die Oberfläche des Holzwerkes gleichmässig zu bedecken. (Fig. 87.)

Ferner belegte man die Holzthüre mit sich kreuzenden Eisen-schienen. Dadurch entstanden aneinander gereihte Felder, welche entweder bemalt, oder mit Ranken, Masswerk, Wappen und heraldischen Figuren geziert wurden. Auch die Nägel bekamen eine schöne Form. Damit das Eisenbeschläge noch mehr von der hölzernen Thür absteche und vor Rost bewahrt werde, wandte man dabei gerne Verzinnung oder Vergoldung an. (Fig. 88.)

Thürschloss.

An dem Thürschlosse war die Platte oder das Schlossblech nach hinten erweitert, in Schlangenlinien ausgeschweift, mit gravirtem Blattwerke und gothischen Verzierungen versehen, oder mit Masswerk durchbrochen. Der Mechanismus des Schlosses, gewöhnlich in die Stärke des Holzes eingelassen, war dem Auge nicht sichtbar, seltener lag er auf der inneren Seite des Zimmers bloss, und wurde, um ihn vor Staub und Schmutz zu schützen, erst im XVI. Jahrhunderte mit einem Kasten aus Blech umgeben.

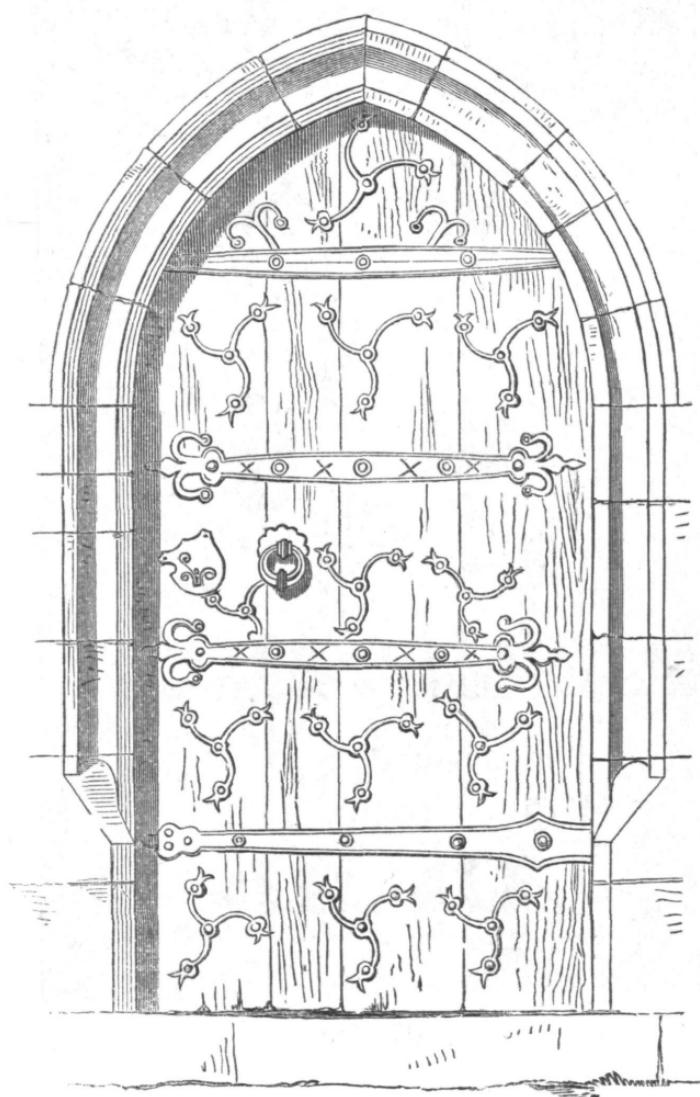
Schlüssel- loch.

Das Loch an den Thürschlössern war unten und auf den beiden Seiten von einem vorspringenden Eisenstabe umgeben, und zwar deshalb, dass man leicht im Dunkeln das Schlüsselloch finden konnte.

Schlüssel- schild.

Auf der Seite der Thür, wo das Schloss und dessen Platte nicht sichtbar war, wurde ein Schlüsselblech angebracht, um den Punkt bemerklich zu machen, wo der Schlüssel eingesteckt werden sollte, und um das Holz zu schützen, welches sich sonst rings um das Schlüsselloch abgestossen hätte. Dieses Schlüsselblech hatte bei kleineren Thüren die Form eines senkrecht stehenden, dreieckigen Schildes, oder einer schräg stehenden Tartsche, d. i. des vom XV. bis XVI. Jahrhunderte gebräuchlichen, auf der rechten Seite mit einem

Ausschnitte für die Lanze versehenen Schildes. Andere Formen, z. B. des Kleeblattes, eines Halbmondes sind nachmittelalterlich. Auch hier wurden unten und an den Seiten des Schlüsselloches Eisenstäbchen angebracht, die in Ranken ausliefen, aber keine reiche Ornamentik entwickelten, weil der Raum zu gering war. Bei grösseren Thüren kommt die Form der nach oben und unten breiter werdenden,

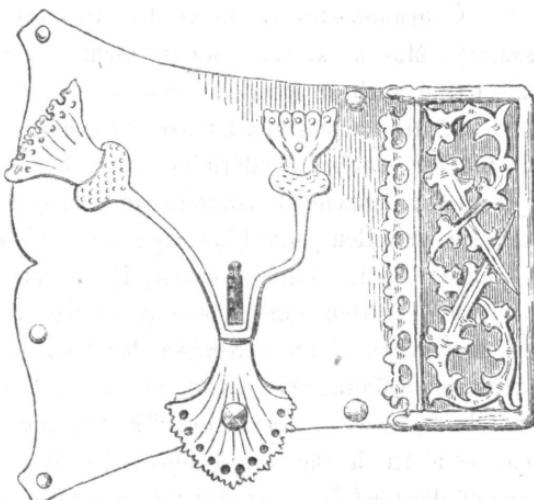


(Fig. 87.)

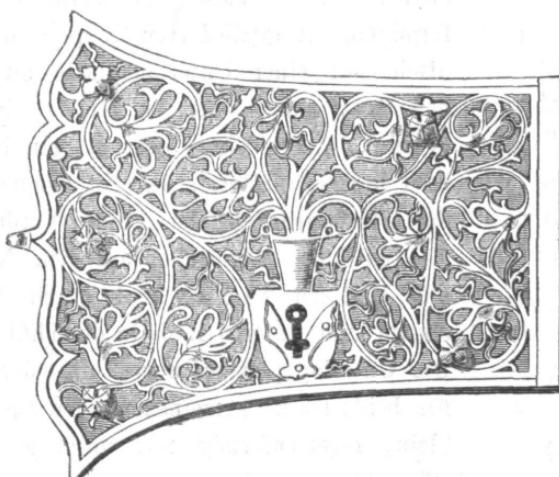


(Fig. 88.)

bisweilen auch geschweifte Vierecke vor, welche mannigfaltig verziert waren. (Fig. 89, 90.)



(Fig. 89.)



(Fig. 90.)

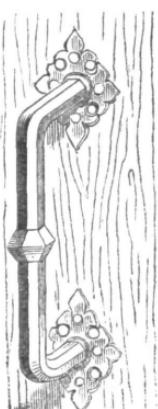
Die Schlüssel des XII. und XIII. Jahrhundertes zeigen fast alle einen runden, hohlen Stiel, oben einen verhältnissmässig kleinen Ring und einen dünnen, fast quadratischen Bart mit verschiedenen senkrechten und horizontalen Einschnitten. Im XIV. Jahrhunderte nimmt der Griff am oberen Ende des Stieles, der häufig hohl und viereckig wird, die Gestalt eines über die Diagonale gestellten Quadrates an mit drei Ausläufen. Im Barte kommen statt des einfachen, häufigerhacken- und kreuzförmige Einschnitte vor. Mit dem

Schlusse des XV. Jahrhundertes erscheint der Griff oft in Dreipassform, auch sonstige Masswerkformen waren nicht selten. Abermals runde und ovale Griffe auch in Herzform und grösserer Komplikation im Barte deuten auf die nachmittelalterliche Zeit hin.

Thürklopfer.

Die Thürklopfer waren herzförmige oder hohle, runde, oft durchbrochene Wulste, manchmal ringförmige oder gekreuzte Aeste. Man schmückte sie zuweilen mit Eidechsen oder allerlei Figuren, die oben auf ihnen lagen. Immer waren die Klopfer am unteren Ende sehr stark und hatten einen nach rückwärts vorspringenden Knopf, welchen man gegen einen festen, in der Thür gewöhnlich auf einer Unterlagsplatte befindlichen Knopf anschlug. Diese Klopfer dienten auch als bewegliche Ziehgriffe der Thüren. Sie wurden nicht nur aus Eisen, sondern häufig von Bronze oder Messing gegossen, und erhielten dann die Gestalt eines Hundes, eines Menschen u. s. w.

Thürzieher.



(Fig. 91.)

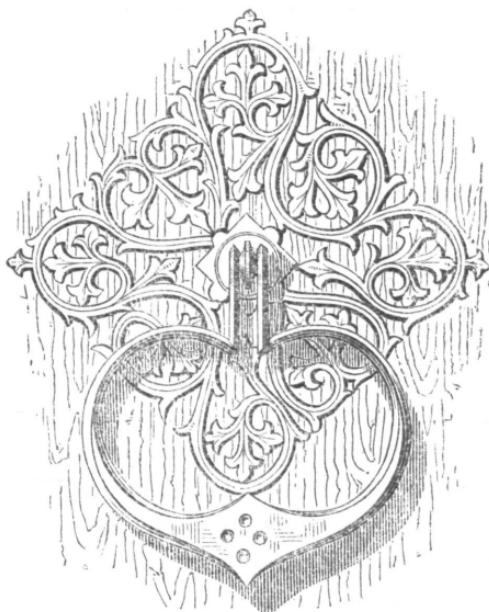
Unterlags-
platten.

Der Thürgriff oder Thürzieher von Eisen und gewöhnlich feststehend hatte bald die Form eines kugelförmigen, oft gegliederten Knopfes, der an einem Stiele auf einer Unterlagsplatte an der Thüre befestigt war, oder er stellte sich als ein grosser, ovaler Ring, oder als ein bald halber, bald hohler, glatter, senkrechtstehender Cylinder dar. Er wurde auf der glatten Vorderfläche mit Ranken oder Masswerk, auf den Nebenkanten mit Blättern besetzt, und durch Dornen am oberen und unteren Ende in die Thüre befestigt. Die Unterlagsplatten waren entweder gross und für beide Dorne gemeinsam, oder sie legten sich klein, rosettenförmig nur unter je einen Dorn. (Fig. 91.)

Die Unterlagsplatten für die Thürklopfer und Thürzieher waren rund, oblong, diagonal gestellte Quadrate (Fig. 92), mehreckig in Form eines Vierpasses, in Ranken, oder oben in eine Krone oder Spitze mit einem Wappenschild auslaufend. Ihre Fläche wurde mit zartem, elegantem Rankenwerk oder mit gotischem Masswerk, welches oft durchbrochen war, verziert, der Rand zinnenartig ausgearbeitet oder mit Blättern besetzt.

Erdgeschoss
des Palas.

Im Erdgeschosse des Palas, welches in der Regel gewölbt war, und an dessen Hofseite die Gräde oder die Wendeltreppe in die Höhe führte, befanden sich gewöhnlich die Keller, zuweilen auch



(Fig. 92.)

ein Gefängniss oder die Schlafräume für die Dienerschaft, seltener die Küche und Backstube. Diese Räume waren nicht immer geplattet, sondern hatten oft eine natürliche Pflasterung durch den gebohrten Felsen.

Der Palas war auf seiner Höhe zur vertikalen Vertheidigung eingerichtet. Die bereits erwähnte hölzerne Gallerie im obersten Stockwerke (Neuhaus) wurde in der Belagerungszeit dazu benutzt, um auf den heranstürmenden Feind Steine, Balken und andere Projektilien zu schleudern. Dann war mancher Palas, wie ebenfalls schon gesagt worden ist, mit Friesbögen oder Maschikulis, mit Erkerthürmchen an seinen Ecken, oder mit einer Zinnenkrönung versehen. So in den oberösterreichischen Burgen Kremseck, Klingenberg, Piberstein, Pührnstein, Seisenburg, Spielberg, Stauf, Thumb, Waldenfels, Windeck.

hatte der Palas einen Gang nach der Hofseite zu, manchmal nur in der Dicke der Mauer, so war dieser vorzüglich deshalb angebracht worden, um ihn mit Vertheidigungsmannschaft zu besetzen, wenn der eingedrungene Feind vom Burghofe aus den Palas angriff.

Im Erdgeschoß waren Schiessscharten angebracht, zu deren Brüstung oft einige Stufen hinaufführten. Diese Stufenscharten hatten zum Zwecke, den Vertheidiger nach Abgabe seines Geschosses schnell in die tiefer gelegenen Räume hinabzuführen, weil in den in früherer Zeit sehr schmalen Schartennischen ein Ausweichen zur Seite und somit eine andere Deckung des Schützen nicht möglich war. Diese Einrichtung bei niedrig angebrachten Scharten fast allgemein eingeführt, erhielt sich bis in die Zeiten der Kreuzzüge, wo der vorherrschende Gebrauch der Armbrust die Schartennischen erweiterte.

Fortifikatorische Anordnungen am Palas.

Nebst dem Palas hatte jede bedeutendere Burg in ihrer innersten Abtheilung noch einige andere Wohn- und sonstige Unterkunftsgebäude, die jedoch sowohl der Zahl, als der äusseren Ausstattung und inneren Einrichtung nach sehr verschieden waren. Darüber entschied die Bestimmung der Burg, der Stand und Reichthum ihres Besitzers, die Bedürfnisse der Bewohner und der vorhandene Raum.

d) Kapelle.

Zu den Gebäuden, welche in keiner Burg von irgend einer Bedeutung fehlen durften, gehörte vor allem die Kapelle.

Lage. Sie befand sich gewöhnlich in der Hauptburg, und zwar im Palas in der Nähe des Saales, entweder als förmliche Kapelle, wie in Oberwallsee, oder als Erkerkapelle. Auch im Bergfried, und da gewöhnlich im ersten Stocke; oder über der Hauptthorhalle, namentlich im XII. Jahrhunderte; endlich an die Ringmauer angebaut, wie in Spielberg und Schaunberg, wo deren interessante Reste auf die spätere gothische Bauzeit hinweisen. In mancher Burg war die Kapelle in einem der Hofräume des Zwingers oder auch ganz ausserhalb der Umfassung, mit der sie dann gewöhnlich durch einen Mauergang verbunden war. Da ihr Altar stets gegen Osten oder Süden gerichtet wurde, so war sie nur von Westen oder Norden zugänglich, und demnach nie an die westliche oder nördliche Umfassung des Hofraumes angefügt. Glockenthürmchen kamen hie und da schon in früher Zeit vor.

Doppel-Kapelle. In einigen Burgen standen Doppelkapellen, nämlich zwei über-einander gebaute Kapellen. Die gewölbte oder aus Holz gebildete Decke der unteren Kapelle diente zugleich als Fussboden der oberen Kapelle, und hatte eine Oeffnung, durch welche beide in Verbindung gebracht waren. Die Ursache dieser Bauanlage wird verschieden angegeben. Die Einen meinen, dass, weil der beschränkte Raum der Burg nicht gestattete, der Kapelle einen der Anzahl der Burgbewohner entsprechenden Platz anzuweisen, die obere Kapelle für den Burgherrn und seine nächste Umgebung, die untere für die übrigen Burgbewohner bestimmt war, welche durch die Verbindungsöffnung an dem oben abgehaltenen Gottesdienste Theil nehmen konnten. Andere behaupten wieder, dass die untere Kapelle die Grabstätte enthielt und dem Todtenkirchendienste gewidmet war, während in der oberen der tägliche Gottesdienst abgehalten wurde.

Die Kapelle, in welcher täglich die Messe celebriert wurde, war Beschaffenheit. dem zur Zeit ihrer Errichtung üblichen Kirchenbaustyl gemäss angelegt und ornamentirt; reicher, wenn sie als einzelnstehendes Gebäude ausgeführt war; einfacher, wenn sie in einem der Baue, wie es eben anging, untergebracht wurde. Mehr oder weniger wurde dann ihre Lage durch die äussere Architektur angedeutet, durch ausgesuchteres Materiale, durch vorzüglichere Bauarbeit, reiche Gesimsgliederungen, sorgfältige Steinarbeit an den Fensteröffnungen, durch einen Chorerker u. s. w. Einen vorzüglichen Schmuck der Kapellen bildeten in späterer Zeit die zierlichen Fensterrosen in Glasgemälden. An der Seite des Altars, im XV. Jahrhunderte gewöhnlich eines geschnitzten, bemalten und mit Relief versehenen Flügelaltares, befanden sich in der Mauer kleine, mehr oder weniger verzierte Nischen, die als verschliessbare Sakramenthäuschen, oder als Behälter für die heiligen Geräthe dienten. Endlich pflegte die Kapelle mit einigen Heiligenstatuen, Leuchtern, Lampen, später auch mit Wandgemälden und bisweilen mit einer oder zwei Reihen von Betstühlen versehen zu sein. Als Fussböden kommen schon in älterer Zeit Steinplatten vor. An den Ruinen der Burgkapelle in Schaunberg erkennt man, dass ihre Gewölberippen sammt den Konsolen und deren Figuren farbigen Schmuck hatten, und diess lässt schliessen, dass auch die Gewölkappchen bemalt waren.

Der Burgkaplan nahm unter den Burgbewohnern eine sehr Burgkaplan. wichtige Stellung ein. Er war fast allein nicht nur des Lesens, sondern auch des Schreibens kundig, besorgte die Korrespondenz, empfing die Briefe, las sie dem Burgherrn vor, beantwortete sie und hatte die Obhut über das Archiv. Er unterrichtete die Kinder in Religionsgegenständen, selten im Lesen, fast nie im Schreiben, weil man es nicht verlangte, und trieb oft die Heilkunde. Lange Zeit waren es besonders Geistliche, welche mit der Medizin sich eingehend beschäftigten; neben ihnen treten nicht selten Juden als Aerzte auf. Der Burgkaplan war somit in seiner Eigenschaft als Priester Rath der Familie, Erzieher, Sekretär, Geschäftsträger und Notar, den man auch mit diplomatischen Sendungen betraute, und als Arzt eine gesuchte Persönlichkeit, die für die Kultur in den entlegenen und isolirten Burgen nicht wenig beitrug.

e) Weiberhaus.

In grösseren Burgen, besonders in Dynastensitzen, geschah es Wohnstätte der Frauen. nicht selten, dass man, wenn der Raum es gestattete, ein eigenes

Gebäude für die Frauen erbaute, welches Weiberhaus hiess, in der Anlage dem Palas ziemlich ähnlich war, und mit ihm gewöhnlich in Verbindung stand.

Hier wohnte die Burgfrau mit ihren Kindern und nächsten weiblichen Angehörigen; hier hatten auch die Damen des Hofstaates, die je vornehmer die Burgfrau, desto zahlreicher waren, ihre Zimmer; hier wurden die zu Besuch angekommenen Damen gepflegt und zu den verschiedenen geselligen Vergnügungen angekleidet.

Arbeitssaal.

Im Saale des Weiberhauses wurden die verschiedenen weiblichen Arbeiten verrichtet. Es wurde das Garn gesponnen, aufgewunden und an dem Webstuhle zur Leinwand verarbeitet, die schon seit der frühesten Zeit der Ruhm und Stolz der deutschen Frauen war. Hier arbeitete man an jenen kunstvollen Wollwebereien und Stickereien, die später entweder als Teppiche den Palassaal und die besseren Zimmer oder die Kirchen, und als Kleidungsstoff oder Bänder und Borten die Prunkgewänder oder Kirchenkleider schmückten. In diesem Saale wurden die Kleidungsstücke für die Burgbewohner zugeschnitten und genäht, und auch manchmal das Mahlen mit der Handmühle betrieben. Die im Saale arbeitenden Dienerinnen schliefen auch daselbst auf mit Pflumit und Kissen belegten Bänken.

Unterhaltungsort.

Der Saal im Weiberhause war aber nicht nur eine Fabrikshalle, sondern es amüsirten sich hier auch die Töchter des Hauses, wenn ihre Gegenwart im Rittersaale bei Gesellschaften nicht erheischt wurde, mit den anderen Jungfrauen ihres Standes, oder mit ihren Gespielinnen und vertrauten Dienerinnen. Hier erzählten sie sich des Abends am Kamine sitzend, die Abenteuer der fahrenden Ritter.

f) Die übrigen baulichen Einrichtungen.

Ander- weiteige Wohnzim- mer und Kammern.

Oft reichten die im Palas und Weiberhaus befindlichen Zimmer und Kammern nicht hin, um allen Bedürfnissen zu genügen. In diesem Falle kamen sie in der Hauptburg auch noch in den Mauertürmen mit der Thür nach dem Zinnengange und im Bergfried vor.

War Raum vorhanden, so wurden in oder an der inneren Ringmauer des Burghofes kleinere, niedere Gebäude erbaut. Sie hatten gewöhnlich nicht hohe Dächer. Die Fenster waren in der Regel nur nach dem Hofraume zu angebracht; nach aussen aber hatten die Wände höchstens Schiessscharten oder gar keine Oeffnungen, wenn nämlich die Lage so günstig war, dass man von dieser Seite keinen Angriff fürchten durfte. War bei Fensteröffnungen ein Schutz gegen

das Einstiegen nöthig, so geschah diess gewöhnlich durch einen einzelnen Stab von Eisen, aus welchem rechts und links, auf- und abwärts gekrümmte, scharfe Zacken hervorgiengen. Diess war durch mehrere Jahrhunderte ein sehr beliebtes Ersatzmittel für feste Fenstergitter.

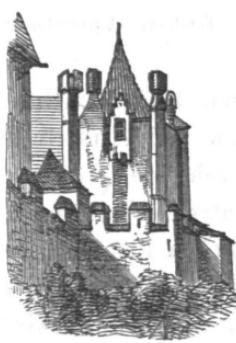
Wo man das Gestein leicht bearbeiten konnte, wurden die Felsen ober und unter der Erde zu Gemächern, Gängen und Treppen, ja zu ganzen Burgen ausgehöhlt. Als nämlich seit der zweiten Hälfte des X. Jahrhundertes der Bergbau immer mehr aufkam, lag die Idee nahe, bei weichem Gestein die nöthigen Räume lieber mit Schlägel und Eisen in den Felsen hineinzuarbeiten, wobei man die Wände so dick lassen konnte, als man sie nöthig erachtete, statt vorerst die Steine zu brechen, diese mehr oder weniger herzurichten, den Kalk hinauf zu schaffen und die Mauern an den Fels anzulehnen oder sie darauf zu stellen.

Die Wohnräume, welche für die niederen Dienstleute bestimmt waren, hatten eine sehr einfache Einrichtung: Bettstellen mit Heu und Stroh gefüllt und mit Thierfellen überdeckt, Truhen, Stellagen und Nischen für das verschiedene Geschirr und Geräthe, wozu noch Hacken zum Aufhängen von allerlei Sachen kamen.

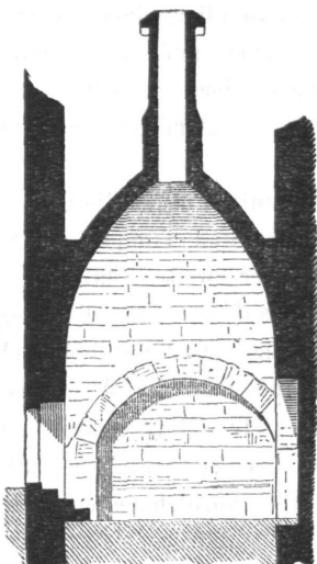
Zur Umschliessung des Hauptburghofes gehörte gewöhnlich die Küche. Sie erscheint in der Regel als ein besonderes Haus mit hohen Schornsteinen, oder als ein grosses pyramidales Gewölbe. Sie war ebenerdig und bestand gewöhnlich aus einem viereckigen Raume, mit Nischen an den Wänden und einem Fussboden von Estrich. In Folge der üblichen Anordnung eines ungeheuren, von Holzverschwendung zeugenden Feuerherdes in Mitte des Raumes, war ein hohes, gewöhnlich nach oben zu sich verengendes Gewölbe bedingt, dessen

Küche.

Scheitel offen war, und den viereckigen, hohen und einigermassen architektonisch verzierten Rauchschlot trug. (Fig. 94.) Manche Küchen hatten in den vier Winkeln die Oeffnungen für die Schornsteine und noch eine obere Etage, welche als Räucherkammer diente. (Fig. 93.) Wo diess nicht der Fall war, wurde das Fleisch, welches für den Winter geräuchert werden sollte, oben in der Wölbung aufgehängt, da sich an ihr der Rauch hinaufschlängelte. In die Nischen wurden Bretter



(Fig. 93.)



(Fig. 94.)

Kochkunst
und Speisen.

Das ganze Mittelalter hindurch wurden zwei Hauptmahlzeiten gehalten, um 10 Uhr das Frühmahl und um 4 Uhr das Spätmahl.

Die Kochkunst stand auf niederer Stufe, das Essen war demnach einfach und bestand im Sommer aus frischem, im Winter zumeist aus gesalzenem oder geräuchertem Fleische, hauptsächlich aus Rindfleisch, welches in kleinen Streifen geschnitten gewöhnlich in Essigsauce und stark gewürzt gegessen wurde; dann aus Fischen, Mehlspeisen, Eiern, Hülsenfrüchten, Kohl und Obst. Saure und geronnene Milch, Butter und Käse waren beliebte Speisen; so auch Hafer-, Gerste-, Bohnen- und Hirsebrei. Die Herrentafel bot einige Abwechslung durch Geflügel, selbsterlegtes Wild und kleine Vögel, die man auf der Falkenbeize und im Jagdnetze fing. Das Brod war oft hart, weil es nur dann gebacken wurde, wenn der frühere Vorrath zu Ende gieng.

Da man im Allgemeinen nur einen geringen Theil des Grund und Bodens bestellte, mehr Viehzucht trieb und auf Winterfutter wenig bedacht war, so wurde im Spätherbst sehr vieles essbares Vieh geschlachtet und das Fleisch für den Winter geräuchert oder eingesalzen. Der Genuss dieser schwer verdaulichen Fleischspeisen machten den starken Verbrauch von Gewürzen, besonders des Pfeffers erklärlich, und lässt als wohlthätig erscheinen, dass für gewisse Tage und Wochen des Jahres die Enthaltung vom Fleischessen zur

eingeschoben, die als Ständer für Kochgeschirre u. s. w. dienten. Das Kochgeräth bestand meistens nur aus Rost, Spiess und Kessel, Mörser und Formen für Gebäck und Sulzen von verschiedener Grösse. Ausserdem befanden sich in der Küche ringsum Bänke und neben dem Herde Stangen, um durchnässtes Gewand zu trocknen. Zur Beleuchtung dienten Späne auf eisernen Leuchtern und Talglampen. Das Küchenpersonal in grossen Küchen bestand oft nur aus männlicher Dienerschaft. Die Küche bildete den Unterhaltungsort der niederen Burgleute; an sie schloss sich nicht selten eine Gesindestube und stand mit ihr durch eine Thür in Verbindung.

Religionspflicht gemacht war, die auch sehr strenge eingehalten wurde. Fische gehörten zu den beliebtesten Speisen in den Fastenzeiten. Wo sie nicht in hinlänglicher Menge vorhanden waren, namentlich in der Zeit der vierzigtägigen Fasten, mussten die Häringe aushelfen, welche deshalb nächst dem Pfeffer am häufigsten unter den Handelswaaren jener Zeit vorkamen.

Im Mittelalter diente der Pfeffer mitunter als Surrogat für das Geld. Säcke mit Pfeffer wurden an den Höfen zu Geschenken verwendet, Tribute und Zölle wurden damit entrichtet und man benutzte sie auch sonst als Bezahlung. Gegen Ende des XIV. Jahrhundertes kostete in Deutschland das Pfund Pfeffer ebenso viel, als $3\frac{1}{2}$ Scheffel Weizen.

An Feiertagen und bei festlichen Gelegenheiten wurden stark gewürzte Leckerbissen, komplizierte Brühen, in welchen das Fleisch lag, und die oft die Stelle unserer Suppen vertraten, und künstlich geformte Backwerke aufgetragen. Der Begriff von Leckerbissen war damals oft sonderbar; im XIII. Jahrhunderte ass man in den vornehmsten Häusern Reiher, Kraniche, Störche, Schwäne, Raben, Krähen und Geyer, besonders waren die drei erstgenannten beliebt. Pfauen und Fasanen waren eine angesehene Zierde der Tafeln, und Bären- und Hirschfleisch und Aale sehr geschätzt. Seit der zweiten Hälfte des XV. Jahrhundertes hob sich die Kochkunst und zwar zuerst in den reich gewordenen Städten.

Nicht weit von der Küche, im Burghofe, oft in der Nähe der Brunnen und Cisternen. Linde, war in der Regel der Brunnen von oft überraschender Tiefe, oder die Cisterne. Diese war rund, unten trichterförmig erweitert, aus Quadern gebaut und empfing ihr Wasser nicht durch metallene Leitrohren, sondern mittelst steinerner, viereckiger Wasserfänger, in welchen das Regenwasser von den Burgdächern eingehalten hinabfloss. Da es nicht immer möglich war auf den Bergspitzen, welche die Burg trugen, selbst bei tiefen Bohrungen auf Wasser zu stossen, so legte man diese Cisternen an, welche wenigstens für die Zeit der Belagerung, wo man von der Umgegend abgeschnitten war, Wasser lieferten. In Friedenszeiten wurde auf die brunnenlose Burg das Wasser mittelst Frohdienst oder durch Esel hinaufgeschafft.

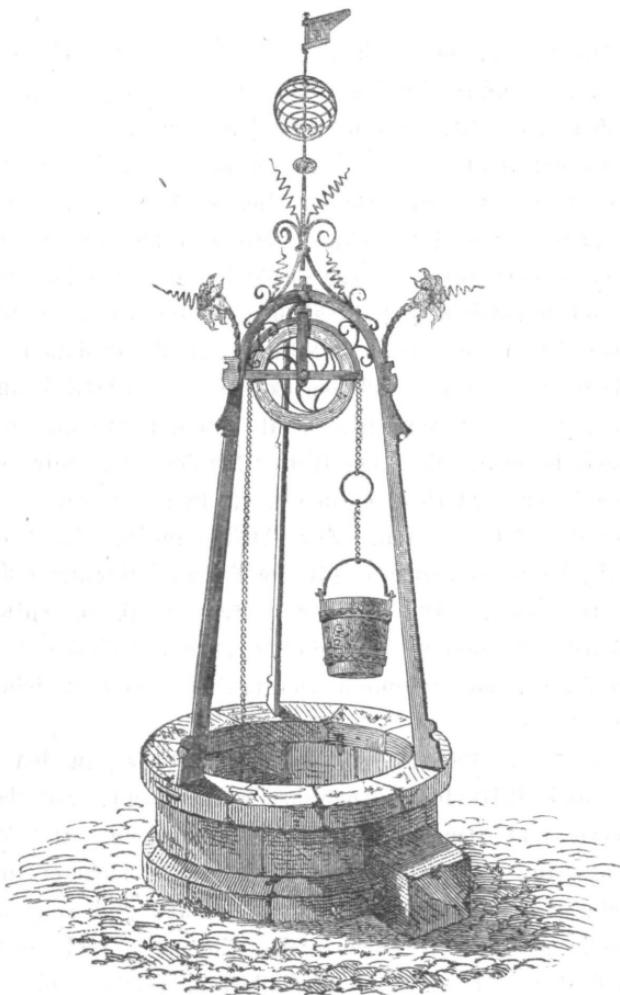
Da das Wasser bei Berennung der Burg von hoher Wichtigkeit war, so wurden die Wasserbehälter zum Schutze gegen die feindlichen Projektilen oft mit einem starken Gewölbe und hin und wieder sogar mit einem Thurme überbaut.

Trat die Quelle nicht in der Burg, wohl aber am Fusse derselben zu Tage, und konnte man sie nicht in die Umfassung ziehen, weil diese sonst zu sehr ausgedehnt worden wäre, so errichtete man über der Quelle einen starken Thurm, verband ihn durch einen auf Bogen ruhenden Gang mit der Burg, und leitete das mittelst eines Rades durch einen Esel auf die Plattform des Thurmes gezogene Wasser in das Innere der Burg. Dieser Thurm nahm auch einen Theil der Burg im Rücken oder Flanke und beherrschte mitunter das Thor der Burg. So in Falkenstein, wo jedoch der Wasserthurm sich nicht am Fusse der Burg, sondern auf dem sie überhöhenden felsigen Angriffsfelde befindet. Man steigt aus dem hohen Eingangsgeschosse auf 30 steinernen Stufen hinab zu der Quelle, welche zierlich in Haustein eingefasst ist, und durch eine unterirdische Leitung mit der Burg in Verbindung stand. Uebrigens konnte man auch das Wasser in alle Stockwerke des Thurmes, welcher mit seinen vielen und tiefen Mauernischen und den in der ungemein starken Mauerdicke angebrachten kleinen Gemächern zur Aufnahme einer grösseren Besatzung eingerichtet war, emporziehen. Zu diesem Zwecke dienten die noch vorhandenen, in den Gewölben der Stockwerke angebrachten, viereckigen Löcher.

Die andersartigen Brunnen und Cisternen waren zum Schöpfen mit an Stangen hängenden Eimern oder mit einem Rade zum Aufwinden vorgerichtet. Um das Rad mit den Eimern anzubringen, musste über den Brunnen ein Gerüst von Eisen oder Holz errichtet werden. Auf einer Einfassung von Stein erhoben sich in der Regel 3 bis 4, oft auch mehrere eiserne Stäbe, welche unter sich durch Bügel verbunden waren, und an deren Vereinigungspunkte in der Mitte alsdann das Rad befestigt war. Wo der Brunnen nicht überwölbt war, wurde oft dieses einfache Eisengerüst in den verschiedensten Formen durch reiche Schmiedearbeit verziert. (Fig. 95.) Pumpwerke sind erst neuen Ursprungs.

Manche Brunnen waren in der halben Tiefe mit unterirdischen Zugängen in Verbindung gesetzt, namentlich wenn sie in den Vorburgen lagen, damit man zu ihnen gelangen konnte, wenn diese Vorwerke in die Gewalt der Feinde gerathen waren.

In jeder Burg befand sich eine Badestube, die Jedermann, selbst dem Gesinde zugänglich war. Das warme Bad gehörte zu den allgemeinen Bedürfnissen des Mittelalters und auf Reinlichkeit des Körpers musste damals um so mehr gesehen werden, als durch die



(Fig. 95.)

heimgekehrten Kreuzfahrer der Aussatz in Europa eingeschleppt worden war. Die Bedienung und Behandlung des Badenden wurde von männlicher und weiblicher Hand besorgt. Er legte seine Gewänder ab, und trat höchstens mit einem Schurze bekleidet, in die heisse Bade-stube. Hier ward er an Rücken, Armen und Beinen mit lauem Wasser bestrichen, dann am ganzen Körper begossen, gerieben, geknetet, zuletzt sein Bart und Haar geschlichtet und wenn nöthig geschnitten. Wurde das Bad im Zimmer in einer Wanne genom-

men, so bestreute man sie, wenn ein vornehmer Guest badete, mit Blumen.

Die Kammern, in welchen werthvolle Gegenstände aufbewahrt wurden, waren ebenfalls in den Gebäuden der Hauptburg.

Vorraths-
kammern.

In den Vorrathskammern befanden sich die Leinen-, Woll-, Seiden- und Pelzkleider in Menge. Es war nämlich vom Burgherrn an bis zum niedrigsten Dienstboten alles zu bekleiden, und bei festlichen Gelegenheiten und vornehmen Besuchen mussten an alle Burgbewohner neue oder gut erhaltene Gewänder ausgefolgt werden. Auch die Gäste und fremden Ritter versah man oft mit Kleidern, namentlich mit leinenen Unterzeug und mit Mänteln, weil sie damals, wo man nur zu Pferde reiste, nicht viel Gepäck bei sich führen konnten, und was sie am Leibe trugen, manchmal von der Rüstung zerscheuert und mit Rost befleckt, oder vom Wetter für den Augenblick unbrauchbar gemacht oder verdorben worden war. Feines Pelzwerk und Seide durfte nur der Adel tragen. Zur Aufbewahrung der Kleider und zugleich als Vorrathskammern für die fertigen Gewandstoffe dienten besondere Gemächer. Die Kleider waren in ihnen entweder auf Pflöcken oder auf Stangen aufgehängt; sehr gewöhnlich war es, sie zusammenzufalten, mit Schnüren zu umwinden und in Schränken zu verwahren.

Die rohen Stoffe mochten in der Vorburg, in den Gebäuden des Vieh- und Reithofes aufbewahrt worden sein, wo Flachs- und Wollkammern und Speicher aller Art Platz hatten. Der Wein aber und die besseren Lebensmittel u. dgl. waren sicherer in den den Burghof einfassenden Gebäuden untergebracht, und zwar nicht blos in den Kellern, sondern auch in den Thürmen, und die trockenen Sachen auf den mit Estrich gepflasterten Dachböden. War die Speisekammer mit der Küche vereinigt, so führten sie den Namen Musshaus.

Rüstkammer.

In der Rüstkammer wurden vorherrschend nur die Waffen für die Mannschaft: Schwerter, Spiesse, Hellebarden, Bogen mit Pfeilen, Armbrüste mit Bolzen, Harnische, Eisenhüte und Eisenkappen und die übrigen Angriffs- und Vertheidigungswaffen, sowie auch die Ballisten untergebracht; seit dem XIV. Jahrhunderte auch einige Feuergeschosse. Die Rüstungen und Waffen der Ritter und Knappen befanden sich gewöhnlich in deren Wohnungen. Die Einrichtung der Rüstkammer bestand aus in der Mauer steckenden Holzpflöcken und einigen einfachen Gerüsten.

Nach Einführung des Pulvers musste noch für eine Pulverkammer gesorgt werden, wobei man aber nicht immer die gehörige Vorsicht beobachtete. Der mächtige oberösterreichische Dynast Friedrich von Walsee wohnte und schlieft auf seinem Schlosse Walsee in einem Zimmer, unter dem sich ein Gewölbe befand, in welchem viel Schiesspulver aufbewahrt wurde. Einer von seinen Dienern warf eine glühende Schnuppe der brennenden Kerze auf den Boden, wodurch sich das Pulver entzündete. Das Gewölbe flog samt dem Schlafzimmer Friedrich's von Walsee in die Luft, und während die Burggenossen im ersten Schrecken entflohen, lag der Unglückliche hilflos unter Trümmern den Flammen preisgegeben und gieng zu Grunde. (1408.)

Pulver-
kammer.

In der Sattelkammer waren die Pferdegeschirre und die Rüstungen für die Schlacht- und Turnierrosse. Sie zeichneten sich oft durch besondere Schönheit aus, und namentlich war das Reitzeug der Damen kunstvoll und kostbar verziert.

Sattel-
kammer.

Die Briefkammer oder das Archiv, welches die Bestimmung hatte, die verliehenen Privilegien, Schenkungen, Vertragsurkunden, richterliche Entscheidungen, wichtige Briefe und Register und Akten aller Art möglichst sicher aufzubewahren, befand sich hinter dicken Mauern in einem festen Gewölbe, das mit einer eisernen Thüre, starkem Gitterfenster versehen und schwer zugänglich war. Im früheren Mittelalter pflegte man die wichtigsten Dokumente in den grösseren Klöstern oder in Kirchen zu verwahren. Die Urkunden, deren angehängte Siegel in kleinen Beuteln von Leder und anderem Stoffe stacken, lagen meist zu Rollen gewickelt in Säcken, Truhen und Laden.

Brief-
kammer.

Manche Burgen waren mit unterirdischen, meist in Felsen gehauenen Gängen und versteckten Löchern versehen. Diese hatten die Bestimmung, in Zeiten der Gefahr Mittel zur Bergung von Habeseligkeiten und zur Flucht zu bieten, oder sie dienten als gesicherte Verbindungswege mit entfernteren Gebäudetheilen und unterirdischen verborgenen Behältnissen, Kellern, Kerkern oder, wie bereits erwähnt wurde, mit dem Brunnen. Indessen kommen diese Gänge nicht so häufig vor, als man gewöhnlich glaubt. Interessant sind sie in der zerstörten Burg Rockenstein in Oberbayern und in der Burg Julbach am Inn, im Schlosse Perg im Mühlviertel.

Unterirdi-
sche Gänge.

Durch einen geheimen Gang entflohen die österreichischen Herren von Ror, als sie die Burg Leonstein gegen Herzog Albrecht nicht mehr halten konnten.

Aufzugs-
winden.

In Folge der Schwierigkeit schwere Lasten und umfassungsreiche Gegenstände durch die oft kleinen Thüren, auf den engen Treppen und über die steilen oder schwer zu passirenden Stellen der alten Burgen zu bringen, befand sich bisweilen an einem vorspringenden Gebäudetheile ein Aufzug, wo ein starker Krahm mittelst einer einfachen Maschinerie hinausgestreckt und wieder hereingezogen werden konnte. Dieser Gebrauch ersparte auch bei gefährlichen Zeiten der Besatzung das Niederlassen der Zugbrücke und das Oeffnen des Thores.

Der vertikale Aufzug war besonders bei den theilweise in Felsen gehauenen Burgen nothwendig. Da senkten sich vor einer hochgelegenen Pfortenöffnung in der Felswand oder in der Mauerstärke Seile mit einem Kasten hinab und wurden mittelst eines Wellbaumes wieder hinaufgewunden.

Sonnen-
uhren.

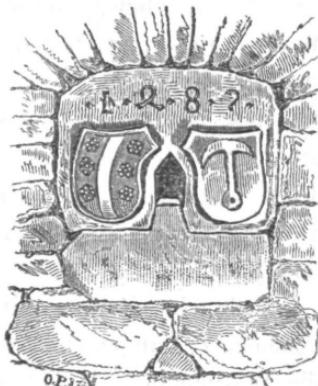
Sonnenuhren finden wir schon in ziemlich alten Burgen, mit an die Wand gemalten oder erhaben ausgemörtelten Ziffern oder in Stein gemeisselt. Sie waren gewöhnlich ober dem Hauptthore oder am Palas angebracht.

Inscriften
und
Wappen.

Inscriften und Wappen als Verzierung gehören auch zur Burgeinrichtung. Die ersten beziehen sich auf Bau und Zubau oder Renovirung, oder andere Schicksale der Burg; selten auf religiöse Gegenstände, und sind meistens in Steinplatten in die Tiefe gemeisselt. Die Wappen dagegen findet man häufig erhaben gearbeitet und in der Regel über den Thoren, sonst aber unregelmässig in allen Räumen zerstreut, wie in Falkenstein am exponirten Thurme. (Fig. 96.)

Aborte.

Endlich muss noch einer Lokalität erwähnt werden, die zwar nicht interessant ist, doch aber besprochen werden muss. Es sind diess die Abritte. Selten hatte man dazu ein besonderes Gemach; in der Regel führte ein enger, in der Dicke der Umfassungsmauer angebrachter Gang auf einen Erker, der seitwärts geschlossen, oben bedeckt, unten eine Oeffnung hatte und sich an einer abgelegenen Stelle der Burg befand. Die grosse Aehnlichkeit veranlasst oft eine Verwechslung der eben besprochenen Baulichkeit mit der früher



Falkenstein. (Fig. 96.)

geschilderten Pechnase. Sind diese Erker über Thüren und Fenster angebracht, dann gehören sie gewiss zur Klasse der Pechnasen.

In Burgen, wo viele Menschen zusammen wohnten, wurde der Abtritt vor die Burg hinausgeschoben und zwar in einen abgesonderten Thurm, der sowie der auswärts stehende Brunnenthurm durch einen Bogengang mit der Burg in Verbindung gesetzt war, und zur Zeit der Belagerung dieselben Dienste leistete, wie der aus fortifikatorischen Rücksichten detachirte Thurm.

Nach beendigter Schilderung der Wehrbauten einer Burg ist noch ihrer Befehlshaber, Besatzung, Belagerung und Vertheidigung gedacht worden; jetzt wo die Wohnbauten beschrieben sind, dürfte es ebenfalls angemessen sein, über die Burgfrau, die Dienerschaft und das gesellschaftliche Leben in einer vornehmeren Burg einiges noch beizufügen.

Häusliches und geselliges Leben in der Burg.

Die Burgfrau war die Regentin des Hauswesens und die nächste Vorgesetzte des Gesindes. Was für den Burgherrn das Schwert und die Rüstung, das waren für die Burgfrau die Schlüssel, Scheere und Spindel. Sie hingen an deren Gürtel zugleich als Sinnbilder ihres Berufes; die Schlüssel besonders als Zeichen ihrer Herrschaft über die häuslichen Angelegenheiten.

Die Burgfrau
als Herrin
des Haus-
wesens.

Diese Herrschaft war aber nicht unbeschränkt. Wenn auch manche Burgfrau über die unfreien Diener ziemlich willkürlich schaltete, so war der eigentliche Herr doch immer nur der Burgherr. Später, als auch Freie sich in Dienste begaben, konnte die Burgfrau allerdings Verträge mit ihnen schliessen, allein die Giltigkeit derselben hing von der Bestätigung des Mannes ab.

Die Aufgabe einer Burgfrau war mannigfaltig und nicht gering.

Sie musste im Saale des Weiberhauses die verschiedenen Frauenarbeiten beaufsichtigen. An allem, was da gethan wurde, manchmal selbst am Mahlen mit der Handmühle, wobei die Knappen halfen, nahmen die Burgfrauen, auch wenn sie Fürstinnen waren, besonders im früheren Mittelalter, Theil. (Fig. 97.) Umgeben von ihren Frauen und Dienerinnen sassen sie am Rocken und Webestuhle und handhabten die Scheere.

Die Burgfrau hatte ferner den Beruf, die Verrichtungen in den Vorrathskammern, in der Haushaltung und Küche zu leiten, und die Garten-, Feld- und Viehwirthschaft, von deren Ertrag man damals



(Fig. 97.)

allein nur leben konnte, zu beaufsichtigen. Die Oekonomie wurde durch Mägde und leibeigene Männer, die zum Boden gehörten, betrieben, war aber in eigener Verwaltung selten bedeutend, weil das meiste Land an Zinsbauern und an Leibeigene vertheilt war, die einen jährlichen Zins in Erzeugnissen des Feldes, der Viehzucht und an selbst gearbeiteten Leinen- und Wollenzeugen abliefern mussten. In ganz besonderer Obsorge nahm die Burgfrau den Bau des Flachs und das Schwingen, Hecheln und Bürsten desselben, so wie die Gänse- und Schafzucht der Federn und der Wolle wegen, und endlich auch die Bienenzucht, weil im Palas viel Wachslichter verbraucht wurden und der Zucker noch unbekannt war.

Mit der Führung der gesamten Hauswirthschaft war aber die Aufgabe der Frauen noch nicht gelöst. In ihren Bereich gehörte auch die Pflege der Kranken und Verwundeten, und es kam vor, dass sich manche Burgfrauen besondere ärztliche Kenntnisse aneigneten und darin berühmt wurden. Sie ertheilten ärztlichen Rath und Arzneien aus ihrer Hausapotheke nicht nur an die Bewohner der Burg und an die zum Burggebiete gehörigen Leute, sondern auch an Fremde, die desto häufiger herbeikamen, je berühmter die Heilkünstlerin war.

als Erzieherin
Ferner lag es im Pflichtkreise der Burgfrau, auf die Erziehung nicht nur ihrer Kinder, sondern auch anderer Mädchen und Knaben einen besonderen Einfluss zu nehmen.

der Mädchen. Bei der weiblichen Erziehung sah man vor Allem auf die Aneignung tüchtiger Kenntnisse in Haushaltungsgeschäften und Handarbeiten; dann der Anstandslehre und alles dessen, was zur Zucht

und Sitte gehörte. Im Mittelalter war das Benehmen streng geregelt; die Haltung des Körpers, das Tragen der Kleider, das Reden in Gesellschaften unterlag genauen Vorschriften. Um diess zu erlernen, begaben sich die Töchter des niederen Adels häufig in die Burgen der Dynasten, wo sie als Edeldienerinnen den Hofstaat der Herrin bildeten. Die Dynasten wieder schickten manchmal ihre Töchter in die Résidenz des Landesherrn, wo sie die Gesellschafterinnen der Fürstentöchter waren und mit diesen den Unterricht genossen, welchen gewöhnlich eine eigene Erzieherin ertheilte. Nicht selten geschah es auch, dass man die Töchter in die Frauenklöster zur Erziehung gab.

Der scientifiche Unterricht wurde bei der Erziehung der Damen nicht gänzlich ausser Acht gelassen. Selbst in manchen Frauenklöstern regte sich ein besonderer Bildungstrieb und machte aus Nonnen Schriftstellerinnen, die in der alten Literatur eine ehrenvolle Stellung einnehmen. Es ist eine Thatsache, dass viele Burgfrauen in feiner und geistreicher Weise bedeutende Gesprächsstoffe zu behandeln wussten; dass sie, wie bereits erwähnt wurde, nicht nur Vokal- und Instrumentalmusik anmuthig zu üben verstanden, sondern auch in der Kunst des Lesens und Schreibens den Männern weit überlegen waren, und für die Werke zeitgenössischer Dichtung lebhaftes Interesse und zartes Verständniss zeigten. Mehrere der alten Dichter äussern ausdrücklich, dass sie auf Leserinnen rechneten. Besondere Gewandtheit entwickelten die jungen Schreiberinnen des Mittelalters im Fache der Liebesbriefe, und oft musste der Empfänger ein solches Brieflein Tage lang ungelesen und unbeantwortet mit sich herumtragen, weil er seinen Schreiber, der auch sein Vorleser war, und nun es entziffern und die Antwort schreiben sollte, gerade nicht bei der Hand hatte. Solches passirte nicht einem gewöhnlichen Ritter, sondern dem berühmten mittelalterlichen Dichter Ulrich von Lichtenstein; auch der nicht minder rühmlich bekannte Dichter Wolfram von Eschenbach konnte weder lesen noch schreiben.

Zu dem Berufe der Burgfrau gehörte endlich, dass sie auch der Knaben, an der Erziehung der Edelknaben sich betheiligte, welche behufs ihrer ritterlichen Ausbildung in der Burg verweilten. Die Burgfrauen sind auch dieser Aufgabe gerecht geworden. Naumentlich in der Minnezeit des XII. und XIII. Jahrhundertes, wo man die Frau zur Königin der Gesellschaft erhob, und ihr einen förmlichen Kultus widmete, war es ein Punkt des Ehrgeizes der Burgfrau, den ihr zugetheilten Edelknaben mit Vorzügen auszustatten, die auch ausser-

halb der Schranken des Kampfplatzes ihn auszeichnen konnten. Sie erzog ihn zur Verschwiegenheit, erfurchtsvollen Bescheidenheit und unbegrenzten Ergebung, und weckte in ihm das Gefühl für den Werth eines feineren Betragens. Der adelige Jüngling sollte nicht blos durch Tapferkeit nach Ruhm streben, sondern auch durch ein gefälliges äusseres Benehmen sich von dem gemeinen Krieger unterscheiden. Der Einfluss der Burgfrau auf einen besonders ausgezeichneten Zögling beschränkte sich nicht nur auf die ersten Jahre, sie entzog ihm auch später ihre Leitung nicht. Zwischen der oft selbst noch jugendlichen Gebieterin und ihrem ebenbürtigen Diener entspann sich nicht selten ein auf die Sitte der Zeit gegründetes, enges Verhältniss, welches jedoch die Schranke einer blos geistigen Anhänglichkeit nicht überschritt. Spätere Verbindungen hoben es nicht auf; die mütterliche Freundin wurde zur Beschützerin, zur theilnehmenden Rathgeberin ihres ehemaligen Zöglings, der sie fortdauernd als seine Herrin ehrte.

Diener-
schaft.

Edeldiener.

Die Dienerschaft in einer vornehmen Burg theilte sich in die höhere und niedere.

Die höhere Dienerschaft wohnte in der Hauptburg und bildete den Hofstaat. Zu ihr gehörten die Edeldienerinnen, von denen bereits die Rede war, und die Junkherren, Edelknechte, Knappen, dann die Edelknaben oder Pagen. Die Junkherren stammten aus dem Herrenstande, die anderen waren Söhne von Rittern und Edlen oder Freigeborene.

Sie traten in früher Jugend, gewöhnlich schon mit dem 7. Jahre, in das Gefolge irgend eines kriegsberühmten oder mächtigen Burgherrn, der bereits zum Ritter geschlagen war; dienten in der Regel bis zum 14. Jahre als Edelknaben, bis zum 21. als Knappen und Edelknechte, und bekamen dann gewöhnlich bei irgend einer feierlichen Veranlassung, oder nachdem sie ihre Tapferkeit in einer Schlacht erwiesen, den Ritterschlag. Es gab jedoch Knappen und Edelknechte, die es bis an ihr Lebensende blieben.

Die Ausbildung der Zöglinge zu Rittern leitete der Burgherr entweder selbst, oder wenn er reich war, durch eigens dafür besoldete Lehrmeister. Die Entwicklung der körperlichen Stärke, die Geschicklichkeit im Reiten, Ringen, Schiessen, Kämpfen zu Fuss und zu Pferd, und in allen anderen ritterlichen Uebungen; die strenge Beobachtung der Religionsgebräuche und der Regeln der Galanterie waren die Hauptgegenstände dieser Erziehung. Auf literarische Kenntnisse wurde nicht gesehen.

Dafür mussten die Edelknaben und Knappen bei dem Burgherrn, seiner Frau und bei den Gästen allerlei mitunter selbst niedrige Dienste verrichten. Sie halfen dem Burgherrn beim An- und Auskleiden, warteten seine Pferde, sorgten dafür, dass seine Waffen und Jagdgeräthe immer im guten Zustande waren, begleiteten ihn zum Turnier und in den Kampf, blieben stets in seiner Nähe, um ihm seine Waffen zu reichen und ihm in der Noth beizustehen. Weil sie die Waffen dem Herrn nachtrugen, so hiessen sie auch Wapener, Waffenträger, Schildknappen. Der Burgfrau dienten sie bei Spaziergängen und auf Reisen, bei Besuchen und auf der Jagd; sie unterstützten sie in der Aufsicht über die Vorrathskammern, Küche und Keller. Bei der Tafel verrichteten sie alle Dienste des Tranchirens und der Aufwartung, und beim Empfang, Pflege und Bedienung der Gäste waren sie vielfach verwendet. Alles das wurde als ehrenvolle Pflicht betrachtet, die den Knappen nicht hinderte, mit der Herrschaft näheren Umgang zu pflegen, und bei Festlichkeiten nach aufgehobener Tafel an den Belustigungen des Tanzes oder der Unterhaltung Theil zu nehmen.

Nach Verschiedenheit der Verrichtungen, welche ihnen oblagen, hiessen sie Leibjunker, Kammerjunker, Junker Stallmeister, Junker Speisemeister, Vorschneider, Mundschenk, Truchsess; der Leibjunker des Burgherrn nahm unter ihnen den ersten Rang ein.

Die niedere Dienerschaft in der Burg war grösstentheils aus den Hörigen und Leibeigenen gewählt und hiess das Ingesinde, zum Unterschiede von jener, welche draussen in den herrschaftlichen Höfen wohnte. Die meisten waren in irgend einem Geschäfte oder Handwerke bewandert, um als Brauer, Jäger, Fischer, Gärtner, Koch, Böttcher, Zimmermann, Maurer, Schmied, Schuhmacher und dieser auch als Sattler verwendet zu werden. Den Knechten wurden die Schweine, Rinder und Schafe, den Mägden die Kühe und Ziegen anvertraut, letzteren war auch die Butter- und Käsebereitung zugewiesen. Nebstdem besorgte die niedere Dienerschaft das Ausfegen und Säubern der Wohn-, Kammer- und Hofräume und die sonstigen niederen Arbeiten; die Mägde das Waschen der grossen und gröberen Linnen und Gewänder und das Heitzen. Mit der feineren Wäsche beschäftigten sich oft die Frauen selber. Für den Palas bestimmte man gewöhnlich eine eigene Dienerschaft, die dann sammt dem Küchenpersonale in der Hauptburg wohnte, während die anderen theils in der Vorburg, theils nahe dabei untergebracht waren. Eine

Niedere
Dienerschaft.

willfährige, wohlerzogene Dienerschaft gehörte nebst einer freundlichen Behandlung und guter Bewirthung des Gastes zur Ehre des Hauses.

Gastlichkeit.

Die Gastfreundschaft zu üben, war im Mittelalter eine heilige Ritterpflicht, der sich Niemand entziehen durfte, ohne seine Ehre auf das Schlimmste zu schädigen. Die Gastlichkeit war damals unumgänglich nothwendig, weil der Reisende das Gastrecht in Anspruch nehmen musste. Oeffentliche Herbergen bestanden nur in den Städten, und wo solche etwa da und dort auf dem Lande vorkamen, mochten sie sehr ungenügend und nicht einladend gewesen sein; abgesehen davon, dass schon die oft geringe Sicherheit der Strassen es rathsam machte, eine feste Burg zum Nachtquartier zu wählen. Je menschenleerer die Gegend, wilder das Land, rauher das Klima, desto unentbehrlicher war die Ausübung der Gastfreundschaft. Darum gebot nicht nur die Sitte, sondern auch das Gesetz, keinen Fremden, er mochte noch so arm und niedrig sein, vom Dach und Herd abzuweisen, und solches war auch eine strenge Forderung der Religion, welche die Frage nach Erfüllung dieser Gewissenspflicht in den Beichtspiegel aufgenommen hatte.

Uebrigens lag es im Interesse der Burgherren selbst, dass Fremde bei ihnen einkehrten, weil diese, wie bereits erwähnt wurde, allerlei Unterhaltungsstoff in die Eintönigkeit der einsamen Burg brachten.

Reisende.

Die Gäste, welche da einsprachen, waren sehr verschieden. Bald kamen Verwandte, Freunde und Waffengenossen, welche die Sehnsucht nach dem Wiedersehen hieherführte, bald fremde Adelige, die aus verschiedenen Ursachen sich auf der Reise befanden, unter ihnen besonders die fahrenden oder irrenden Ritter, welche lange und in verschiedenen Ländern umherzogen. Sie kamen seit dem XII. Jahrhunderte durch das ganze Mittelalter vor. Die Motive zu ihren Fahrten waren verschieden.

**Fahrende
Ritter.**

Die Einen trieb der Drang zur Wanderung und die Abenteuerlust in ferne Länder. Sie wollten einige Jahre herumreisen, sich in Waffenthaten versuchen, Neues und Unerhörtes sehen und erleben, um nach ihrer Rückkehr das Vergnügen zu geniessen, von ihren Thaten und Leiden oft wundervolles erzählen zu können. Unter den oberösterreichischen Adeligen, welche auf Kriegsabenteuer auszogen, erwarb sich Hans von Traun durch seine heldenmüthigen Thaten den höchsten Ruhm. Vom Jahre 1320 bis 1370 kämpfte er in

Oesterreich, Baiern, Polen, Frankreich, Preussen, Liefland, Weiss-Russland, Schweiz und Friaul. Er liegt in Wilhering bei Linz begraben.

Andere liessen sich durch romantische Anschauungen über Ritterpflicht und Frauendienst bestimmen, in die Fremde zu ziehen, um das Unrecht zu bekämpfen, den Unterdrückten beizustehen, die Frauen zu schützen und ihnen zu dienen und so die Kränze des Ruhmes und den Beifall der Dame, welche sie zur Herrin erkoren, und deren vorzügliche Schönheit sie gegen Jedermann vertheidigten, zu verdienen. Manche widmeten diesem Berufe ihr ganzes Leben; die meisten jedoch gelobten sich ihm nur auf eine bestimmte Zeit.

Von Burg zu Burg zogen auch die ritterbürtigen Dichter und Minnesänger. Sie lebten von der Gastfreundschaft und der ihnen verabreichten Sängergabe, und verweilten zuweilen als bevorzugte Diener längere Zeit auf einer Burg. Sie waren in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhundertes in Oesterreich sehr zahlreich, und erfreuten sich einer grossen Gunst bei den letzten Babenbergern. Der berühmteste unter allen Minnesängern und ein Dichterstern erster Grösse für alle Zeiten, Walther von der Vogelweide, ist muthmasslich in Oesterreich geboren; gewiss ist, dass er hier singen lernte, und sein Leben lang um's Brod sang. Oberösterreichische Minnesänger waren der Kürnberger und Dietmar von Aist, beide im XII. Jahrhunderte.

Eine andere Klasse von fahrenden Rittern gab sich diesem unstäten Leben hin, weil sie kein anderes Geschäft, keinen anderen Erwerb hatten. Es waren meist jüngere Söhne ärmerer Edelleute, denen nichts anheimgefallen war, als höchstens Ross und Rüstung, und die nun ihr Glück und ihre Existenz einzig auf ihr Schwert gründeten. Sie traten entweder um Sold und Unterhalt in Kriegsdienst bei einem höheren und reicheren Herrn, oder suchten auf eigene Faust gewöhnlich als Turnierfahrer ihren Erwerb zu gewinnen. Ein glücklicher Stecher in den Schranken konnte sich auf diese Weise damals schon erhalten. Wenn auch die Preise selbst nicht ausreichten, so war es doch im XIII. Jahrhunderte beim Turnier die Sitte, dass der Besiegte dem Sieger mit Ross und Waffen verfallen war, ja selbst mit seiner Person, bis er sich mit einer Summe Geldes loskaufte. Ausserdem bekamen sie zahlreiche Geschenke an Rossen und Waffen, Kleidung und Geld und fanden beim Adel gastliche Aufnahme.

Endlich war immer eine Zahl junger Adeliger auf Reisen, um sich Kriegserfahrung zu sammeln, in guter Lebensart auszubilden

und oft auch den Ritterschlag zu holen. Es gehörte zum Ruhm, viel Welt gesehen zu haben.

Die Gastlichkeit der Burgen wurde aber noch von allerlei Leuten in Anspruch genommen, die nicht zum adeligen Stande gehörten, und in ihrer Stellung und Beruf sehr verschieden waren.

Studenten.

Unter diesen sind vorerst die Studenten zu nennen, welche nach und von den grossen Schulen, später Universitäten, in bedeutender Zahl zogen. Als die Wiener Universität gegründet ward, verordnete Herzog Rudolf 1365 unter anderen, dass die Lehrer und Studenten auf ihrer Zu- und Abreise in den österreichischen Ländern volle Sicherheit der Person und des Eigenthums geniessen und unter sicheren Geleite reisen sollten, welches die Burgherren, deren Gebiet die Studenten durchzogen, beizustellen hatten.

Pilger.

Häufig erschienen in den Burgen die Pilger, besonders nach oder von dem gelobten Lande. Sie kamen zahlreich nach Oesterreich, weil das Donauthal eine beliebte Strasse nach dem Oriente war. Die Pilger brachten immer interessante, weil oft noch nie gehörte Erzählungsstoffe mit. Man musste jedoch bei ihnen sehr vorsichtig sein, denn unter dem Pilgergewande verbargen sich nicht selten zudringliche Bettler, unverschämte Lügner, Flüchtlinge, Landstreicher, Verräther, Räuber und Mordbrenner.

Spielleute.

An die Burgen drängte sich auch das lustige Volk der Spielleute. Unter ihnen befanden sich viele verdorbene Genie's, vagirende Studenten und leichtsinnige, entlaufene Kleriker; gegen die letzteren haben die Synoden des XIII. und XIV. Jahrhundertes mehr als einmal strenge Beschlüsse gefasst.

Die Spielleute unterschieden sich in zwei Klassen. Die besseren und talentvolleren unter ihnen waren Künstler auf ihren Instrumenten, trugen auf der Fiedel, Geige, Rotte, Laute, Flöte, Querpfeife, Rohrpfeife, Harfe, Horn, Trompete, Posaune und Trommel verschiedene Musikstücke vor, — die deutschen Geiger und die böhmischen Flötenspieler wurden damals besonders gerühmt, — recitirten oder sangen die Gedichte und Lieder berühmter Dichter und mitunter auch die eigenen. Sie waren für die mittelalterliche poetische Literatur, was die Presse für die heutigen Dichter ist; durch sie wurden die Gedichte von Land zu Land getragen. Mehrere von diesen Spielleuten traten zu den adeligen Dichtern oder Minnesängern als Begleiter ihrer Gedichte mit Fiedel oder Rotte in ein näheres Verhältniss. Zu allen dem war ihnen neben geistiger Begabung eine äussere Bildung nöthig,

da sie durch die Kunst in die besten Gesellschaften und vornehmsten Häuser geführt wurden. Weil sie nun durch ihre Berührungen mit den feinsten Kreisen das, was wohl ansteht, kennen lernten, und auch durch ihren oft längeren Aufenthalt in Frankreich und Italien die dortigen Sprachen sich angeeignet hatten, so kam es vor, dass man sie bei Erziehung vornehmer Mädchen als Anstandslehrer und Sprachmeister verwendete. Mancher reiche Burgherr nahm auch deshalb einige dieser Spielleute in längeren Dienst, um eine eigene Musikkapelle zu besitzen.

Die gemeinen Spielleute musizirten bei Tänzen in allerlei Ortschaften, führten unter Instrumental-Begleitung verschiedene Tänze und Pantomimen, Posse, Puppenspiele, Gaukler- und Seiltänzerkünste auf, liessen Affen, Hunde, Böcke und Vögel Kunststücke machen, und trugen allerlei Lieder, Geschichten und Schwänke vor, die der Sage oder der eigener Erfahrung und Fantasie entstammten, und nicht selten derb und zweideutig waren. Diese lockeren und entsittlichten Gesellen durchzogen in bunt zusammengesetzten Gewändern, an denen oft langgeschnittene Zacken herumflatterten, fortwährend das Land, und wo sich ein Fest in Stadt, Burg und Dorf zeigte, sammelten sie sich den hungrigen Raben gleich. Ihnen schlossen sich Spielweiber an, die in mitunter frivolen Tänzen und pantomimischen Darstellungen auftraten, und sich auch dem unsittlichen Erwerbe hingaben. Deswegen durften sie nie in eine anständige Burg eintreten.

Endlich sind noch unter den Burgbesuchern die wandernden Hausirer. Krämer zu nennen. Sie mussten ein gar keckes und nach Umständen schmiegsames und lustiges Völkchen gewesen sein, um in einem häufig von Kriegen und Privatfehden durchzuckten Lande mit ihren oft werthvollen Waaren einzeln oder höchstens in schwachen Karavanen umherzuziehen, und in den Burgen ihre Kaufgüter auszubieten, wo so manche waren, die gar zu gerne ohne Geld kauften und mit Eisen zahlten.

Alle diese Reisenden und das fahrende Volk waren in einer Zeit, welche keine Zeitungen und eine äusserst beschränkte Kunde des Schreibens und nur kärgliche Verbindungsmittel besass, sehr wichtige Personen, und oft für lange Zeit, besonders in entlegenen Burgen, die einzigen Boten aus der Mitwelt und fernen Ländern.

Die Bewirthung der Fremden in den Burgen war je nach ihrem Bewirthung. Stande verschieden. Jene, welche nicht befugt waren, am Herrentische zu sitzen, speisten entweder allein oder mit der Dienerschaft;

nur dann, wenn der Burgherr einen Niederstehenden besonders schätzte und ihm seine Achtung bezeigen wollte, lud er ihn zuweilen an seinen Tisch. Man pflegte die Abreisenden zu beschenken. Die Dichter und Spielleute, welche der Mund des Volkes waren, verkündigten dafür das Lob des Burgherrn und seiner Frau; hatte er sie aber karg bedacht, dann sangen sie freilich ein anderes Lied. Die gemeinen Spielleute waren nicht wählerisch, sie nahmen alles, weil sie alles brauchen konnten.

Die Gastlichkeit in Bezug auf die adeligen Reisenden und ebenbürtigen Besuche hatte durch Sitte und Herkommen eine so in das Einzelne gehende ausgeprägte Gestaltung angenommen, dass für Empfang und Beherbergung, für Tisch und Gastmahl, für Unterhaltungen und Feste ganz genaue Normen vorgeschrieben waren. Für alles Detail gewährten uns die zahlreichen Dichtungen, die Miniaturen, die Bilder auf den Teppichen und die Geschichte ausgiebige Quellen, die nun bei der nachfolgenden Schilderung des gastlichen Lebens der höheren Gesellschaft im Mittelalter benutzt werden sollen.

Empfang
eines ritter-
lichen Rei-
senden.

Der ritterliche Fremde, dessen Ankunft in der Vorburg rasch dem Burgherrn gemeldet wurde, oder welcher sich früher schon durch seinen Diener hatte ankündigen lassen, ritt, wenn es thunlich war, bis zur Eingangsthüre des Palas und stieg da vom Rosse. Knappen waren dabei behilflich, fassten den Zaum, hielten die Steigbügel und führten das Pferd fort. Der Burgherr und nicht selten auch die Burgfrau und Töchter empfingen nun den Gast vor dem Portale. War er ein berühmter Mann, oder ein lieber Verwandter oder Waffen-genosse, so gieng man ihm in den Hof oder vor das Burghor entgegen. Hatte der Fremde seinen Namen und Stand nicht ansagen lassen, so war jetzt der Moment dazu; hielt ihn irgend ein Grund ab, sich erkennen zu geben, so wurde er nicht sofort darnach gefragt. Zur freundlichen Begrüssung gehörte, dass, wenn sich der Angekommene als ebenbürtig ausweisen konnte, auch wenn er sonst persönlich ein Unbekannter war, er vom Wirthem umarmt und von den Damen geküsst wurde. Hierauf entledigte man ihn seiner Rüstung, wobei zuweilen die Damen halfen. Manchmal geschah diess unter der Burghoflinde, wo ein Teppich hingelegt wurde; auch die Bekleidung mit anderen Gewändern kam zuweilen schon jetzt vor.

Pflege des
ritterlichen
Gastes.

An der Hand des Wirthes trat der Gast in den Palas, wo er, wenn er etwa noch im Reiseanzuge war, von den Knappen mit frischen und reinlichen Gewändern bekleidet, mit Trunk und Speise

gelabt und bei winterlicher Kälte an den Kamin im Saale geführt wurde, wenn in dem ihm zugewiesenen Zimmer kein Feuer brannte. Der reisemüde, durchfrorene Ankömmling streckte sich auf die vor dem Kamine befindliche und mit Polstern und Kissen versehene Bank der Länge nach aus, um sich zu erwärmen und auszuruhen. Sodann wurde er in die inzwischen zubereitete warme Badestube geführt, um Schweiß und Staub wegzuwaschen und sich zu erfrischen. War er spät Abends angekommen, so nahm er gewöhnlich nur Speise und Trank zu sich, und gieng sofort zu Bette. Das Bad folgte dann am frühen Morgen des anderen Tages oft im Schlafzimmer selbst, und war das Wasser in der Wanne nicht selten mit Rosen bestreut. Im Bade überliess man den Gast nicht sich selbst. Knappen bedienten und wuschen ihn. War er besonders werth oder vornehm, so kamen auch einige adelige Frauen „sittsamlich“ und rieben ihn mit „ihren linden Händen“.

Nach dem Bade wurde der Gast in schöne Gewänder gekleidet, um mit Anstand vor den Damen und an der Tafel erscheinen zu können. Hatte ihn die Burgfrau nicht an der Palasthüre empfangen, so musste er sich jetzt ihr vorstellen. Es kam ein Knappe, um ihn dazu einzuladen, oder es holte ihn der Burgherr aus dem Zimmer ab. Die Vorstellung selbst übernahm der Wirth jedesmal, er führte den Gast zu seiner Gemalin, sei es in den Saal, wo sie seiner harrte, oder in ihre Kemenate. War die Burg in dem Besitze einer unvermählten Erbin oder einer Witwe, so wurde der Gast entweder durch einen Verwandten des Hauses, oder durch edle Jungfrauen zur Herrin geführt. Bei seinem Eintritte erhob sich die Frau mit ihren Damen, gieng ihm entgegen und gab ihm, wenn er ebenbürtig war, einen Kuss. Nach höflichen Verbeugungen setzten sich alle zur freundlichen Unterhaltung nieder, worauf die gemeinsame Mahlzeit stattzufinden pflegte.

Am Tische sass der Gast gewöhnlich dem Sitze des Wirthes gegenüber; an seine Seite setzte sich die Burgfrau oder in Ermanglung einer solchen die älteste Tochter des Hauses, um ihm die Speisen vorzulegen und den Becher zu kredenzen. Zuweilen bekam er seinen Platz zwischen dem Burgherrn und dessen Frau, und unter Umständen auch mitten unter den Töchtern angewiesen. War der Wirth allein anwesend, so sass der Gast neben ihm. Allein speiste dieser nur dann, wenn er nach aufgehobener Tafel angekommen, oder der Burgbesitzer nicht zu Hause war.

Vorstellung
bei der
Burgfrau.

Tafel.

Nachtlager. Kam die Zeit zum Schlafengehen, so trat der Gast zu dem Burgherrn und bat um „Urlaub“. Dieser wünschte ihm gute Nacht, worauf ihn Knappen und Edelknaben, welche Kerzen trugen, bis in das Schlafzimmer begleiteten. Zuweilen gieng der Burgherr mit, oder auch die Burgfrau oder ihre Tochter, um nachzusehen, ob das Gemach in Ordnung sei. Nach ihrer Entfernung setzte sich der Gast auf die Bank vor dem Schlafbette, liess sich von den Knappen entschuhen und entkleiden und legte sich in's Bett. Nun kamen die Burgfrau, oder ihre Töchter oder Edeldienerinnen in Begleitung von Knappen mit Lichtern noch einmal, um sich zu erkundigen, ob der Gast gut gebettet sei, und ihm den Schlaftrunk zu reichen.

Manchmal wurde das Bemühen, einem besonders lieben Gaste die höchste Aufmerksamkeit zu erweisen, denn doch zu weit getrieben. Es kam nämlich vor, dass der Wirth seine Frau ihm auf Treu und Glauben beilegte, oder eine Edeldame. Zwar liess manche Dame den Gast eidlich geloben, sich weiter nichts als einen Kuss zu erlauben, oder es wurde das blanke Schwert als Wächter der Zucht zwischen die beiden gelegt, und diess mochte vom XII. bis XIII. Jahrhunderte, wo die Poesie des Ritterthums und eine ideale Frauenverehrung herrschte, genügt haben; aber nicht mehr seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhundertes. Von da an begann der geistige Gehalt des Ritterthums zu versiegen, und der edle Frauen-dienst verschwand immer mehr. Das Vertrauen wurde missbraucht, und diess mochte Veranlassung gegeben haben, dass diese übrigens seltene, doch aber sehr bedenkliche Sitte abgeschafft wurde.

Die freundliche Sorgfalt, welche den Gast zu Bette geleitet hatte, suchte ihn am Morgen wieder auf. Knappen kamen, ihm zu wecken, denn das Morgenlicht konnte diess nicht thun, weil man meistens die glaslosen Fenster dicht verschloss und so das Licht völlig absperzte. Auf der Bank vor dem Bette lag frische Wäsche und die Kleidung, am Tage der Abreise auch die Rüstung auf dem Teppich. Knappen waren beim Ankleiden behiflich. Zu einem besonderen Gaste kam der Burgherr und dessen Frau, um sich zu erkundigen, wie er geschlafen habe, und wollte er bald weiter reisen, so übernahmen sie es, ihm die Rüstung anzulegen. Das Schwert reichte immer nur der Hausherr, weil man es nicht gerne aus Frauenhand nahm. Verwandte und Freunde dehnten ihren Besuch, falls man sich gegenseitig angenehm war, auf unbestimmte Frist aus. Fremde, welche um Herberge gebeten hatten, zogen am anderen Morgen wieder

von dannen, wenn nicht Wirth und Gast besonders Gefallen an einander gefunden hatten und längeren Verkehr wünschten. Grundsatz war, die Gastfreundschaft nicht zu missbrauchen.

Sobald der Gast zur Abreise angekleidet war, gieng er zur Messe, falls sie in der Burg oder in der nächsten Nähe abgehalten wurde, dann zum gemeinsamen Frühmahl. Die Sitte wollte, dass der Burgherr seinen scheidenden Gast mit einem Geschenke entlasse. Dieses bestand je nach den Verhältnissen aus Kleidern, Silbergeschirr, Waffen, Rossen u. s. w. Reisten mehrere Gäste zu gleicher Zeit ab, so richtete sich das Geschenk nach dem Stande eines jeden. Der Bannerherr erhielt noch einmal so viel, als der Ritter, und dieser doppelt mehr, als der Knappe. Dem fahrenden Ritter wurde ein Geldgeschenk als Ritterzehrung verabreicht.

Beim Aufbruche, der gewöhnlich nach einem Morgenimbiss oder gleich nach dem Frühmahl stattfand, dankte der Gast dem Burgherrn und der Hausfrau unter vielen Lobeserhebungen für die Bewirthung und wurde, wenn er mit Umarmung und Küssem empfangen worden war, auch ebenso entlassen. Nicht selten begleitete der Wirth seinen Gast eine Strecke Weges, oder gab ihm ein Geleite mit bis an des Weges Scheide. Werthen Gästen riefen die Frauen von Fenstern oder Zinnen herab die letzten Grüsse nach.

Diese herzliche und zwanglose Behandlung eines ebenbürtigen Gastes, selbst wenn er noch so fremd war, kam im Mittelalter ziemlich allgemein vor; steifere, gemessenere Formen zeigten sich nur in sehr vornehmer Gesellschaft.

Den einfachen Besuchern auf nur kurze Zeit aus der Nachbarschaft und den fremden ritterlichen Reisenden, welche gleich wieder weiter ziehen wollten, wurden Wein und Süßigkeiten, auch Kuchen und Brod dargereicht. In vornehmen Burgen hatte man schön gearbeitete Becher und Schalen aus edlem Metalle zu solcher Bewirthung. Herzog Albrecht von Oesterreich beschenkte 1377 am Ende seines Kreuzzuges gegen die Preussen, welchen er unternommen hatte, um den Ritterschlag zu erwerben, zehn Herren mit goldenen Humpen und silbernen Schalen.

Wenn ein vornehmer Burgherr ein Fest mit zahlreichen Gästen veranstalten wollte, so liess er durch eigene Boten dazu einladen. Würde und Ansehen der Boten richtete sich nach dem Range des Einzuladenden; je vornehmer dieser war, desto höher musste die Stellung sein, welche der Abgesandte bei seinem Herrn einnahm.

Abreise.

Einladung
zum Feste.

Solche ritterbürtige Boten wurden nicht als Diener, sondern als Gäste aufgenommen und bewirthet. Sie trugen ihren Auftrag gewöhnlich stehend vor, und setzten sich erst dann zum weiteren Gespräche nieder. Beim Entlassen erhielten sie das „Botenbrod“, bestehend in Kleidern, oder Geld oder Schmuck. Ohne Bewirthung und Gabe wurde auch der einfachste Bote oder Herold nicht entlassen.

Vorbereitung.

Den Eingeladenen lag es nun vor allem daran, sich und ihre Begleiter im Aeusseren auf das stattlichste und prächtigste herauszuputzen. Es wurden neue Kleider angefertigt, mit Borten belegt und mit Edelsteinen und Perlen verziert; es mussten Waffen und Rüstungen geputzt, die Farben der Schilder und Helme aufgefrischt, das Gezeug der Pferde in neuen und glänzenden Stand gesetzt werden.

Grösser waren die vorbereitenden Anstrengungen des Wirthes, denn er hatte sich selbst wie seine Gäste zu ehren und es durfte in keiner Sache fehlen. Zunächst lag ihm die gleiche Pflicht ob, alles, was zum Hause gehörte, von der eigenen Person an bis zum untersten Diener herab, nach Verhältniss des Ranges auf das beste zu kleiden; die Besorgung dieser wichtigen Angelegenheit war den Frauen überlassen. Eine grössere Sorge machte die Unterbringung zahlreicher Gäste. Allerdings waren diese damals nicht anspruchsvoll, und liessen es sich gerne gefallen, wenn ihnen zur Nachtzeit im Rittersaale mit Kissen, Polstern und Decken auf den Bänken und auf blosser Erde ein Lager bereitet wurde. Wenn das nicht genügte, erbaute man Hütten und schlug Zelte im Grünen auf, welche letztere ohnehin bei allen grösseren mittelalterlichen Festlichkeiten nothwendig waren.

Ferner musste die Burg im Inneren und von aussen in ein festliches Gewand gekleidet werden. Die Höfe und Wege wurden ausgefegt und mit frischem Gras, Binsen und Blumen bestreut, zuweilen auch mit Decken belegt; die Thore und Zinnen verziert; die besseren Wohngebäude mit bunten Teppichen behängt, und im Inneren mit all' den schönen Gegenständen und Sachen ausgeschmückt, von denen bereits bei Schilderung der Einrichtung des Palas gesprochen worden ist. Endlich steckte man neue Kerzen auf die verschiedenen Leuchter, und wenn die Gäste nahten, zündete man, falls es eben kühle Jahreszeit war, in den Kaminen ein helles Feuer von trockenem Holze, das nicht rauchte, an, und durchräucherte den Saal und die Zimmer mit Wohlgerüchen. Dass in Küche und Keller die angestrengteste Thätigkeit herrschte, ist selbstverständlich.

Näherten sich die Erwarteten der Burg, so ritten ihnen der Feierlicher Burgherr und seine Gemalin mit Männer- und Frauengefolge ent- Empfang. gegen, oft auf eine weitere Strecke, oder schickten wenigstens ihre Stellvertreter aus den Ersten ihrer Umgebung. Die Frauen ritten gewöhnlich nur dann den Gästen entgegen, wenn sich auch Frauen unter diesen befanden. Zuweilen aber giengen der Wirth und die Wirthin nur bis vor das Thor hinaus, und begrüssten hier die Ankommenden. Sollte der Empfang in weiterer Ferne stattfinden, so war nicht selten dort bei schöner milder Witterung an einem passenden Platze auf grünem Anger oder im Schatten der Bäume ein prächtiges Zelt oder mehrere aufgeschlagen worden. Das Zelt wurde wie ein Saal hergerichtet, der Rasen mit Decken überbreitet, Bänke und Tische aufgestellt und Polster und Kissen ringsum gelegt. War man einander nahe gekommen, so stieg man von den Pferden, die Damen mit Hilfe der Herren, umarmte und küsste sich, worauf dann im Zelte zur Erfrischung die erste Bewirthung stattfand, welche manchmal mit allerlei Unterhaltungen und Spielen verknüpft war. Kamen keine Festlichkeiten am Empfangsplatze vor, so ritten Gäste und Wirthen nach kurzer Begrüssung sofort in einem Zuge nach der Burg, wo die Junkherren und Knappen die Pferde in Empfang nahmen, und die Herrschaften Hand in Hand in den Palas traten. Hierauf wurde je nach Umständen eine Erfrischung genommen, oder ausgeruht, gebadet oder Toilette gemacht.

Jeder Fest- und Gesellschaftstag begann mit dem Besuche der Messe, die um 9 Uhr gelesen wurde. Der Zug dahin bewegte sich unter Trompeten- und Paukenschall nach einer bestimmten Reihenfolge, die jedoch nicht zu allen Zeiten und Orten gleich war. Gewöhnlich giengen die unverheirateten Frauen voran, dann die verheirateten und im besonderen die Burgfrau oder die vornehmste der Gesellschaft, hierauf die Männer und hinter ihnen die Jünglinge.

Messe.

Nach der Rückkunft von der Messe setzte man sich zum Früh- mahl, machte dann einzelne Besuche auf den Zimmern, verhandelte etwaige Geschäfte, und gieng hierauf zu allerlei gesellschaftlichen Unterhaltungen. Es wurde getanzt, oder die Männer hielten allerlei ritterliche Uebungen, auch ein kleines Turnier ab, wobei die Frauen zuschauten. Manchmal zog man gemeinschaftlich auf die Jagd, und wählte dazu solche Jagdarten, an denen auch die Damen theilnehmen konnten, nämlich mit dem Falken, dem Sperber und dem Habicht, und die Jagd auf den Hirsch. Manche Dame that es den Rittern

Vergnügen-
gen vor
Tische.

gleich an Geschicklichkeit im Wurfe des Vogels oder im Lenken des Rosses und in der Schnelligkeit, wenn es galt, dem enteilenden Hirsche nahe zu bleiben. Nach diesen Vergnügungen folgte das Spätmahl.

Die beiden Mahlzeiten wurden in einem und demselben Lokale eingenommen, gewöhnlich in dem geschmückten Rittersaale, wenn nicht die schöne Sommerzeit in das Freie hinauslockte, und die Tafel draussen im beschatteten Grün oder im luftigen Zelte, wo das Terrain es erlaubte, dicht vor der Burg aufgeschlagen wurde.

**Anordnung
der Tafel.**

Die Tische standen an den Wänden entlang, und liessen in der Mitte des Saales einen grossen Raum frei, zur Aufnahme der Kredenz, zur Bewegung der Diener und zur Aufführung verschiedener Unterhaltungen. Oben befand sich der Ehrenplatz, ein kleinerer Tisch und Stuhl mit einem Himmel darüber.

Tischgeräth.

Das Tischtuch bestand gewöhnlich aus weissen Linnen. Auf Bildern des XIV. Jahrhundertes sieht man zwei Tischtücher; das obere, hier und da gelb gestreift, bedeckt nur die Tischplatte; das zweite ist an Ringen rings um den Rand des Tisches angehängt und kunstreich gefältet, es reicht bis zur Erde. Auch die einfachen Tischtücher waren so lang. Bei jedem Sitze stand ein Fusschemmel.

Das Verfahren, die Speisen zu sich zu nehmen, war im Mittelalter sehr verschieden von jenem, welches heute üblich ist; dieses ist jünger, als mancher glauben möchte. Teller für einen jeden einzelnen Gast wurden in älterer Zeit selten auf den Tisch gestellt, und waren dann gewöhnlich aus Holz, später aus Zinn verfertiget. Häufig legte man und zerschnitt die Fleischspeisen auf Brodscheiben oder flachen Kuchen, die dann vom Safte durchzogen, nachdem man das Fleisch genossen, ebenfalls verzehrt wurden. Diese Sitte kam noch im XV. Jahrhunderte vor. Teller aus Steingut sind erst am Ende des Mittelalters eingeführt worden. Die Messer waren von verschiedener Gestalt, weil zu verschiedenen Zwecken, und viele hatten an den Spitzen kleine Häckchen, um damit die Speisen aus der Schüssel zu nehmen und die zerschnittenen Fleischstücke zum Munde zu führen. Die Messer für das Fleisch wurden nie an den Fasttagen in Gebrauch genommen. Eine Art Gabel lässt sich zwar schon am Ende des XI. Jahrhundertes bei den Griechen und in Venedig nachweisen, aber eben nur als seltener Luxusartikel. Die eigentliche Gabel entstand aber aus den kleinen Bratpiessen, an welchen Lerchen und anderes derartiges Geflügel zubereitet wurde, welches man von diesen gleich ass.

So waren die ersten Gabeln einzinkig, die späteren zweizinkig. Das germanische Museum in Nürnberg besitzt welche aus dem XV. Jahrhunderte. Es dauerte sehr lange, bis die Gabel in allgemeinen Gebrauch kam. In einer gedruckten Anweisung zur guten Lebensart bei Tische, noch aus dem Jahre 1645, wird von der Annahme aus gegangen, dass man die Speisen mit den Fingern anfasse. Löffel waren im Gebrauche, denn es wird ihrer erwähnt und ohne Anwendung derselben ist der Genuss flüssiger, dünner und kleinkörniger Speisen nicht denkbar, zumal es als unanständig galt, die Suppe aus der Schüssel zu trinken. Dass die Löffel auf mittelalterlichen Bildern so selten vorkommen, mag darin seine Ursache haben, dass sich nur jene Speisen am besten bildlich darstellen lassen, bei deren Genuss der Löffel nicht nötig ist. Das Essgeräthe wurde nicht immer für jeden einzelnen Gast auf den Tisch gelegt, die Gesellschaft begnügte sich mit einer geringeren Zahl desselben. Uebrigens war es so ziemlich allgemeine Sitte, dass jeder, auch die geladenen Gäste ihr Essgeräth mitbrachten und deshalb immer bei sich trugen; die Männer oft in einem Seitengehäuse ihrer Schwertscheiden, die Frauen neben anderem Geräthe an lang herabhängenden Gürtelbändern. Auch ein eigener Becher wurde nicht immer jedem Gaste hingestellt. Da diese Gefässen in der Regel grössere Gestalt hatten, als heute, so war es nicht selten, dass sich mehrere Personen desselben Bechers bedienten, oder am Familientreffen ein einziger für alle ausreichte. Man ververtigte sie anfänglich aus Holz, später gerne aus edleren Stoffen und es kamen nicht nur in den Burgen, sondern auch auf den Rathstuben in den Städten und selbst in Dorfwirthshäusern silberne oder goldene Humpen oft mit Edelsteinen geschmückt in Gebrauch. Aeneas Sylvius, der nachmalige Papst Pius II., gestorben 1464, welcher 1445 Pfarrer zu Aspach im Innkreise war und viele Jahre in Deutschland gelebt hatte, sagt, es gäbe daselbst kein Wirthshaus, wo man nicht aus silbernen Bechern trinke. Servietten waren nicht allenthalben üblich, dafür wurden vor und nach Tische und manchmal auch wiederholt während des Gastmählens Wasser und Handtücher herumgereicht. Mitten auf dem Tische standen das Salz- und Pfefferfass, und um dasselbe her waren Brod und Kuchen gelegt. Tafelaufsätze kamen selten vor, die dazu passenden Gegenstände prangten auf der Kredenz. Doch wurden viele Speisen so eingerichtet, dass sie zugleich zum Schmucke der Tafel dienten. Das verschiedene Wild- und zahme Geflügel war so zubereitet, dass es noch mit einem Theile seines Gefieders prunken

konnte; es wurde an besonderen Stellen der Tische aufgestellt. Aus Gebackenem und Zuckerteig errichtete man allerlei wundersame Bauten, auch Thürme und Burgen. Dergleichen seltsame Liebhabereien gehörten aber meist dem späteren Mittelalter an. Eine hübsche Sitte war es, die Tafel mit Blumen zu bestreuen und solche, besonders Rosen als Symbole der Verschwiegenheit, über dem Speisetische aufzuhängen, woher die Redensart *sub rosa* stammt.

In der Mitte des Speiselokales stand die Kredenz, manchmal auch mehrere, wo tranchirt und von wo aus servirt wurde.

Vor Beginn des Festmahles war mit den Edeldienern alles auf das Genaueste verabredet worden, damit Wirth und Wirthin in keiner Weise in Anspruch genommen würden, sondern sich ganz der Unterhaltung ihrer Gäste widmen könnten. Jeder Edeldiener hatte seine bestimmte Verrichtung, seinen angewiesenen Posten; einer tranchirte, der andere besorgte die Getränke, die übrigen giengen mit dem Waschwasser oder trugen die Speisen auf, schenkten ein und bedienten sonst die Gäste; jeder hatte seinen angewiesenen Tisch. Je zahlreicher die Dienerschaft, desto glanzvoller erschien damals das Gastmahl.

Beim Auftragen bediente man sich der Schüsseln und Tafelbretter, beim Einschenken der Krüge und Kannen. Der Stoff dieser Gefäße richtete sich nach dem Vermögen der Besitzer und bestand aus Thon, Zinn, Messing und Bronze; bei reichen waren sie schon zeitig aus kostbarem Metalle. Die Krüge und Kannen aus Thon waren im Mittelalter sehr einfach. Im XIV. und XV. Jahrhunderte hatten die Zinn- und Messingkannen schlanke elegante Formen, mit verziertem Deckel, Henkel und Ausguss, letzterer zuweilen in Gestalt eines geflügelten Thieres oder eines männlichen Kopfes, an dessen Stirne eine Röhre angefügt war. Die Schüsseln hatten, je kostbarer ihr Stoff, desto reichere Ornament-Darstellungen.

Sobald die Zeit zum Spätmahle, welches das Hauptessen war, herankam, ward ein Zeichen gegeben; gewöhnlich wurde zu Tische geblasen.

Im frühen Mittelalter speisten Männer und Frauen in verschiedenen Lokalen, und es kam höchstens die Wirthin zu den Männern, ihren Gästen zu Liebe, und um ihnen gegenüber ihre Pflichten wahrzunehmen. Etwas später erscheint die Einrichtung, dass die Geschlechter zwar in einem Raume, aber an verschiedenen Tischen assen; — die Damen an der einen Wand, die Herren an der anderen —

und jene sich von Jungfrauen, diese von Knappen bedienen liessen. Aber schon im XII. Jahrhunderte kam die französische Sitte, dass Herren und Damen neben einander an der Tafel Platz nahmen, in Deutschland zur Geltung. Um eine anscheinend parteiliche Vertheilung der Frauen zu vermeiden, wurden die Paare oft zusammen- gelost, und führte jeder Herr die ihm zugewiesene Dame in den Saal an den ihm vom Kämmerer bezeichneten Platz; während dem spielte die Musik.

Ehe man sich setzte, kamen die Knappen mit Becken und Wasserkannen; ihnen folgten Junkherren, die Handtücher über die Schulter gelegt; die Frauen wuschen sich zuerst die Hände, hierauf die Männer nach ihrem Range. Auch war es Sitte, dass man sich nicht zum Essen niedersetze, ohne das „Gesegne uns Jesus Christus“ zu sprechen. War ein hochgestellter Priester eingeladen, so wurde er zum Segnen des Brotes aufgefordert.

Einem Jeden war sein Platz streng nach dem Range ange- wiesen. Bei kleineren Festen, die einen mehr häuslichen und Familien- Charakter trugen, gab wohl der Hausherr selbst die Plätze an. Wer sich im Kampfe besonders ausgezeichnet, oder im Turnier den ersten Preis errungen hatte, bekam gewöhnlich einen bevorzugten Sitz an der Festtafel. Der oberösterreichische Standesherr Hans von Traun wurde, nachdem er in der Schlacht bei Poitiers 1356 das Heerbanner Englands getragen, und jenes von Frankreich mit eigener Hand erobert hatte, bei dem darauffolgenden Mahle zur Belohnung für seine Heldenthaten zwischen dem gefangen genommenen französischen König und dem schwarzen Prinzen, Feldherrn der Engländer, gesetzt, worüber der begeisterte Krieger ausrief: „Nie würdiger sass mein Geschlecht, das sag' ich euch, als ich sitze an diesem Tage“.

Die Gäste pflegten nur an der gegen die Wand zugekehrten Langseite der Tische zu sitzen, so dass sie das Gesicht der Mitte des Saales zukehrten; die andere Langseite wurde nicht besetzt, damit die Gäste eine freie Aussicht hatten und die Diener unbehindert vorlegen konnten. Bei solcher Anordnung hatte man zum Sitze, die Ehrengäste ausgenommen, Bänke mit und ohne Lehne, die mit Decken und Polstern belegt waren, daher auch das Wort Bankett für Fest- schmaus. Bilder aus dem XIV. Jahrhunderte stellen uns einen ring- förmigen Tisch dar, an dessen äusserer Seite man herumsass, und der eine Oeffnung hatte, wo hinein die Diener mit den Speisen giengen, um von der inneren Seite aus zu bedienen.

Bei besonders festlichen Gelegenheiten wurden die Speisen in feierlichem Zuge unter schallender Musik herbeigetragen. Am Ausgang der Küche standen die Diener, welche sie vom Küchenpersonal in Empfang nahmen; diese überbrachten sie anderen von höherem Range, die an den Thüren des Saales ihrer harrten und die Speisen in den Saal trugen. Hier wurden die imposanteren zuerst auf die Tische, dann auf die Kredenzen gestellt, wo sich die Vorschneider ihrer bemächtigten. Die einfachen Braten, insbesondere das gewöhnliche Geflügel, wurden in der Regel an dem Spiesse hereingetragen, an welchem sie gebraten worden waren; in vornehmen und reichen Burgen bestanden diese Spiesse wohl aus Silber. Wenn ein Streit bei Tafel entstand, und es wird das einmal erzählt, war es das erste, dass die Männer die Braten liegen liessen, und sich der Spiesse zu bemächtigen suchten, um sie als Waffen zu gebrauchen.

Dass es während des Tafelns, namentlich wenn nur Männer anwesend waren, nicht selten zu blutigen Auftritten kam, ersieht man aus einem Vorfalle der sich 1256 im Stifte St. Florian zutrug. Im dortigen Refektorium tafelten Ortolf, Herr der benachbarten Burg Volkerstorf, sein Bruder Dietrich und sein Neffe Otto von Ror mit Witigo, Landschreiber an der Ens und Liebling des damaligen Landesherrn Otakar von Böhmen. Sie geriethen in heftigen Streit, wobei Ortolf das Messer ergriff, nach Witigo stach und ihn dann mit dem Schwerte tötete. Zur Strafe verloren Ortolf und seine Genossen ihre Güter und mussten das Land verlassen; die Burg Volkerstorf wurde niedergeissen. Unter Rudolf von Habsburg kehrten sie wieder zurück und erhielten die Erlaubniss zum Wiederaufbau dieser Burg.

Speisen.

Was die Art der Speisen anbelangt, so ist darüber schon früher bei Erwähnung der mittelalterlichen Kochkunst gesprochen worden. Hier mögen nur einige Gerichte angeführt werden, wie sie in dem Küchenzettel der damaligen Festmahl vorkommen. Am Ende des XIII. und Anfang des XIV. Jahrhundertes: Fette Schweinebraten, Würste, Schafgehirn, Gänse, Hühner, gesottene Kapaune, Tauben und Fasane. — Geröstete Ochsennieren, Schweinsfüsse, Magen, die mit gehackten Eiern, Petersilie und Saffran gefüllt sind; Würste mit Muskat und Nägelein, Sulze, Gänse, Speckkuchen, Salmen, Hausenwammen, Hechte, Aale und Forellen, ein jähriger Stier mit Petersilie und Saffran gebraten. Im Jahre 1303: Am ersten Tage als erste Tracht: Eiersuppe mit Saffran, Pfefferkörner und Honig, ein Hirse-

gemüse, Schafleisch mit Zwiebeln, ein gebratenes Huhn mit Zwetschken; als zweite Tracht: Stockfisch mit Oel und Rosinen, in Oel gebackene Bleie, gesottener Aal mit Pfeffer, gerösteter Bückling mit Senf; als dritte Tracht: Sauer gesottene Speisefische, gebackene Barbe, kleine Vögel in Schmalz, hart gebacken mit Rettig, eine Schweinskeule mit Gurken. Am zweiten Tage gab man als erste Tracht: Schweinefleisch, Eierkuchen mit Honig und Weinbeeren, gebratenen Häring; als zweite Tracht: Kleine Fische mit Rosinen, aufgebratene Bleie und eine gebratene Gans mit rothen Rüben; als dritte Tracht: Gesalzene Hechte mit Petersilie, Salat mit Eier und Gallert mit Mandeln belegt. Alles das kostete 8 fl. 15 gr. 9 pf. Im Jahre 1345: Enten in Pfeffer, Fische mit Reis, Hähne und als Nachtisch Birnen, Nüsse und Käse. Im Jahre 1415: Rindbruststücke, junger Hammelbraten, Schinken, Wildpret in Pfefferbrühe, Kapaun, wilde Ente; zum Nachtisch Käse und Obst. Die Deutschen liebten namentlich Nüsse zum Nachtisch, wozu sie fleissig tranken.

Als Getränk diente das Bier, welches aber nur bis in das XIII. Jahrhundert auf den Tafeln vornehmer Burgen erscheint. Neben dem Biere war der Meth ein uraltes Getränk; er wurde aus Wasser und Honig, später mit Zuthaten von Kräutern und Gewürz bereitet und stand in Deutschland im XI. und XII. Jahrhunderte im gleichen Ansehen wie der Wein. Später als Bier und Meth kam der Obstwein in Gebrauch. Wir finden ihn im Mittelalter schon in den Bauernhöfen Oberösterreichs. Auf vornehmen Tafeln war der Wein vorherrschend.

Getränke.

Der Weinbau wurde stark betrieben, und war im Norden und Osten mehr verbreitet als jetzt, aber der schlesische und märkische Wein wurde meist nur nachdem er mit Gewürz und Honig gesotten war, als eine Art Meth oder Sekt getrunken. Rhein- und Moselwein, ebenso der Frankenwein und Oesterreicher werden wohl gelobt, allein man zog die feurigen Süd- und Ostweine vor. Ungarwein, Italiener- und Cyperwein waren die erkorenen Arten, an deren einfachem Verbrauche, so süß und hitzig sie auch sind, man sich nicht begnügte. Sie wurden noch mit allerlei Gewürzen und Kräutern angemacht und zuweilen auch gekocht und heiss als Wurzwein getrunken. Die Namen dieser künstlichen Weine waren: Pigment, Klaret, Sinopel, Hippokras und Lautertrank. Bei der künstlichen Versetzung der Weine waren die Frauen geschäftig. Mit den betrügerischen Weinfälschern nahm man es damals so ernst, wie mit

einem Attentat auf die jungfräuliche Ehre, oder mit einer Majestäts-Beleidigung; man verwies sie einige Jahre aus dem Lande und bedrohte sie sogar mit dem Tode. Der Wein- und Obstbau genossen eines so ausgezeichneten Schutzes, dass derjenige, welcher z. B. einen Obstbaum umhieb, den zwölfjährigen Ertrag bezahlen, einen anderen Baum liefern musste und noch ausserdem bestraft wurde. Auf das Zerstören der Weinberge stand Acht, Bann und dieselbe Strafe, wie auf Brandstiftung.

Speiseregeln. Für die Weise, wie man essen und trinken sollte, hatte sich eine bestimmte Anzahl von Regeln und Vorschriften herausgebildet. Eine dieser Tischregeln, welche der aus dem salzburgisch-bairischen Gebiete stammende Dichter Tanhauser im XIII. Jahrhunderte niederschrieb, lautete also: Man soll die Hände äusserst sauber zum Essen halten, die Nägel vorher schneiden, aber allein und nicht in Gesellschaft. Man soll die oberste Stelle nur mit Sträuben annehmen, gerade sitzen, nicht viel Bewegung mit dem Körper machen und nicht herumwandern. Wer oben sitzt, soll den Anfang machen; wären aber Frauen da, so solle man diese beginnen lassen. Man soll das Brod nicht eher anrühren, als bis die erste Speise gebracht ist; nicht mit beiden Backen essen, die Zähne nicht mit dem Messer stochern, nicht mit dem Finger die Speise auf den Löffel schieben. Das aufgeschnittene Ei ist mit einem Stück Brod umzurühren, nicht mit dem Messer, Salz nicht mit den Fingern zu nehmen, sondern mit dem Messer und auf ein Tellerchen von Brod zu legen. Man soll das Brod zum schneiden nicht an die Brust stemmen, die Suppe nicht aus der Schüssel trinken, nicht mit dem Munde schmatzen, sich nicht in das Tischtuch schneuzen, den Gürtel nicht bei Tische erweitern u. s. w.

Unterhaltung bei Tische. Die Zeit bei Tische wurde durch heitere Gespräche, Minnereden und Kriegserzählungen verkürzt; in den Pausen lasen Dichter die beliebteren epischen Gedichte vor oder sangen lyrische Lieder; Spielleute wurden vorgelassen und ergötzten durch Saitenspiel, Pantomimen und Tänze. Die Tänzer von Profession gehörten damals mehr in die Gattung der Kunstspringer; sie verrenkten die Glieder, wirbelten herum, schlügen Purzelbäume und tanzten auf den Händen. Der Burgherr, dem es allein gestattet war, gieng bei grösserem Mahle von einem Gaste zum anderen und ermunterte ihn mit freundlichen Reden.

Zum Schlusse des Mahles wurden noch einmal Süßigkeiten herumgereicht, dann wusch man die Hände, stand auf, sprach das

Dankgebet und begab sich einstweilen in andere Zimmer. Die Diener leerten sofort die Tische, hoben die Tischtücher ab und trugen die Tische, wenn man nicht zum weiteren Trinken aufgelegt war, aus dem Saale hinaus, um Platz für den Tanz und die anderen Vergnügungen zu machen.

Nach dem Essen gab man sich der mannigfachsten Unterhaltung hin, im Saale oder im Freien, je nachdem Wetter und Jahreszeit es erlaubten oder verboten. Es war Sitte, dass sich die Gesellschaft mit einem Tänzchen amüsirte, das etwa eine Stunde dauerte. Der höfische Tanz, wobei jeder Herr eine oder zwei Damen bei der Hand nahm, bestand in einem Umgang im Saale, mit schleifenden, leisen Schritten unter dem Getöne von Saiteninstrumenten und Tanzliedern, welche letztere eigens zu diesem Zwecke gedichtet waren, und von dem voranschreitenden Vorsänger oder der Vorsängerin angestimmt wurden; die Gesellschaft sang mit und stellte den Inhalt des Gesanges durch irgend eine einfache Handlung äusserlich dar, nachdem sie einen Kreis geschlossen hatte. Ein anderer Tanz war der Reigen, welcher mehr im Freien aufgeführt und nicht geschritten wurde, sondern sich durch weite und hohe Sprünge auszuzeichnen suchte und ebenfalls nach Saitenspiel oder Gesang regelte. Nach dem Tanze, wenn man im Saale blieb, wurde die Unterhaltung ganz frei gegeben, und ein jeder ergötzte sich mit dem, was ihm gerade lieb war und Vergnügen machte. Einige setzten sich zu dem nicht selten kostbar ausgestatteten Schachbrett, dessen Figuren gewöhnlich Reiter und Trabanten von beträchtlicher Grösse waren. Andere spielten mit Würfeln oder Karten. Das Kartenspiel kommt im Abendlande seit Ende des XIV. Jahrhundertes vor, ist eine Erfindung der Chinesen, und wurde wahrscheinlich durch die Araber in Italien und Spanien eingeführt. Ein Theil der übrigen Gäste sah entweder den Spielern zu, oder unterhielt sich mit Musik, sang Lieder oder horchte auf das Spiel und den Gesang der Jungfrauen, welche die Burgfrau zu ihrem Hofstatt hielt, und auf deren musikalische Ausbildung zu eigenem und zum Vergnügen der Gäste sie Bedacht genommen hatte. Man theilte sich auch die Neuigkeiten des Tages mit; was man auf der Reise erlebt und erfahren; was das Gerücht Sicheres und Unsicheres umhertrug; oder lagerte und gruppirte sich um den Kamin, und hörte den Vorlesern und Erzählern zu und vernahm von geschichtlichen Dingen, welche die Chroniken berichten, von selbsterlebten und durchgekämpften Abenteuern oder jenen der Dichtung. Was noch jung war,

Unter-
haltung nach
Tische.

die Tänzer zumal, setzte sich zu den Damen an den Wänden herum zum Geplauder oder zu vertrauterem Selbander in die Fensternischen. Wenn die Witterung und die Jahreszeit es erlaubten, genoss man die Vergnügungen im Freien; darüber wurde bereits bei Erwähnung der Burggärten gesprochen. War es Nacht geworden, und wurde von den Dienern der sogenannte Schlaftrunk herumgereicht, so war diess ein Zeichen zum Aufbruche und Schlafengehen. Der Schlaftrunk wurde zuweilen auch den Gästen zu ihrem Bette getragen; er bestand in verschiedenem Wein oder in Hippokras, einem gemischten Getränke, wie schon erwähnt wurde, mit Hinzufügung von Süßigkeiten oder Obst.

Der Abschied selbst war viel einfacher, als der Empfang, gewöhnlich so, wie er bei der Weiterreise eines einzelnen werthen Gastes geschildert worden ist.

Ton der
Unter-
haltung.

Der Ton der Unterhaltung war im früheren Mittelalter anständig und züchtig, wenn auch bei den rauhen Männern derb, bei den einfachen Frauen ungenirt. In der höfischen Zeit, seit dem Ende des XI. bis in's XIII. Jahrhundert, gewann der Adel an Feinheit und äusserem Glanze; aber seit der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhundertes begann im Verkehre der Frauen mit den Männern ein Ton, der nach und nach im ausserordentlichen Grade frei war. Die feinen Umgangsformen wurden immer mehr vergessen oder geradezu verachtet, und dafür ein schmutziger Ton eingeführt, die Begriffe von Schicklichkeit und Sittlichkeit lax, die Manieren mit Frivolität stark versetzt. Man kann sich keine hohe Vorstellung machen von der Züchtigkeit einer Zeit, wo auch die Frauen dem Genusse stark gewürzter Weine durchaus nicht abhold waren, wo bei festlichen Mahlzeiten das Zuckerwerk in obscönen Formen aufgetragen wurde, wo auf den Trinkgeschrirren lascive Gruppen abgebildet waren, wo die Tänze zu einem wüsten und wilden Gewirbel und Getobe und frechen Sprüngen ausarteten. Die Gesellschaft verwilderte im XIV. und XV. Jahrhunderte unsäglich. Die Frauen ergaben sich grobsinnlicher Ausschweifung oder einer überspannten Frömmelei, die Männer der rohesten Jagd-, Trink- und Rauflust. Der Adel war in Folge des übermässigen Aufwandes, welchen er bei Turnieren, häuslichen und öffentlichen Festen und Versammlungen aller Art, in Speise und Trank, Hausgeräth und Kleidung, in Dienerschaft und Pferden entwickelt hatte, vielfach so verarmt, dass er zur Wegelagerung griff, um das Leben zu fristen. Ein wildes Räuberleben wurde auf vielen Burgen heimisch, ein Krieg

Aller gegen Alle begann, und brachte eine Missachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze mit sich. In diesen brutalen Zeiten verfiel die ritterliche Poesie; der Dichter sank zum schmarotzenden Zotenreisser herab, welcher mit den gewerbsmässigen Hofnarren um ein kärgliches Stück Brod kämpfen musste. An die Stelle höfischer Kurzweil mit ihrer Freude an zierlicher Rede, Musik und Liederstreit traten unsaubere Possen, ruinirende Spielwuth, ein stupides Raufboldwesen und Saufgelage mit unflätigem Gespräche. Es blieben zwar noch viele Formen der ritterlichen Sitte, aber es neigte sich doch alles dem Rohen und Gemeinen zu.

Vieles im trinken ertragen zu können, war ein Ruhm; ja es Trinkgelage. war damals so weit gekommen, dass es nicht mehr für ein Laster, sondern für eine Ehre gehalten worden war, wenn einer recht viel trinken konnte, und wer es oft bis zum frühen Morgen nicht mitmachte, wurde ausgelacht. Ein Ritter war auf den Ruf eines grossen Trinkers ebenso stolz, als auf den Ruhm der Tapferkeit. Die Frauen nahmen an diesen Trinkgelagen theil, und zwar nicht blos mit verschämtem Nippen. Sie sassen dabei fast immer gepaart, und tranken mit ihren Genossen aus einen Becher. So kam es, dass die Prediger gegen die Trunksucht der Frauen zu eifern hatten, die oft den Schleier vom Haupte vertranken, während der Mann das Schwert verzehrte. Auch noch später im XVI. Jahrhunderte verstanden die Frauen den Becher zu leeren; das bezeugen die Trinkbücher, welche auf manchen Burgen gehalten wurden. In dem Trinkbuche der Burg Ambras in Tirol eröffnete Philippine Welser 1567 die Reihe der Frauen, und bis 1577 folgen nicht wenige nach, welche den drei Mass haltenden Humpen handhabten.

Um den Trinkgelagen einen entschuldigenden Grund zu unterschieben, ergriff man jede Veranlassung, Waffenübungen, Turniere, Jagden, eben gemeinsam bestandene Gefechte oder Fehden; ferner alle wichtigen Angelegenheiten des Familienlebens, Eheverlöbnisse, letztwillige Anordnungen, Schenkungen, Käufe und ähnliche Verträge, und selbst wichtige öffentliche Verhandlungen wurden bei Trinkgelagén vorgenommen. Da die grösseren Burgen in der Regel den ersten Geschlechtern des Landes gehörten, so wurden in ihren Mauern die wichtigsten Angelegenheiten des Landes, Zuzüge zum Heere des Landesfürsten, Widerstand gegen seine Befehle, Bündnisse für und wider denselben u. s. w. verabredet. Daher sind so viele Urkunden aus Burgen datirt und oft von einer grossen Zahl von Zeugen

bestätigt. Stürmisch genug mag es oft bei solchen Gelegenheiten zugegangen sein. Bis die strittigen Ansichten vereinigt waren, bis der Burgkaplan oder Notar die auszufertigende Urkunde entworfen, und, da sie oft in lateinischer Sprache verfasst wurde, ihren Inhalt den Versammelten gedolmetscht hatte, wurde mancher Humpen geleert, Wein und Tinte und nicht selten Blut floss zu gleicher Zeit, und mancher Fehdehandschuh wurde hingeworfen und aufgehoben.

Somit wären die Wehr- und Wohnbauten einer Dynastenburg und die Einrichtung und das Leben darin geschildert, so weit es das schriftliche, noch ziemlich spärliche Material und die Erforschung burglicher Baudenkmäler gestatteten.

Jetzt haben wir noch die kleine Ritterveste, welche auch Burgstall hieß, zu schildern.

II. Das Burgstall.

Der niedere Adel konnte solche grosse Burgen und stattliche Bauten, wie sie eben dargestellt worden sind, nicht aufführen. Die kleinen Verhältnisse, in denen der einfache Ritter lebte, bemüssigten ihn, bei Erbauung seines Wohnsitzes die Kosten möglichst zu sparen, und bei der Befestigung darauf bedacht zu sein, dass er die Vertheidigung mit wenigen Armen führen konnte, weil sie gewöhnlich nur auf die Faust des Ritters und seiner Angehörigen angewiesen war.

Daher galt es bei Anlage von befestigten Rittersitzen als Regel, sich auf so wenig Raum als thunlich zu beschränken, und den Bau wo möglich auf einen schwer zugänglichen Punkt zu stellen. Es konnte dabei keineswegs eine längere Widerstandsfähigkeit gegen formliche Belagerungen, sondern blos die Sicherung gegen feindliche Ueberfälle, plötzliche Angriffe und kurze Berennungen zum Ziele genommen werden. Ein solcher Rittersitz stellt sich uns mehr oder weniger als ein festes Haus dar, während die Burg ein fester Platz war.

Dieser kleine wehrhafte Wohnbau des niederen Adels hiess gewöhnlich das Burgstall, manchmal auch Bürgl. Im Jahre 1316 hatte Herzog Friedrich von Oesterreich der Elisabeth, Hausfrau des Schenken Dietrich von Dobra, „das Burgstall Trateneck“ zum Lehen gegeben. Manchmal baute auch der hohe Adel auf seinen Gütern solche Burgstalle; so begann 1386 Heinrich von Schaunberg das „Burgstall“ am rechten Donauufer, seiner Burg Neuhaus gegenüber, aufzuführen, um den Strom sperren und die herabfahrenden Schiffe anhalten zu können.

Das Burgstall ist wohl von Burgstadt herzuleiten. Der Burgstall wird für den Ort, wo ehemals eine Burg gestanden — Burgstelle — oder für eine verfallene Burg genommen; so heisst die Stelle auf dem hohen Berge bei Pollheim, wo früher die Stammburg

der Pollheimer gestanden, der Burgstall, seit nämlich dieses Adelsgeschlecht seinen Sitz nach Wels verlegte und die Burg verfallen liess.

Wehrbau.

Das Burgstall hatte keine Zwinger oder Vorwerke, bestand gewöhnlich nur aus einem Bergfried, in ihm die Wohnung für den Herrn, seine Familie und Diener, und aus einem schmalen Hofe, der entweder durch eine mit Thor- und oft auch mit einem Mordgange verschene, anderthalb bis drei Fuss dicke Ringmauer, die man zuweilen Mantel nannte, oder durch einen Erdwall mit Graben umfasst war, jenseits des letzteren befand sich dann gewöhnlich eine starke Wand aus Spitzpfählen. Hatte der Burghof einen Eingang gleich der Erde, so waren im Inneren an die Ringmauer die Stallungen angebaut, wo dann die Knechte wohnten. Diese nicht besonders starke Umfassung diente nur zum Schutze gegen plötzliche Ueberfälle.

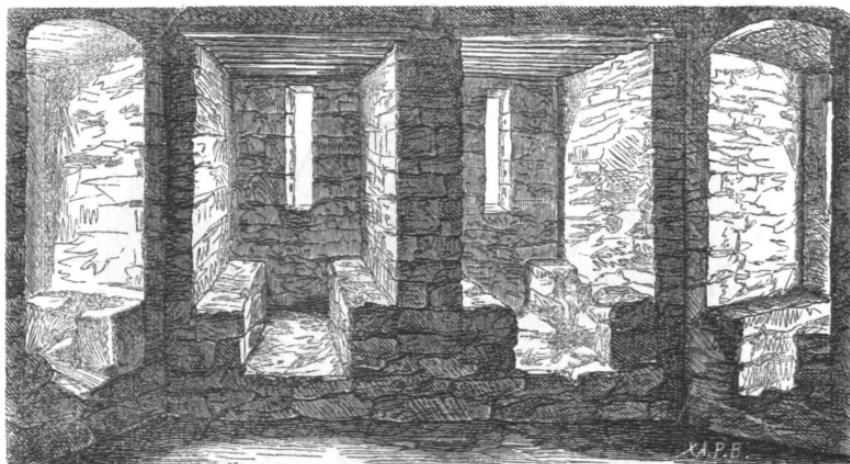
Der Bergfried als Wehrbau ist bereits geschildert worden; dieselbe Anlage hatte er ebenfalls im Burgstall. Wir wollen jetzt nur noch beschreiben, wie sein Inneres beschaffen war, wenn er auch noch als einzige Familienwohnstätte diente.

Wohnräume.

Das unterste Geschoss enthielt in der Regel einen Brunnen oder eine Cisterne, und wurde übrigens als Keller, Speisegewölbe oder auch als Gefängniss je nach Umständen benützt. Im ersten Stockwerke, wo der Eingang in den Thurm angebracht war, befand sich die Küche mit nur schmalen Schartenöffnungen, und hier wohnte auch das weibliche Hausgesinde und waren zu diesem Zwecke in der dicken Mauer tiefe Wandschränke und verschliessbare Bettstellen angebracht.

Den ganzen Raum im zweiten Stocke verwendete man als Wohn-, Speise- und Schlafzimmer des Burgherrn und der sämmtlichen Familienmitglieder. Es waren da ein Kamin, ebenfalls Schränke in der Wand, in welchen die Geräthschaften der Bewohner des Zimmers und die Kostbarkeiten derselben bewahrt wurden, und auch verschliessbare Bettstellen. Nebstdem stand hier das mächtige Ehebett und an seiner Seite oder an seinem Fussende schliefen die kleineren Kinder in Wiegen und Bettchen. Am Tage diente es auch als Ruhesitz. Bei den kleinen, auf die Vertheidigung berechneten Fensteröffnungen bildete die grosse Dicke der Mauer Kabinete, welche die mit Kissen und Rücklacken wohl versehenen Arbeitsplätzchen der Frauen des Hauses waren. An manchen Thürmen wurden zu diesem Zwecke Erker vorgekragt, welche so wie die Fensternischen die Frauengemächer ersetzen mussten. Man sperrte die Nischen, namentlich wenn Fremde zugegen waren, durch Vorhänge ab, und benützte sie

auch als Toilettezimmer, in denen man sich ungesehen aus- und anziehen und auch schlafen konnte. Dass alles diess ganz gut möglich war, kann man in dem sehr interessanten fünfeckigen Bergfried zu Neuhaus an der Donau ersehen. (Fig. 98.) Die im zweiten Stockwerke dieses Thurmes befindlichen fünf Fensternischen haben



Neuhaus. (Fig. 98.)



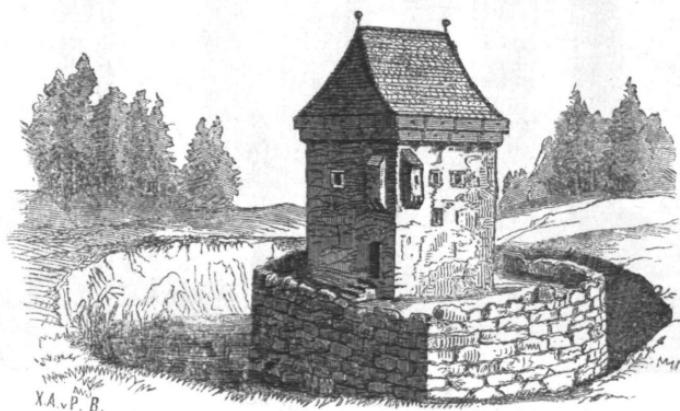
Falkenstein. (Fig. 99.)

Mus. Jahr. Ber. XXXII.

eine Tiefe von 9' und eine Breite von 6', welche sich nach Innen etwas erweitert. Jede der beiden Mauerwandränder ist $20\frac{1}{2}$ ", der Raum zwischen ihnen 30" breit. Im dritten Stockwerke sind zehn Nischen von 6' 8" Tiefe und 4' 11" Breite. Neun Nischen sind ebenfalls mit je zwei Mauerbänken versehen. Die Fensteröffnungen haben eine Höhe von 4' 10", bei einer Breite von 10". Jene im zweiten Stocke sind 5' hoch und 18" breit. Aehnliche Nischen sind in Falkenstein (Fig. 99),

kleinere in Krämpelstein. Jedes Stockwerk bildete in der Regel nur einen einzigen grossen Raum; die Zertheilung desselben in Zimmerchen durch feste Wände kam in Deutschland sehr selten vor.

Wenn die Gegend zu ihrer Uebersicht nicht zu hohe Baue verlangte, so schoben sich solche Bergfriede auch niedriger zusammen, indem sie um so mehr in die Breite wuchsen, und nun als thurmartige Steinhäuser erschienen. (Fig. 100.)



Pranthon. (Fig. 100.)

Häusliches
und gesellli-
ges Leben.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, dass man sich in den gewöhnlichen Rittersitzen in kleinliche, ja ärmliche Verhältnisse fügen und mit wenigem behelfen musste. In der Häuslichkeit, Ausstattung und an Schmuck des Lebens war dem kleinen Adel der wohlhabende Bürger des späteren Mittelalters voraus. Darum konnte auch in dem Burgstalle bei Empfang von Gästen und Fremden die Etiquette keine Anwendung finden, die Augen mussten mancherlei ertragen können, und der Anstand durfte wenig Ansprüche erheben. Der Gast ward mit einem Kusse freundlich empfangen, von den Frauen bedient und gepflegt, zum Geplauder auf die Bank vor dem Kamin geführt und schlief auch mit der Familie in demselben Zimmer. War er ein dem Wirth durch gemeinsame Waffenthaten und Abenteuer, oder durch besondere Zuneigung verbrüderter Freund, so schlief er entweder mit dem Hausherrn im Ehebette, während sich die Hausfrau an einer anderen Stelle ihr Lager bereitete, oder es wurde ihm das ganze Ehebett allein zur Verfügung gestellt.

Oft half man sich auch damit, dass man während der nächtlichen Beherbergung des Fremden im Zimmer kleinere, abgeschlossene Räume schuf, indem man die Betten mit Teppichen umschloss.

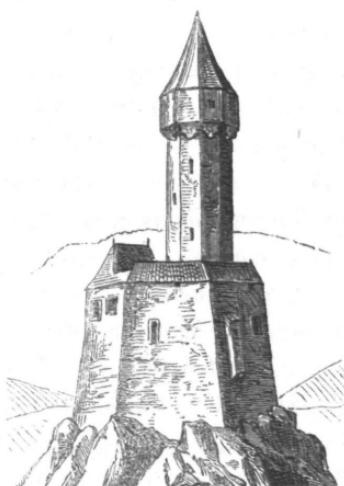
Hatte der Thurm noch ein drittes Stockwerk, so wurde es hin und wieder als Frauengemach benützt; gewöhnlicher aber verlegte man hieher das Prunkzimmer oder den Rittersaal, in welchem die besonderen Besuche empfangen, die wertheren Fremden beherbergt und die Gastmähler abgehalten wurden. Es stand daselbst ein Kamin, die Wände waren weniger dick und mit mehr und breiteren Fenstern, hie und da wohl auch mit einem Erker versehen.

Ganz oben auf der Plattform des Thurmes, die mit einem Dachstuhle oder kegelförmigen Steindache gedeckt wurde, war noch Platz für den Wächter und die männliche Dienerschaft.

Wenn sich mit der Familie auch ihr Wohlstand und Ansehen mehrten, das Leben sich reicher gestaltete, die Bedürfnisse wuchsen, das dienende Personale zahlreicher wurde, musste auch der Wohnsitz den gesteigerten Anforderungen nachkommen.

Umbau des Burgstalles zu einer grösseren Veste.

Es entstand dann ein neues, oft mehrstöckiges Wohnhaus, welches sich gewöhnlich an den Thurm lehnte. Wo aber der Bergfried schon ein thurmartiges Steinhaus war, wurde dieses nun zu einem mehrgliederigen Gebäude erweitert, und noch ein besonderer Bergfried, oft nur mit dem Verliess und der Wächterwohnung, erbaut. Zur Vertheidigung des Zuganges in der Ringmauer wurde nöthigenfalls ein Thorthurm vorgeschoben und überhaupt die Sicherheit auf die Stärke und Haltbarkeit der Umfassung verlegt. Das Aufblühen des Geschlechtes machte aus manchem Burgstall eine Veste (Fig. 101) und endlich eine Herrenburg.



Lobenstein. (Fig. 101.)

Im späteren Mittelalter, wahrscheinlich erst im XV. Jahrhunderte, gerieth man, übrigens nur in einzelnen Fällen, auf den Gedanken, ein hölzernes Wohnhaus oben auf dem massiven steinernen

Wohnhaus auf der Höhe des Thurmes.

Thurm zu setzen, und, da es in der Regel breiter und länger war, die auf allen vier Seiten oder doch auf einigen, über die Mauerfläche vortretenden Theile desselben, durch hölzerne Büge (Spriessen) zu stützen und als Umgang zu brauchen. Solche Häuser waren aus Backstein, mit hölzernem Riegelwerke und durch ihre erhöhte Lage wohl nur gegen das plötzliche Einbrechen kleiner, umherstreifender Banden geschützt. Diese Einrichtung finden wir besonders in der deutschen Schweiz.

Ende der mittelalterlichen Burgen.

Im XVI. Jahrhunderte baute man keine Burgen mehr. Die Verfall. Einführung des Landfriedens und der geworbenen Heere hob die ritterliche Selbstständigkeit, das Faustrecht und die Selbsthilfe auf. Die Ueberreste des alten Faustrechtes in Oberösterreich wurden im Jahre 1521 unterdrückt. Es waren Räuber zu Pferde, welche Reisende und Kaufleute, auch ruhige Bewohner plünderten; an ihrer Spitze stand der noch sehr junge Bernhard Zeller von Schwertberg; seine Genossen waren Ottmar und Matthäus von Marsbach, Bernhard Trautmannsdorf, Leo von Hoheneck, Ebner von Rab u. a. n. Bisweilen half auch Wolf von Losenstein mit. Der Schauplatz ihrer Gewaltthätigkeiten war bei Klamm und gegen die mährische Grenze, dann im Mühl- und Machlandviertel und gegen das Passauische Gebiet, welchem Ottmar von Marsbach die Fehde angekündigt hatte. Den Raub theilten sie gewöhnlich zu Marsbach, oder zu Weiteneck bei einer Frau von Trautmannsdorf und zu Schwertberg. Hier besonders hatten sie ihren Aufenthalt und Schutz. Zeller wurde endlich gefangen genommen und, nachdem auch mehrere seiner Gehilfen in Haft gebracht waren, zu Linz enthauptet.

Die allgemeine Anwendung des Schiesspulvers mit seiner ungeheuren Zerstörungskraft und die Ausbreitung der Feuerwaffen, welche eine regelmässige Beschiessung ermöglichen, und die Burgen der Vernichtung ziemlich wehrlos preisgaben, machten sie unhaltbar. Die mittelalterlichen Burgen waren für die kleinen Fehden, nicht aber auch für die grösseren Kriege geschaffen, und da sie jetzt keinen erfolgreichen Widerstand leisten konnten, verloren sie ihre Bedeutung als Waffenplätze, mit Ausnahme jener, deren Lage eine militärische Wichtigkeit hatte, oder die in vorübergehender Feindesnoth als Asyl für die Umgegend dienen konnten. Als man 1594 in Oberösterreich einen Einfall der Türken befürchtete, wurden nebst den Städten und

damals noch befestigten Stiften die nachbenannten Burgen als Zufluchtsorte bestimmt. Im Machlande: Greinburg, Klamm, Klingenberg, Kreuzen, Luftenberg, Prandegg, Reichenau, Reichenstein, Riedeck, Ruttenstein, Spielberg, Steyeregg, Waldenfels, Weinberg, Wildberg, Windeck, Windhaag. Im oberen Mühlviertel: Eschelberg, Falkenstein, Lichtenau, Marspach, Neuhaus, Ottensheim, Piberstein, Pührnstein, Ranarigl, Wachsenberg. Im Traunkreise: Gschwendt, Klaus, Weissenberg. Im Hausruckkreise: Eferding, Kammer, Kogl, Puchheim, Schaumberg, Starhemberg, Wartenberg. Es mussten demnach diese Burgen noch widerstandsfähig, daher in ihren fortifikatorischen Anlagen ziemlich wohl erhalten, und manche von ihnen auch schon mit neuartigen Befestigungen verstärkt gewesen sein. Ueber das Innyviertel kann in dieser Beziehung keine Auskunft gegeben werden, weil es zu jener Zeit noch nicht zu Oberösterreich gehörte.

Jene Burgen nun, welche den Städten fern, oder auf zu hohen Bergen und Felsen lagen, oder in ihrer Unbedeutendheit und Einrichtung den steigenden Anforderungen des Luxus nicht bequeme Befriedigung boten, wurden verlassen. Man fand es angenehmer, in der Ebene oder in Städten mehr unter Menschen zu wohnen, als auf einsamen, beschwerlich zu besteigenden Bergen und Felsen zu nisten. Die für immer verlassenen Burgen wurden Schlosswärtern, Jägern, oft auch einer armen Bauernfamilie zur Beaufsichtigung übergeben, die nicht erspriesslich sein konnte, weil man wenig oder nichts zur Erhaltung der Burg verwendete. Diess geschah um so früher, wenn das Adelsgeschlecht, welches die Burg erbaut hatte, ausgestorben war, und sie in fremde Hände kam. Trat dann ein Brand durch Blitzstrahl oder Unvorsichtigkeit dazu, so sank die dachlose, unbewohnte und unbewachte Burg für alle Zeit in Trümmer. Es geschah auch, dass man eine Burg abdachte, um mit dem gewonnenen Materiale einen Meierhof neu zu decken.

Endlich kam der ultra-ökonomische Vandalismus, welcher die alten Burgen, oft noch ziemlich erhaltene Kunstdächer und historisch denkwürdig, um oder unter dem Materialwerthe zum Abbruche verschacherte. Von den indolenten Nachkommen ihrer Erbauer, oder von den nur auf Gelderwerb sinnenden neuen Eigenthümern verachtet, dienten sie nun als billige und ergiebige Steinbrüche. Besonders wurden die Werkstücke, mit denen die Mauern und Thürme verkleidet waren, abgeschält; die Steinmetzarbeiten, z. B. Thür- und Fensterstöcke, Gewölberippen und Schlusssteine, Säulen, Pfeiler,

Fensterrosen u. s. w. als die am besten zu verwerthenden Baustoffe ausgebrochen, und kommen daher selten noch in Ruinen vor.

An dem letzten Verfalle der Ruinen hatten auch die Schatzgräber, welche den Boden durchwühlten und die Mauer durchlöcherten, dann die in dem Mauerwerke und im Burgboden aufkeimende Pflanzen- und Waldvegetation ihren Anteil. Die Wurzeln der Waldbäume drängen das alte Gestein auseinander, der Regen und Schnee dringt in die Spalten und macht die Mauer mürbe. Die Stürme rütteln an dem morschen Baue und schaukeln die langen Bäume hin und her, welche nun gleich ebenso vielen Hebeln und Brecheisen an der Zerküftung der Mauer arbeiten. Die Zeit ist nicht mehr ferne, wo auch die letzten charakteristischen Burgüberreste eingestürzt und verschwunden sein werden.

Und doch wäre eine Konservirung der Ruinen nicht sehr kostspielig gewesen. Mit einigen Schliessen und der Ueberdachung der wichtigsten Burgpartien, wozu das Holz oft in und bei der Burg wächst, mit Ausrottung der Vegetation, möglichstem absperren und zeitweiligem nachsehen durch die Förster und Beamten des Gutsherrn wäre das nothwendigste gethan worden.

Zwar geschah es in neuester Zeit, dass man einige Ruinen restauriren liess, allein diess geschah gewöhnlich in einer so dem Charakter des Mittelalters und der damaligen Bauweise in Deutschland fremden Art, dass die Ruinen gerade durch diese Restauration vernichtet worden sind. Es wurden dazu Architekten berufen, welche sich über die Formbildung und Kriegsbaukunst des deutschen Mittelalters keine eingehenden Kenntnisse erworben hatten; wenn sie auch in anderen Sphären der Baukunst sehr tüchtig waren. Wie gesagt, die Burgruinen liegen seit Jahren in den letzten Zügen, und oft, wo ein Arzt gerufen wird, um sie herzustellen, gehen sie an seiner Behandlung zu Grunde.

Als Beispiel der bereits erwähnten Indolenz und des Vandalismus, mit welchem man selbst bei Burgen von hoher Berühmtheit und architektonischer Schönheit verfuhr, mag noch die Zerstörung der Burg Vianden angeführt werden.

Sie liegt im Grossherzogthume Luxemburg und war in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhundertes der Sitz Otto's von Nassau, Stammvaters der jetzigen Könige von Holland. Ueber sie sagt der ausgezeichnete Alterthumskenner A. Reichensperger: Das Schloss Windsor und die Papstburg zu Avignon, die grossartigsten Burg-

paläste des Mittelalters, seien zwar in einem noch grossartigeren Massstabe angelegt, als Vianden; allein beide ständen in Bezug auf stylistische Durchbildung, überhaupt auf künstlerischen Reiz eben so weit hinter Vianden zurück, wie etwa die Kathedrale von York und Chartres hinter dem Dome zu Köln. Man brauche, um sich von der Grösse und Genialität der mittelalterlichen Architektur zu überzeugen, nur die Bauwerke von Vianden zu studiren. Das XI. und XIII. Jahrhundert, also die Zeit der schönsten Blüthe der romanischen und des Knospens der gothischen Baukunst, habe die kolossale Burg gestaltet, und ihre Glieder mit der ihr eigenthümlichen keuschen Anmuth geschmückt in der Art, dass man unschlüssig bleibe, ob man mehr die imposante Würde der Gesammt-Anlage bewundern solle, oder die aus der Konstruktion mit organischer Lebendigkeit sich entwickelnde sinnvolle Eleganz des Ornamentes.

Und was war das Endschicksal dieser herrlichen Burg?

Nach Reichensperger's Bericht fand sie das Jahr 1820 noch durchaus bewohnbar und unter Dach und Fach. Als sich aber ergab, dass die Reparatur des Dachwerkes die Summe von 400 fl. erheische, beschloss die Behörde, die Burg auf den Abbruch zu verkaufen, und König Wilhelm unterzeichnete die über die herrliche Wiege seiner Ahnen gefällte Sentenz.

Die Burg Vianden wurde nebst den anliegenden Gärten, Wiesen und sonstigen Dependenzien durch den Auktionshammer einem gewissen Koster & Comp. für die Summe von 1400 Kronthalern zugeschlagen. Als bald giengen Pickel und Brecheisen eifrig an's Werk: die Schiefer und Nägel wanderten von den Dächern herab; das Blei wurde aus den grössttentheils gemalten Fenstern, die Klammern aus den Mauern gerissen, nicht eines Groschen Werth entgieng dem Späherblicke der neuen Herren von Vianden. Die reichste Ernte aber ergab das Holzwerk; ein ganzer Wald von kerngesunden mächtigen Eichen ward bergab geschleift, um zu Mehlfässern für Luxemburger Magazine verarbeitet zu werden. Darauf im Jahre 1827 wurde die Burg als Ruine ohne die dazu gehörig gewesenen Ländereien durch den König von Holland für 110 fl. zurückgekauft, und seitdem haben Sturm und Regen es unternommen, das Zerstörungswerk von Koster & Comp. fortzusetzen.

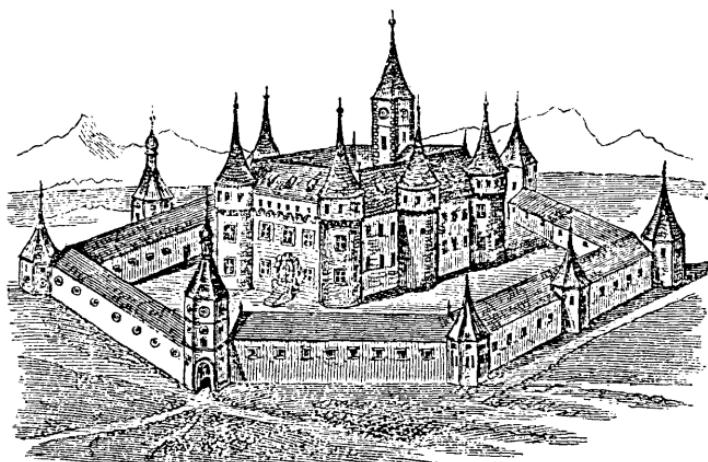
Die in bequemerer Lage befindlichen und nicht verlassenen Burgen wurden seit dem zweiten Viertel des XVI. Jahrhundertes wohnlicher umgebaut, und dabei ihres mittelalterlichen Charakters

meistentheils entkleidet, und auch später noch änderte und baute man an vielen Burgen so lange, bis sie in gewöhnliche grosse Wohnhäuser umgewandelt waren.

Jene Adelsgeschlechter, welche ihre Burgen für immer verlassen hatten, errichteten nun in Thal und Ebene neue Schlösser. Diese erhielten einen symetrischen, von runden oder viereckigen Thürmen flankirten Grundriss, geschnörkelte Giebeln, Treppenthürme, Schiessscharten von der mannigfaltigsten Gestalt für die Feuerwaffen und einen Graben. Diess jedoch nicht zum eigenen Kriegführen, daran dachte Niemand mehr, sondern man war froh, wenn man herumziehende Schnapphähne durch eine aufgezogene Brücke und einige Schüsse abhalten konnte. Jetzt wurde der Krieg nur noch von den Fürsten geführt, und zwar mit Hilfe einheimischer und ausländischer Söldner, die man nur für die Dauer des Feldzuges anwarb. Nach demselben entlassen, oft ohne dass ihnen der Sold ganz ausgezahlt worden wäre, durchzogen sie plündernd das Land, bis sie gewöhnlich ein Landesaufgebot nach manchen Kämpfen vertrieb oder vertilgte.

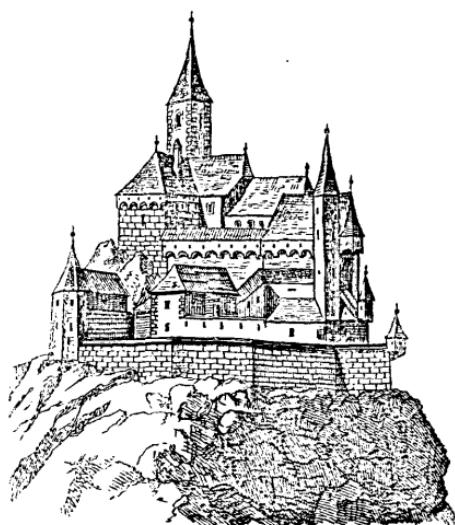
Diess war auch eine der Ursachen, warum viele vom Adel sich Häuser in den wohlbefestigten und vertheidigten Städten, in Oberösterreich besonders zu Linz, Ens und Wels, bauten. Sie hatten hier in unruhigen Zeiten mehr Sicherheit, im Frieden mehr Comfort und alle Annehmlichkeiten eines geselligen Lebens. Ihre Häuser wurden gewöhnlich mit Eckthürmchen geschmückt, um anzuseigen, dass ihre Besitzer dem Adel oder Patriciat angehören; denn diesen allein stand damals das Recht zu, solche Bäue aufzuführen.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Bauten in den neuen Schlössern und jenen der mittelalterlichen Burg bestand darin, dass Ziegel statt Bruchsteinen, platte statt rinnenförmige Dachziegel, Pflasterziegel statt Estrich oder Steinpflaster, hohe Dächer auf allen Gebäuden, zwiebelförmige Thurmbedachung, zahlreichere Windfahnen; symetrische und räumliche Eintheilung der Gemächer, Fenster und Thüren; breitere und freiere Stiegen und Gänge, statt der früher oft in der Mauerdicke versteckten Treppen; Vordächer über den Eingängen, gerade, längere Fronten, geräumige Höfe, kasernartige Bauten eingeführt wurden. Ein viereckig geschlossener Bau mit Eck- und manchmal auch Mittelthürmen, oder ein Thurm in der Mitte der Hauptfront war im XVII. Jahrhunderte sehr beliebt. (Fig. 102.)



Mühlgrueb. (Fig. 102.)

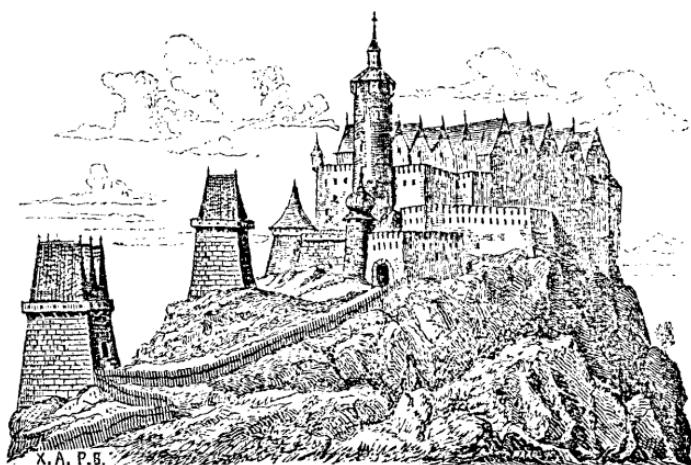
Grössere Burgen, die nicht zu hoch oder zu entfernt von Städten lagen, oder jene, deren Stelle militärische Wichtigkeit hatte, verwandelte man in neueren Befestigungsweisen zu Bergschlösser. Die Zinnen wurden entfernt, die Ringmauer, sowie auch die an ihr



Klingenberg. (Fig. 103.)

stehenden Thürme niedriger gemacht (Neuhaus). Erstere bekam einen neuen, mit einem Ziegeldache bedeckten, aus Riegelwerk erbauten, über die Mauerfläche vortretenden Gang (Fig. 103), der mit Fenstern, die Laden von Brettern hatten, versehen war. Statt der flankirenden Thürme setzte man in den Gräben an die Mauer Streichwehren oder Rondellen an, niedrige Thürme, meistens Halbthürme, welche mit fein profilierten Scharten für Geschütze und Wallbüchsen durchbrochen waren.

Bald darauf, um das Jahr 1524, begann man die Ringmauer durch angeschüttete Erdwälle zu verstärken, ihr ein möglichst freies Schussfeld zu bereiten, und sie auf diese Weise zum Geschützgebrauch und Geschützwiderstand tauglicher zu machen. Gegen die Mitte des XVI. Jahrhundertes baute man neue Streichwehren, nicht mehr rund, sondern in der Form von Bastionen, mit vertieften Flanken und gewölbt, und mit zahlreichen Scharten für Kanonen und kleineres Schiessgewehr. Der Graben wurde erweitert. Vor dem Thore, dessen Zugbrücke man mit Wagebalken versah, legte man jenseits des Grabens Vorthürme oder gemauerte Bastionen an. (Fig. 104.)



Wachsenberg. (Fig. 104.)

Diese Uebergangszeit der mittelalterlichen Befestigungsweisen in die neuere, dem Geschützwesen entsprechendere, erstreckte sich in

Deutschland bis in den 30jährigen Krieg, während welchem noch die grossen Bergschlösser zur Vertheidigung viel beitrugen.

In neuerer Zeit aber verschwand auch ihre militärische Wichtigkeit. Man liess nun die Vertheidigungswerke verfallen oder abtragen, und wandelte die Gräben in Gemüsegärten um, oder füllte sie aus.

So hörten auch die citadellartigen Schlösser auf.



LITERATUR.

Cohausen von: Die Bergfriede; im 28. Hefte der Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande. — Essenwein: Schloss Pernstein; in den Mittheilungen der k. k. Central-Kommission VII. 1862. — Essenwein: Die mittelalterlichen Baudenkmale von Friesach; in Mittheilungen VIII. 1863. — Feil: Einleitendes über Burgen im Lande unter der Ens; im Berichte des Alterthums-Vereines zu Wien I. 1856. — Frommer: Ruine Stahremberg in Niederösterreich; in Mittheilungen der k. k. Central-Kommission XV. 1870. — Gradt: Die Burgruine Gösting; in Mittheilungen XVI. 1871. — Grueber: Die Kaiserburg zu Eger; Prag 1864. — Hefner und Wolf: Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen; Frankfurt 1849. — Krieg von Hochfelden: Geschichte der Militär-Architektur des früheren Mittelalters; Stuttgart 1859. — Leber: Die Ritterburgen Rauheneck, Scharfeneck und Rauenstein; Wien 1844. — Leber: Beschreibungen einiger Burgen im Kreise unter dem Wienerwald; Alterthums-Verein zu Wien I. 1856. — Leo: Der Burgenbau vom XI. bis XIV. Jahrhunderte; in Raumer's historischem Taschenbuche; Leipzig 1837. — Mutzel: Die römischen Wartthürme; in den Abhandlungen der k. bair. Akademie der Wissenschaften VI. Bd. II. Abth. 383—405. — Perger: Baubeschreibung der Veste Aggstein; Alterthums-Verein zu Wien VII. 1864. — Scheiger: Ueber Burgen und Schlösser im Lande unter der Ens; Wien 1837. — Scheiger: Andeutungen über Erhaltung und Herstellung alter Burgen; Graz 1858. — Schultz Alwin: Ueber den Bau der Hofburgen des XII. und XIII. Jahrhundertes; Berlin 1862. — Schulz Ferencz: Studien über Befestigungsbauten des Mittelalters; Mittheilungen der k. k. Central-Kommission XIII. 1868 und XIV. 1869. — Weininger: Mittelalterliche Burgen; in Westermann's illustrirten Monatsheften 1860. — Vischer: Abbildung aller Städt, Clöster und Schlösser dess Erz-Herzogthums Oesterreich ob der Ens 1674.

Demmin: Die Kriegswaffen; Leipzig 1869. — Falke: Die Gastlichkeit im Mittelalter; in Raumer's historischem Taschenbuche; Leipzig 1862. — Falke: Die irrende Ritterschaft; Taschenbuch; Leipzig 1863. — Falke: Ueber Fensterverglasung; Mittheilungen der k. k. Central-Kommission VIII. 1863. — Funke: Das Ritterthum; Meyer's Geschichts-Bibliothek III. 1. — Riewel: Studien über Schmiede- und Schlosser-Arbeiten in Oesterreich; Mittheilungen der k. k. Central-Kommission XV. 1870. — Scherr: Die ritterlich-romantische Gesellschaft; Meyer's Geschichts-Bibliothek XIII. 2. — Weinhold: Die deutschen Frauen im Mittelalter; Wien 1851. — Die Sammlungen des germanischen Museums zu Nürnberg 1868. — Der Katalog der daselbst befindlichen Bautheile und Baumaterialien 1868 und der Gewebe, Stickereien etc. 1869.

} N H A L T.

	<i>Seite</i>
Einleitung.	
Definition	1
Landesburgen	1
Stadtburgen	1
Herleitung des Wortes Burg	3
Recht zum Burgenbau	3
Beweggründe für den Burgenbau	4
Burgenbau in Oberösterreich	5
Gemeinschaftlicher Aufbau und Besitz einer Burg	8
Burgbaumeister	9
Burgstelle	9
Wasser- und Uferburgen	9
Höhenburgen	10
Lage oberösterreichischer Burgen	11
Bauplan	14
Fortifikatorische Anordnungen	15
Tabor in Oberösterreich	16
Baumaterial	17
Die älteste Befestigung von Ens	18
Steinbau-Technik	20
Backsteinbau	23
Festigkeit des alten Mörtels	24
Rangsunterschied der Burgen	24

I. Die Herrenburg.

1. Vorburg.

Dynasten	25
Burgweg	26
Platz vor der Burg	26
Aeußerste Umfassung	27
Aeußerstes Thor	27
Vorsichtsmassregeln gegen Ueberrumpelung	28

	Seite
Zwinger	29
Kleinere Vorbburg	30
Grössere Vorbburg	30
Viehhof	30
Reithof	31
Gräben	31
Garten in der Vorbburg	32
Garten ausserhalb der Burg	32
Reit- und Turnierplatz	33

2. Hauptburg.

a) Umfassung.

Burgmauer	33
Gebäude auf und zwischen der Ringmauer	34
Hauptburgen ohne eigentlichen Ringmauern	34
Zinnen als Vertheidigungsmittel	35
Schiessscharten	36
Wehrgang	36
Mordgang	36
Schutzdächer	37
Fallladen	38
Friesbogen	38
Maschikulis	40
Aeussere Flankirung der Burgmauer durch Erker	41
Flankirung durch Thürme	42
Weitere Bestimmungen der Zinnen	43
Zugang zum Thore der Hauptburg	44
Hauptburgthor	45
Pechnase	46
Verzierung des Thores	46
Zugbrücke	47
Thorthür	48
Fallgitter	48
Kleinere Thore	49
Barbakan	49
Burghof	49

b) Bergfried.

Deutsche Herleitung des Namens	50
Der Zweck des Bergfriedes	51
Als letzte Zufluchtsstätte	51
Als Warte	51
Als Deckung für die Burg	53
Bergfriedsmauer	53
Form der Bergfride	54
Dicke	55

	Seite
Mauerstärke	55
Höhe	55
Eingang	55
Verliess	57
Stockwerke	58
Kamine	59
Kommunikationen	60
Vertheidigungs - Einrichtungen	61
Eckthürmchen	61
Holzbauten auf dem Bergfriede	63
Thurmdächer	64
Holzbauten als Eigenheit deutscher Burgen	65
Standort und Bauart der Bergfriede in den verschiedenen Jahrhunderten	66
Thürme ausserhalb der Burg	71

Kriegerisches Leben in der Burg.

Kommandant der Burg	72
Burggraf, Pfleger	74
Besatzung	75
Ueberfall	77
Blokade	77
Ummauerte Holzburgen	78
Belagerung	79
Zeugmeister	79
Wurfmaschinen	79
Katze	81
Krebs	81
Stossmaschinen	81
Wandelthurm	81
Kostspieligkeit des Belagerungszeuges	82
Vertheidigung	82
Brechen einer Burg	84
Pulvergeschosse	84

c) Palas.

Aeussere Beschaffenheit des Palas	86
Bestandtheile des Palas	88
Rittersaal	88
Decke des Saales	88
Fussboden	89
Fliesen	89
Bedeckung des Fussbodens	90
Wände und ihre Ausschmückung	93
Teppiche	93
Fenster	97

	Seite
Fensterverschluss	97
Fensternischen	100
Kamine	100
Bühne	101
Oefen	101
Möbel	102
Leuchter	103
Laterne	107
Wohnzimmer im Palas	107
Ihre Ausstattung	107
Schrank und Truhe	109
Bett	110
Zimmer der Burgfrau	111
Balkon	112
Gallerie	113
Kommunikationen im Palas	113
Thüren im Palas	113
Thürflügel	114
Thürbeschlag	115
Thürschloss	116
Schlüsselloch	116
Schlüsselschild	116
Schlüssel	119
Thürklopfer	120
Thürzieher	120
Unterlagsplatten	120
Erdgeschoss des Palas	120
Fortifikatorische Anordnungen im Palas	121

d) Kapelle.

Lage	122
Doppel-Kapelle	122
Beschaffenheit	123
Burgkaplan	123

e) Weiberhaus.

Wohnstätte der Frauen	123
Arbeitsaal	124
Unterhaltungsort	125

f) Die übrigen baulichen Einrichtungen.

Anderweitige Wohnzimmer und Kammern	124
Küche	125
Kochkunst und Speisen	126
Brunnen und Cisternen	127
Badestube	128

	Seite
Vorrathskammern	130
Rüstkammer	130
Pulverkammer	131
Sattelkammer	131
Briefkammer	131
Unterirdische Gänge	131
Aufzugswinden	132
Sonnenuhren	132
Inscriften und Wappen	132
Aborten	132

Häusliches und geselliges Leben in der Burg.

Die Burgfrau als Herrin des Hauswesens	133
" als Krankenpflegerin	134
" als Erzieherin der Mädchen	134
" " der Knaben	135
Dienerschaft: Edeldiener	136
Niedere Dienerschaft	137
Gastlichkeit	138
Reisende	138
Fahrende Ritter	138
Studenten	140
Pilger	140
Spieleute	140
Hausirer	141
Bewirbung	141
Empfang eines ritterlichen Reisenden	142
Pflege des ritterlichen Gastes	142
Vorstellung bei der Burgfrau	143
Tafel	143
Nachtlager	144
Abreise	145
Einladung zum Feste	145
Vorbereitungen	146
Feierlicher Empfang	147
Messe	147
Vergnügen vor Tische	147
Anordnung der Tafel	148
Tischgeräthe	148
Tafelordnung	150
Speisen	152
Getränke	153
Speiseregeln	154
Unterhaltung bei Tische	154
Unterhaltung nach Tische	155

	Seite
Ton der Unterhaltung	156
Trinkgelage	157

II. Das Burgstall.

Wehrbau	160
Wohnräume	160
Häusliches und geselliges Leben	162
Umbau des Burgstalles zu einer grösseren Veste	163
Wohnhaus auf der Höhe des Thurmes	163
Ende der mittelalterlichen Burgen.	
Verfall	165
Entkleidung des mittelalterlichen Charakters	168



VERZEICHNISS DER ABBILDUNGEN.

Fig.		Seite
1	Burg Schärding	2
2	„ Spielberg	10
3	„ Stauf	11
4	„ Thumb	12
5	„ Piberstein	12
6	„ Pernstein	13
7	„ Falkenstein	13
8	„ Schaunberg	14
9	Häringsgrätenbau	21
10	Burg Dornach	23
11	Jagdhorn	28
12	Schiessscharten	36
13	Mordgang	36
14	Zinnengang mit Schutzdach	37
15	Fallladen	38
16—17	Friesbogen	39
18—19	Maschikulis	40
20—21	Erker	41—42
22	Ringmauerthurm	43
23	Burg Rutenstein	43
24—26	Zinnen mit Verzierungen	44
27	Burgthore	45
28	Pechnase	46
29	Burgthor mit Verzierungen	46
30	Sperrbalken und Grundriss vom Thoreingang und Fallgitter	48
31	Ausfallspförtchen	49
32	Grundriss einer Bergfriedsmauer	53
33	Bergfried in Wildenstein	53
34	„ in Wernstein	54
35	Grundriss eckiger Bergfriede	54
36—37	Eingangsthüren in Bergfrieden	56
38	Zugang in das Verliess	58

Fig.		Seite
39—40	Schlüsse und Fenster in Bergfrieden	59
41, 43, 44	Kamine im Bergfried	59—60
42	Durchschnitt eines Bergfriedes	60
45	Bergfried von Neuhaus	62
46	„ „ Falkenstein	63
47—49	Verschiedene Thurmbeckrönungen	64
50	Windeck	66
51	Bergfried von Krämpelstein	67
52—53	Grundriss von verschiedenen Stellungen der Bergfriede	68
54	Thurm (Butterfass)	70
55	Scharnstein	71
56	Pührnstein	87
57—66	Fliesen	89—92
67—70	Teppiche	94—96
71	Fenster	98
72	Kamin mit Säulen	100
73	Ofen	101
74—78	Leuchter	104—105
79	Laterne	108
80	Truhen - Schlossblech	109
81—88	Thüren	114—118
89—90	Schlossbleche	119
91—92	Thürzieher	120—121
93	Küche	125
94	Durchschnitt einer Küche	126
95	Brunnen	129
96	Wappen zu Falkenstein	132
97	Handmühle	134
98—99	Sitz- und Wohnnischen	161
100	Pranthoff	162
101	Lobenstein	163
102	Mühlgrub	170
103	Klingenberg	170
104	Wachsenberg	171

DRUCKFEHLER UND BERICHTIGUNGEN.

Seite	2	Zeile	3	von unten	gegeben	statt	geben.
"	6	"	3	"	Otakar	"	Ottokar.
"	11	"	8	"	oben	"	war.
"	18	"	4	"	unten	"	<i>volidissimam</i> .
"	22	"	4	"	"	"	Denn
"	27	"	9	"	"	"	an der mit Blech
"	42	"	21	"	oben	"	an der Blech.
"	43	"	14	"	"	"	hervortraten
"	57	"	18	"	unten	"	<i>Thoreingänge</i>
"	58	"	6	"	,	"	innen
"	61	"	14	"	"	"	immer.
"	98	"	9	"	"	"	hatte
					Marsbach		hat.
					Muster	entfällt.	
						statt	Mustern.

